Bibliothek
egensburg

Aus

Tit. Herrn

Ernst Christian Jasche,

angesehenen Handelsmanns und E. E. Hansgerichts Assessoris

Vermächtnis zur Rathsbibliothek

1787.

Hist. 697

G.

SBR 069026407799

22

Herrn Sonnerat,

Kommissärs beym Seewesen,
königl. pensionirten Naturforschers, Korrespondenten des königlichen Kabinets und der Akademie der Wissenschaften zu Paris, Mitgliedes der Akademie zu Lyon,

Reise
nach
Ostindien und China
auf
Befehl des Königs
in
den Jahren 1774 bis 1781
unternommen.

Aus dem französischen Original
in
einen freien Auszug
gebracht.

Mit 17 Kupfertafeln.

Frankfurt und Leipzig
bey Adam Gottlieb Schneider, 1784.

Vorbericht.

Gegenwärtiger Auszug aus Sonnerat's Reise nach Ostindien und Ssina in dem Jahren 1774 bis 1781, einem Werke, das bekanntlich mit allgemeinem Beyfall aufgenommen wurde, kann unsern Lesern nicht anders als willkommen seyn. Wir dachten gleich, als das grosse Werk im Französischen angekündet wurde, einen Auszug aus dem Original zu liefern, und blieben auch bey unserm Entschluß, obgleich in kurzer Zeit zwo teutsche Uebersetzungen herausgekommen sind. Hätten sich nicht unvermuthete Hindernisse gefunden, so würde unser Auszug eben so früh als die zürchische Uebersetzung erschienen seyn. Da dieselbe überhaupt sehr gut gerathen ist, so haben wir sie nebst dem Urtext vor uns gelegt, doch ohne uns an sie zu binden. Eine flüchtige Vergleichung unsers Auszuges mit derselben wird bald erkennen lassen, wie oft wir von ihr abgewichen sind. Besonders wird sich

dieses im andern Kapitel zeigen, das wegen der im Original selbst gedrängten Nachrichten nicht sowohl Auszug als vielmehr meist eigne Uebersetzung ist. Da der größte Theil der Sonneratischen Reisebeschreibung von Ostindien, oder eigentlich von den beyden Küsten Koromandel und Malabar, handelt, gleichwohl aber manches, das unsre Leser interessiren kann, von ihm übergangen worden, vermuthlich weil er es als schon bekannt voraussetzte, so haben wir unserm ersten Kapitel eine kleine Nachlese aus Le Gentil's und Ives's Reisen beyfügen wollen. Aus der grossen Menge Kupferstiche, welche das grosse Werk enthält, 140 an der Zahl, sind die vorzüglichsten gewählt und getreu nachgestochen worden. Von den vielen Beschreibungen ausländischer vierfüssiger Thiere, Vögel und Pflanzen konnten wir wenig Gebrauch machen. Dagegen aber wird man in unserm Auszuge alles finden, was Sonnerat zur Völkerkunde berichtet hat.

Haupt-Innhalt.

Erstes Kapitel.

Von Indien.

Erster Abschnitt, von dem Lande und Einwohnern.

Seite

1. Von der Küste Koromandel. 3
2. Von der Küste Malabar. 10
3. Von Surate. 13
4. Von der Eintheilung der Kasten oder Stämme. 16
5. Von der Einweihung der Indier. 26
6. Von den Heyrathen der Indier. 28
7. Von den Leichbegängnissen. 39
8. Von den Künsten und Handwerken, auch einigen einfachen und nützlichen Maschinen der Indier. 49
9. Von der Arzneywissenschaft. 57

Seite
10. Von der Astronomie. 67
11. Von den Sprachen und der Schrift der Indier. 70
12. Fabeln der Indier. 73
13. Von den Münzen. 78

Zweiter Abschnitt.

Mythologie der Indier.

1. Von den Göttern. 83
2. Von den Halbgöttern. 97

Dritter Abschnitt.

Von der Religion der Indier.

1. Von den Glaubenslehren der Indier. 100
2. Von dem Gottesdienste der Indier. 107
3. Von den heiligen Büchern der Indier. 108
4. Von den Tempeln. 103
5. Feste der Indier. 107
6. Besondre Ceremonien der Indier. 131
7. Von den indischen Mönchen. 134
8. Moral der Indier, Himmel und Hölle. 139
9. Von dem Ganges. 146

Seite
10. Schöpfung der Welt nach der Meynung der Indier. Dauer der Welt und verschiedene Weltalter. Zeitabtheilungen. 149
11. Von den glüklichen und unglüklichen Tagen. 152
12. Symbol der Bramanen nach dem Kandon. 155
Nachlese zum ersten Kapitel. 158 - 178

Zweites Kapitel.

1. Von Ssina. 179
2. Von Pegu. 213
3. Von der Insel Madagaskar. 227
4. Von der Insel France. 251
5. Von der Insel Bourbon. 257
6. Von dem Vorgebirg der guten Hofnung. 258
7. Von der Insel Zeylon. 262
8. Von den Maldiven. 265
9. Von Malakka. 267
10. Von den Philippinen. 271
11. Von den Molukken. 285

Anhang.

Anhang.

Von einigen vierfüßigen Thieren und Vögeln.

Seite

Der Ay = Ay. 289

Das grosse Malabarische Eichhorn. 290

Die Maki's. 290

Die wilde indische Katze mit schwarzen Streifen. 291

Das Zibetthier von Malakka. 291

Der kleine Tandrek aus Madagaskar. 291

Der indische wilde Hahn und die indische wilde Henne. 292

Der Rulul von Malakka. 293

Die holländische Taube. 293

Der Nelikurvi aus Madagaskar. 293

Die kleine Meise vom Vorgebirg der guten Hofnung. 294

Erstes Kapitel.

Von Indien.

Erster Abschnitt.

Von dem Lande und den Einwohnern.

I.

Von der Küste Koromandel.

Auf dieser Küste haben sich, wie auf der malabarischen, grosse Revolutionen ereignet, und es sind von einigen der schlauesten Oberhäupter auf Unkosten der Einfältigern verschiedene souveraine Staaten errichtet worden.

Die vornehmsten Faktoreyen der Europäer auf dieser Küste, und zwar der Franzosen sind **Pondischery** und **Karikal**, der Engländer **Madras**, und **Gudelur**,

der Holländer Negapatnam, Sadras und Paliakate, der Dänen Trinquebar. Es sind auch einige den einheimischen Fürsten gehörige Flecken (Aldées) da, als Naur, Porte nove rc.

Pondischery, die Hauptstadt der Franzosen und ehemahls eine der schönsten Städte Indiens, wurde, nachdem sie die Engländer, der Erde gleich gemacht hatten, mit noch mehr Geschmack und Pracht wieder aufgebaut, die Strassen wurden in gerader Linie angelegt und mit Bäumen bepflanzt, ehe aber noch die Vestungswerke vollendet waren, schleiften sie die Engländer aufs neue.

Karikal kann wegen seiner guten Lage noch ein Hauptort werden. Die indischen Häuser sind artiger und besser gebaut als irgendwo, die Strassen werden von den auf beyden Seiten gepflanzten Bäumen beschattet, und die Stadt selbst ist nach der Schnur angelegt. So nahe an Tanschaur liegend könnte sie das indische Getreidemagazin werden. Verschiedene beträchtliche indische Flecken stehen unter ihr und zahlen ihr Tribut. Ihre Gränzen erstrecken sich bis an den Fluß Naur, und sie ist das einzige französische Etablissement, das mehr einträgt als kostet. Es ist zu hoffen, daß sie durch die Kaufleute und Banianen von Naur, die hier Sicherheit und Handelsfreiheit finden, noch mehr bevölkert werden wird. Auch liesse sich leicht ein Hafen in dem Fluß graben, dessen Wasser bis an die Stadtmauern geleitet werden könnte. In den benachbarten indischen Flecken fabricirt man Leinwand, die aber schlechter ist als die nordliche, Schnupftücher, Gingans und grobe Zitze, welche die Holländer aufkaufen.

Madras oder Fort St. Georg ist stark bevestiget, Gudelur hingegen ists destoweniger, seine Thore haben gar keine Bevestigung, die Mauern sind von Ziegelsteinen

steinen und ohne Gräben, und die Bollwerke daran führen keine Kanonen.

Negapatnam, der Hauptplatz der Holländer, ist sehr groß, hat aber eine elende Mauer ohne Gräben, und ist auf der Seeseite ganz offen. Die Citadelle liegt auf der Südseite, ist zwar klein, aber doch dem Ansehen nach veste, nur liegt sie zu nahe an der Stadt. Hier ist die Niederlage aller Waaren, welche die Kompagnie in Indien fabriciren läßt. Der vorbeyfliessende Fluß hat die Eigenschaft, daß er die Krabben versteinert, deren man aber schwerlich einen ganz bekommt. Sie sollen zu Pulver gestossen und in einem Trank, es sey welcher er wolle, ein Heilmittel wider den Stein seyn, ingleichen das Wasser helle und frisch machen, wenn man sie darein legt. In dem Garten, den die Kompagnie ausserhalb der Stadt hat, steht ein viereckigter Thurm, der vormahls sehr hoch gewesen seyn muß, und die chinesische Pagode heißt, weil er von den Chinesern aufgeführt worden, als sie noch nach Indien handelten.

Sadras ist durch seine Gingans und gemalte Leinwand, und Paliakate durch seine Schnupftücher bekannt.

Die meisten Städte im Innern des Landes sind blos zerstreute Schutthaufen, und neben den Tempeln, diesen grossen Denkmälern der religiösen Pracht, stehen lauter elende Häuschen und Strohhütten, worein der Reiche sowohl als der Arme seine Zuflucht nimmt.

Indien ist durch die Kriege entvölkert, und von den Ausländern seiner Schätze beraubt worden. Wer noch ein wenig Geld hat, verbirgt es in die Wälder, oder gräbt es in die Erde, oder baut an den Strassen Ruhegebäude zur Bequemlichkeit für die Reisenden, welches für ein den

Göttern sehr gefälliges Werk gehalten wird. Sie werden allezeit neben einem Gehölze, und meist ohne alles Holz aufgeführt, und bestehen aus einem grossen Saal ohne Thüren und Fenster, sind auf der Südseite ganz offen, und mit einem gewölbten Gange eingefangen. Neben dabey ist ein Teich und ein dem Pollear geheiligtes Kapellchen, damit der Reisende sich reinigen und sein Gebet verrichten könne. Manchmahl wird ihm sogar Kange (Reiswasser) zur Erfrischung vorgesetzt.

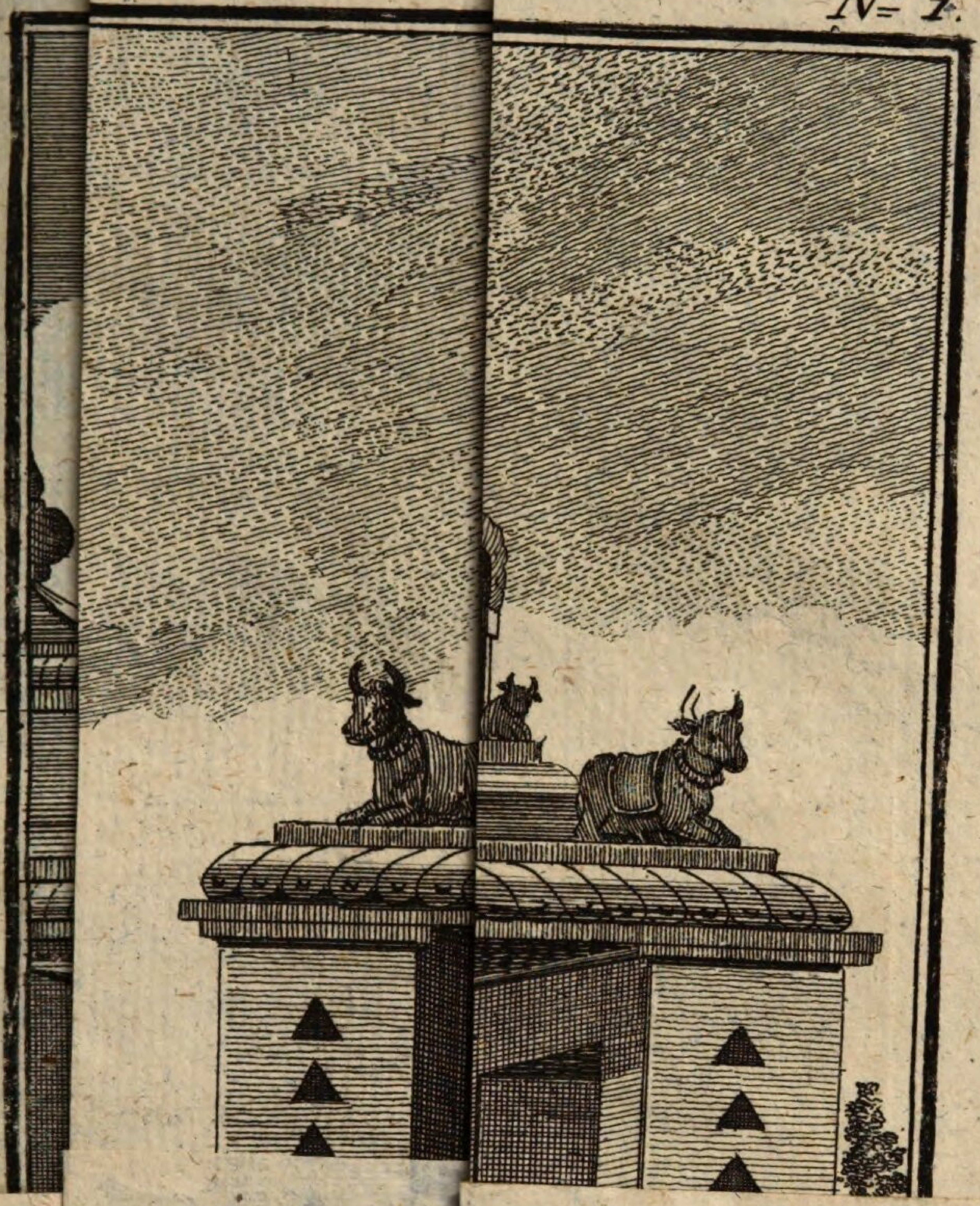
In den entferntern Dörfern ist noch einiges von der alten Simplicität anzutreffen. Der Vorsteher einer Gemeinde wird als der Allvater betrachtet und schlichtet die Streitigkeiten; von Gemeingütern werden die öffentlichen Arbeitsleute bezahlt, und die Armen, wie auch durchreisende Komödianten unterhalten; zerbricht ein Bauer seinen Pflug, so darf er nur die Materialien anschaffen, ohne daß ihm der Schmied etwas kostete.

Die unerträglich heissen Landwinde, die im Mai und Junius wehen, und immer Sand und Stürme vom Gebirge Gate mit sich führen, wechseln am Abend mit Seewind ab, der die Luft wieder erfrischt. Gleichwohl ist das Wasser, so lang iene wehen, eiskalt, und hingegen beynahe lau, sobald sich die kühlen Seewinde spüren lassen.

Die Versteinerungen von Trevikarre, einem indischen Flecken, sieben Meilen von Pondischery, sind merkwürdig. Man findet auf den Bergen, die iezt ganz von Erde entblößt sind, sehr dicke versteinerte Bäume an der freyen Luft, die meistentheils queer über tiefen Gräben liegen, welche durch Regengüsse ausgehölt worden sind, und statt einer Brücke dienen. Diese Versteinerungen und die Bergkette von Gingi, die aus grossen beynahe runden und übereinander liegenden Felsstücken bestehet, beweisen,

daß

Nº 1.



daß

Nº 2.

Ein Indier von der Sekte des Schiwen.

Ein Indier von der Sekte des Wischenu.

daß hier eine gewaltige Revolution vorgegangen seyn müsse. Letztere ist auch wegen der Schanzen bekannt, woraus man sie bestreichen kann.

Die Bewohner der koromandelischen Küste heissen **Tamuler**, und es ist unrichtig, wenn die Europäer sie **Malabaren** nennen. Sie sind schwarz, ziemlich groß und wohl gebaut, aber weichlich, feig und weibisch.

Diese Völker haben ein lustiges Temperament, und lieben Spiele, Tänze, Komödien und Musik. Ihre gewöhnliche Nahrung ist Reis in Wasser gekocht, Kräuter, Gemüse, Milchspeisen und etwas Früchte. Einige Kasten (Stämme) essen auch Fische und Hammelfleisch, doch nur an Festtagen. Die Parias allein, der verachteste Stamm, essen Ochsen- Kühe- und Büffelfleisch. Starke berauschende Getränke werden wegen des schimpflichen Zustandes, worein die Trunkenheit den Menschen versetzt, von den Indiern verabscheuet, und nur die verächtlichsten Stämme trinken dergleichen. Bey Festmahlen sind ihnen Zwieback in Milch mit Zucker bestreut, und Butter- oder Oelkuchen die leckerhaftesten Gerichte, dazu sie meist blos Quellwasser trinken, und nur, wenn sie sich recht gütlich thun wollen, bereiten sie ein Getränke aus Pfeffer, Tamarinden und Zwiebeln, das sie in langen Zügen schlurfen. Baumblätter, die mit Grashälmgen zusammengefüget sind, dienen ihnen zu Schüsseln und Tellern. Bey dem Essen liegen sie auf Matten von Palmen oder auf einem Stück Leinwand, reden kein Wort, und hütten sich, die Speisen, die sie zum Munde führen, nicht mit ihrem Speichel zu berühren, damit sie dieselben nicht verunreinigen.

Ihre Kleidung besteht aus einem Stücke Leinwand, womit sie die Lenden umschürzen, und sich bis an die Kniee bedecken, mit einem andern Stück umwinden sie den Leib

 auf

auf verschiedentliche Art, und auch den Kopf wickeln sie in Leinwand, die so fein als Musseline ist. Viele, besonders auf der Küste, tragen grosse weite Hosen, die bis an die Knöchel reichen, und einen langen weißleinwandenen Rock, der kreutzweise über die Brust geheftet ist. Die Reichen tragen diesen Rock oft aus Musseline, manchmahl mit Gold gestickt, und bedecken ihr Haupt mit einer Art von Turban. Die meisten gehen barfus, viele tragen Sandalen, einige auch Pantoffeln von Korduanleder oder Gold- und Silberstoffen, die sich mit einer langen und krummgebogenen Spitze endigen. In den Ohren tragen sie ungemein grosse ovale goldene und in der Mitte mit einer Perle oder einen Diamant geschmückte Ringe, wovon sie entsetzlich in die Länge gezogen sind. Manchmahl besteht ihre ganze Kleidung aus einem Stücke Leinwand, womit sie die Schaamtheile decken.

Ihre Frauensleute sind fast durchgehends klein, häßlich, unreinlich und eckelhaft. Sie dürfen nie mit ihren Männern essen, und sind eigentlich eine Art von Sklavinnen, denen sie aber doch mit einiger Achtung begegnen. Die gemeine Sitte ist nur Eine Frau zu haben, bey einigen Stämmen aber hat man mehrere, und besonders ist bey den Rajas die Polygamie nichts seltenes.

Den ganzen weiblichen Anzug macht ein Stück Leinwand aus, welches zwey oder drey mahl um den Leib geschlungen wird und ihn von den Lenden bis an die Füsse bedeckt, das eine Ende davon wird über die Schultern und den Kopf gezogen und fällt dann auf den Busen, oft sind sie aber auch von den Lenden bis auf den Kopf ganz nackt. Auf der Küste Orixa tragen sie noch ein kleines Korset mit kurzen Ermeln, das hinten zugeschnürt wird und den Busen trägt, der übrige Leib ist bis auf den Nabel nackt. Einige tragen ihre Schürzen von gemalter

Lein-

Leinwand, und die reichsten von feinen Zeugen von tibetischer Schaafswolle.

Die meisten Weiber tragen an iedem Arm und Fuß Ringe von Gold, Silber, Elfenbein oder Korallen, die im Gehen ein Geklirre machen, das ihnen sehr wohl gefällt. Auch an die Finger und Zehen stecken sie grosse Ringe. Die flache Hand und die Fußsole färben sie mit dem Saft von **Mindiblättern** roth, und um die Augen mahlen sie einen schwarzen Kreis. In gewissen Kasten reiben sie sich den Leib und das Gesicht mit Safran. Vom Halse hangen ihnen goldene und silberne Ketten herab. Ihre Ohren sind an verschiedenen Orten durchstochen und mit Edelsteinen geschmückt, dergleichen sie auch an die Nase hängen. Die Haare salben sie mit Kokosöl, und tragen sie entweder geflochten, oder um eine Haarnadel gewunden. Die Wittwen legen ihre Juwelen ab, und tragen blos eine weisse Leinwand, die sich um den Leib windet.

Die Kinder beyderley Geschlechts gehen so lange, bis sie mannbar werden ganz blos.

Die Weiber müssen sich, wann das gewöhnliche sich einstellt, einige Tage als unrein von der Gesellschaft absondern, alles, was sie berühren, wird als verunreinigt angesehen; und sie müssen sich durch Bäder und Getränke reinigen.

Die Häuser der Indier sind gemeiniglich nur von Thon oder Ziegelsteinen ins Gevierte aufgeführt und mit Kalch überdeckt, nur ein Stockwerk hoch, haben keine Fenster oder nur ungemeine kleine, die Thür ist enge und niedrig; und vorne ist eine kleine Gallerie, **Waranke** genannt, angebracht, welche das über die Mauer hervorstehende Dach formirt und hölzerne auf einer Bank von gestampfter und mit Kalch übertünchter Erde ruhende

Säulen tragen. Inwendig ist ein Hof, um welchen eben eine solche Gallerie herumgeht. Die Bramanen und Pietisten überstreichen das Pflaster, zuweilen auch die Wände mit Kühkoth, wovon sie den Vortheil haben, daß die in Indien so häufigen Insekten abgehalten werden. Die Meublen bestehen in einer Matte oder einem auf dem Boden ausgebreiteten Teppich, Abbildungen von Göttern, und irdenen Geschirren, worinn sie ihre nöthigen Geräthschaften verwahren. Doch haben die Küstenbewohner grössere und reinlichere Häuser, die mit einer Art von Gips, der kein Wasser durchläßt, überzogen sind, und unter den Gallerien pflegen sie der frischen Abendluft zu geniessen.

Ausser einigen aus Europa gebrachten Karossen, sieht man daselbst kein andres Fuhrwerk, als die Gari und Palankin. Ersterer ist eine Art von Sänfte mit Vorhängen auf einem zweyrädrigen Karren, der von Buckelochsen gezogen wird. Diese Thiere laufen einem Pferde im Gallop gleich; man beugt ihnen, wann sie noch jung sind, die Hörner gleichförmig und fäßt sie mit goldnen Ringen ein, bemalt auch die Schenkeln und die Brust derselben bunt. Der Palankin ist eine Art kleinen Bettes mit einem darüber gespannten Zelt. Ueber ihm lauft ein in der Mitte bogenförmig gekrümmter und an dem Palankin bevestigter Bambus, dessen beyde Enden 5 bis 6 Träger aufnehmen, welche sehr schnell gehen, und sich auf dem Marsche durch gewisse Lieder aufmuntern, deren Schlußreime sie einstimmig wiederholen.

2.

Von der Küste Malabar.

Diese Küste erstrekt sich vom Kap Komorin nordwärts bis an das Kap St. Johann und die Gränze von Guzurate, und südwerts bis Mahe. Der südliche Theil

ist

ist eine mit Holz bewachsene Ebne, der nördliche ist unfruchtbarer und durch das Gebirg Gate, dem höchsten in Indien, von Koromandel geschieden. Dieses Gebirg theilt die Jahrszeiten ab; wenns auf der einen Seite Winter ist, ists auf der andern Sommer.

Der Name des Landes ist eigentlich **Male a lon**, die Einwohner nennen sich in der einfachen Zahl **Maleatan**, in der mehrern **Maleatar**, die Portugiesen machten daraus **Malabar**, und legten diesen Namen auch Koromandel bey, weil sie daselbst ein Volk von ähnlicher Bildung und Sprache antraffen.

Malabar wird in 11 Königreiche getheilt, nemlich Travankurt, Kochin, Kalikut, Kartnate, Kananor, Kolastri, Kanara, Sonde, Bonzolo, die Maratten, und die Mogolen.

Die vornehmsten Besitzungen der Europäer auf dieser Küste betreffend, so gehört **Kochin** den Holländern, **Mahe** den Franzosen, **Goa** den Portugiesen, **Bombay** und **Talischery** den Engländern.

Bombay hat einen vortrefflichen Hafen, den einzigen auf der Küste; die Stadt ist wohl bevestiget. **Goa** wird von einem ansehnlichen Flusse bespült, es können aber Kriegsschiffe hier nicht überwintern. **Kochin** hat eine angenehme Lage. **Mahe** hat die beste Lage zu einer Vestung; Herr de la Bourdonnais hatte einige Werke angelegt, aber die Engländer schleiften sie wieder. Der Fluß ist angenehm und tief, er gäbe, wenn man das Bette tiefer graben wollte, einen guten Hafen.

Das Innere des Landes ist gut angebaut. Die Berge sind amphitheaterförmig ausgehauen und mit Reis

bepflanzt. Jeder Einwohner hat ein geviertes mit einer Mauer eingefangenes Stück Land, das mit Kokos- und Jakabäumen, Muruk und Huette bepflanzt ist, an welchen sich der Pfeffer und der Betel emporschlängeln. Die Reisfelder sind mit einem Wall von aufgeworfener Erde eingefaßt, der so breit ist, daß ein Mann darauf umhergehen kann, wodurch das Ablaufen des Wassers verhindert wird.

Die Bewohner dieser Küste sind arbeitsam, ohne sich auf Kunst zu legen, und aus Schwachheit sanft.

Ehedem beherschte der Samorin die ganze Küste, und die andern Fürsten, selbst der König der maldivischen Inseln, zahlten ihm Tribut. Die Stadt Kalikut, seine Residenz, blühete durch den Handel. Seit dem er von einem Erobrer des Thrones beraubt worden, unterhält seine Familie zwölf junge muthige Kerle die jedesmahl, wann sich der neue König auf einem erhabenen Throne dem Volke zeiget, sich einfinden ihn zu ermorden, nachdem sie sich zuvor mit Opium berauscht haben. Gelänge es ihnen, so würde die alte Familie des Samorin wieder in ihre Rechte eintretten. Allein der neue Beherrscher hat 12000 bewaffnete Leute um sich, welche diese Waghälse in Stücken hauen.

Das Volk ist in Kasten, oder Stämme, Zünfte abgetheilt. Die Bramanen werden von den koromandelischen verachtet, weil sie Wischenu, den sie den Platz zu einer Hütte versagten, da sie doch Königreiche von ihm erhalten hatten, verflucht haben soll. Sie heyrathen nicht, dürfen sich aber aller Nairessen bedienen, ein Vorrecht, das auch den Portugiesen eingeräumt gewesen, bis sie sich durch Trunkenheit und Ausschweifungen mit Weibern ohne Unterschied der Stämme desselben verlustig gemacht.

Diese Sitte gründet sich darauf, daß ein Weib sich jedem Manne, der nicht aus einem niedrigern Stamme als sie selbst ist, preisgeben darf, und die Kinder nicht dem Vater, sondern der Mutter Bruder angehören, und die Erben seiner Güter, selbst der Krone sind, wenn er König ist.

Die Nairs machen den Kriegsstand aus. Sie gehen immer bewaffnet, und unterscheiden sich von den übrigen Kasten durch ihr grobes trotziges Wesen. Einem Parias rufen sie schon von weitem zu, er solle ihnen aus dem Wege gehen, und kommt er ihnen dennoch zu nahe und berührt sie aus Unvorsichtigkeit, so haben sie das Recht ihn nieder zu machen. Zwar haben die Parias jährlich einen Tag, an welchem ieder Nair, den sie berühren können, ihr Sklave werden muß, allein es geschieht nie, weil sich die Nairs an diesem Tage sorgfältig verstecken.

Die iungen Mädchen tragen bis zur Mannbarkeit den Busen blos, dann aber bedeckt, doch entblössen sie ihn aus Höflichkeit gegen Europäer und Leute von einer vornehmen Kaste. Die verheyratheten haben ihn stets entblößt.

Ueberhaupt führen die Leute auf dieser Küste ein elendes Leben. Alles Geld, das sie zusammen raffen können, vergraben sie, der Meynung, ie reicher sie hier gewesen, desto glücklicher werden sie in der andern Welt seyn.

3.
Von Surate.

Diese einst schöne und berühmte Stadt am kambayischen Meerbusen, ist iezt weiter nichts als ein Hanse verfallener Gebäude. Grosse Schiffe können in den Fluß,

auf

auf dessen Südseite die Stadt liegt, nicht einlaufen, und auch für kleinere ist die Rhede unbequem. Die gemeinen Fahrzeuge müssen oft auf die Fluth warten, um aus dem Fluß laufen zu können, und bringen manchmahl vierzehen Tage zu, bis sie an den Bord der Schiffe gelangen, die sieben Meilen von der Stadt und drey vom Seeufer vor Anker liegen.

Die Engländer, Holländer und Portugiesen haben hier eine Faktorey. Ehemahls war auch ein französischer Konsul daselbst, der aber nie die Flagge vor seinem Hause aufstecken durfte. Der Nabab, ein Vasall des grossen Mogols, und der von den Engländern gänzlich geleitet wird, hat seinen Sitz eine Meile von der Stadt. Letzteren gehört die Citadelle, und ihre Truppen bewachen das Innere der Stadt, so wie des Nababs seine das Aeussere. Der Ort war einst nicht so groß, und hatte gegen die Anfälle der Maratten nur eine ziegelsteinerne Mauer; seitdem aber die Handlung von allen Seiten Kaufleute und Handwerker hieher zog, mußte man Vorstädte bauen, und sie mit einer zweyten Mauer einfassen, so daß die Stadt iezt fünf Meilen im Umkreise und auf 600, 000 Einwohner hat.

Es dürfen sich hier Leute aus iedem Lande und von ieder Religion niederlassen, und man findet Perser, Heiden, Muhammedaner und Christen. Die Parsis oder Guebern, die das Feuer anbeten, haben hier einen Tempel, der aber weiter nichts als eine mit Stroh gedeckte Hütte ist, darinn das heilige Feuer von den Priestern unterhalten wird. Diese Guebern, die von den Tatarn aus Persien, Koestan, Ormus und Diu vertrieben und durch einen Sturm an die Küste von Guzurate geworfen worden sind, errichteten, sobald sie ans Land gestiegen waren, aus Dankbarkeit gegen Gott dem Feuer, Behram, einen

nen Tempel. So zahlreich sie sind, scheinen sie doch nur eine Familie auszumachen.

Unter den Banianen giebt es ungemein reiche Leute, die es sichs aber wegen der immer zu befürchtenden Revolutionen nicht merken lassen.

Surate ist wegen seiner Bayaderen bekannt, deren ächter Name Devedassi ist; iener ist aus dem portugiesischen Worte Balladeiras, Tänzerinnen entstanden. Diese Mädchen weyhen sich dem Dienste der Götter, vor deren Bildern sie bey Processionen her tanzen und singen. Die Handwerksleute bestimmen gewöhnlich ihre jüngsten Töchter dazu, noch ehe sie mannbar sind. Sie bekommen in der Pagode Tanzmeister und Musiklehrer, die Bramanen erziehen sie und geniessen ihre Jungferschaft, endlich werden sie gemeine Huren, die ieden, der sie zu sich rufen läßt, mit Tanz und Singen unterhalten. Dies geschieht nach dem Schalle des Tal, eines Instrumentes von zwey kleinen Platten, einer stählernen und einer kupfernen, die gegen einander geschlagen werden, und des Matalan, einer kleinen Trommel. Der Musikant, welcher den Tal hält, neigt sich stets gegen die Seite der Tänzerinnen, und giebt ihnen durch die Art, wie er sein Instrument schlägt, die Leidenschaft an, die sie durch ihre Geberden und Stellungen ausdrücken sollen. Einige andre Musikanten wiederholen den Schlußreim ieder Stanze. Die Bayaderen erscheinen iederzeit parfumirt, mit Juwelen geschmückt und in Gold und Silberstoffe gekleidet.

Der wichtigste Handelszweig auf Surate ist Baumwolle, welche aus Daman, Kambay und den benachbarten Gegenden dahin geführt wird, und von da nach China und Bengalen gehet. Es wird auch mit Agaten, Edelsteinen

und Perlen, ingleichen mit Tekholz aus dem Gebirge Gate gehandelt. Das in der Gegend wachsende Getreide wird für das beßte von ganz Indien gehalten.

4.

Von der Eintheilung der Kasten oder Stämme.

Ursprünglich war das Volk in sieben Klassen eingetheilt. Den vordersten Rang hatten die **Brachmanen** oder Weisen, die ganz unabhängig waren, und keine andre Arbeit hatten, als die Opfer anzunehmen. Der Adel machte die zweite Klasse aus, von welcher die Könige, Minister, Generale rc. genommen wurden. Die übrigen Klassen bestunden aus den Gerichtsmännern, Ackersleuten, Soldaten und Künstlern.

Die **Bramanen** erhoben sich durch den Fall der Brachmanen, änderten die Gesetze und den alten Gottesdienst ab, und schränkten die Klassen auf vier ein. Sie selbst machen die erste Klasse aus. Auf sie folgen die **Schatriers**, welche die **Rajas** oder Abstämmlinge aus den königlichen Familien sind. Die dritte Klasse besteht aus dem **Wassiers**, **Wanighers** oder **Weinschas**, den Kaufleuten, und die vierte aus den **Schutres** oder **Sudras**, den Handwerksleuten und Taglöhnern. Die Indier glauben, daß die Bramanen aus dem Haupte des Bruma hervorgekommen seyen, und daß ihnen der Gott seinen Geist und seine Weisheit mitgetheilt habe; Die Raias sollen aus seinen Schultern gebohren seyn, weil sie die Regierungslasten tragen und das Vaterland vertheidigen; die Wassiers sind aus seinem Bauche entstanden, wodurch die Unterhaltung des Körpers angezeigt wird;

wird; die Schutres kommen aus den Füssen dieses Gottes, weil dieser Stamm die mühsamsten Geschäfte verrichtet.

Die Zunft der **Bramanen** theilt sich wieder in drey Klassen.

Den vordersten Rang haben die **Waidigher**. Diese sind die **Pandjankarer** oder Kalendermacher, geben sich mit der Wahrsagerey ab, und ordnen die Ceremonien bey Leichenbegängnissen und Hochzeiten an. Sie müssen auch täglich die **Wedams** beten und das **Sandiwane** verrichten, wovon wir hernach reden wollen. Sie sind alle von der Sekte des Schiwen, und beschmieren sich Leib, Arme, Schultern und Stirne mit Asche von Kühmist. Täglich ziehen sie über die Stirne zwey oder fünf Striche mit einem gelben Teige von Sandelholz, das auf einem harten Steine mit Wasser abgerieben und mit Safran vermenget worden, und zwischen den Strichen machen sie ein rundes Zeichen von röthlichgelber Farbe, welches Atschadepotu heißt, manchmahl machen sie unter das rothe Zeichen noch ein schwarzes mit den Kohlen von verbrannten Opfern; gewöhnlicher massen aber mit den Ueberbleibseln von Leinwandstücken, die auf dem Berge von Tirunamaley mit Butter verbrannt werden, womit die Bramanen dieses Tempels ihren Mitbrüdern und andern vornehmen Indiern Geschenke machen.

Auf sie folgen die **Siwebramnalen**. Diese verrichten die Ceremonien in den Tempeln des Schiwen, winden die Blumenkränze, womit man den Lingam schmückt, bereiten das Sandelholz zu den Zeichen, womit man den Gott bemalt, und kochen die Opfer, auch rufen sie durch ihre Gebete und Ceremonien die Götter vom Himmel in die Tempel herab. Aus ihnen werden die **Guru** des

 Schiwen

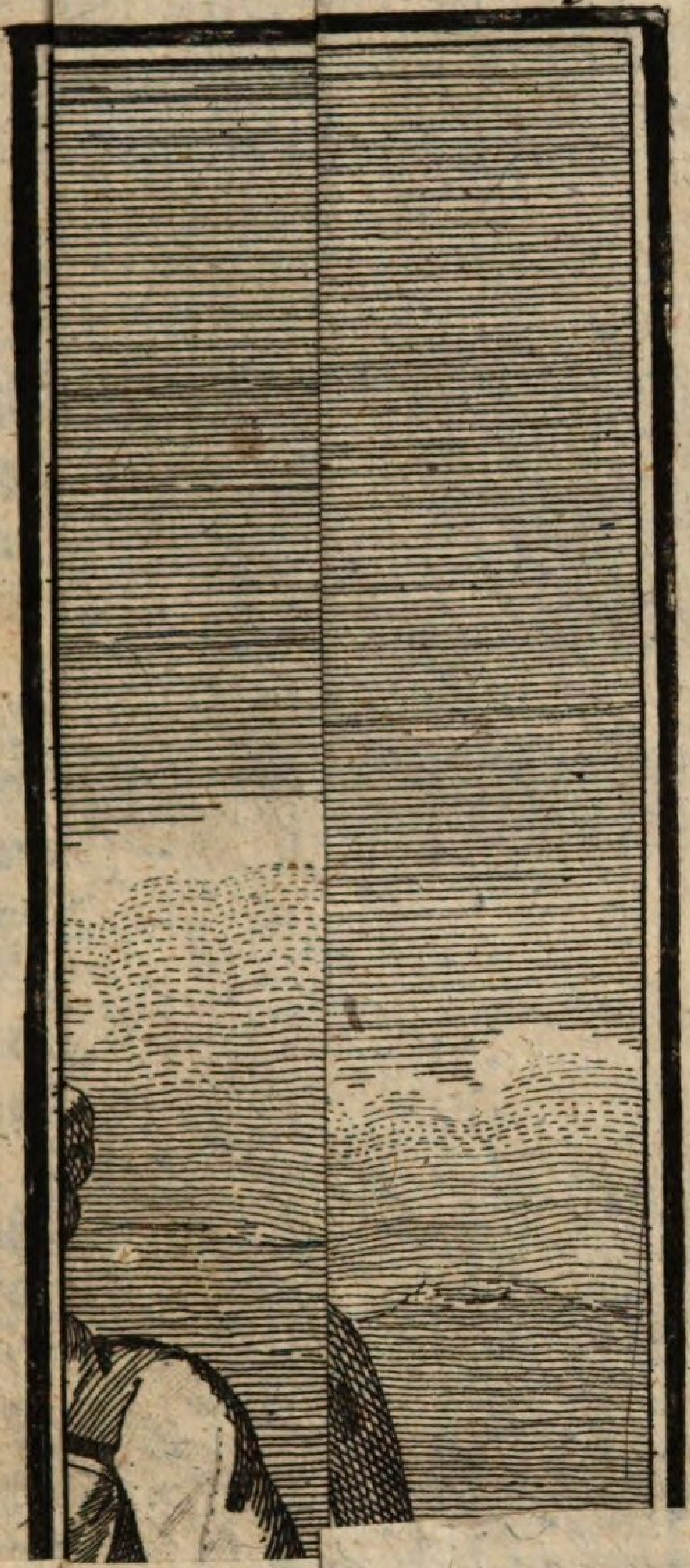
Schiwen genommen, welche in der Religion Unterricht geben, die grossen Opfer verrichten, und die Indier in den Mysterien einweyhen. Dieses Amt erbt immer der Sohn von seinem Vater. Die Indier haben für diese Bramanen die größte Ehrerbietung, sie werfen sich zur Erde, wann sie dieselben anreden, und halten dabey die Hand vor den Mund, damit ihr Athem den Guru nicht verunreinige. Weil diese Bramanen stets mit Asche von Kühmist bestreut seyn müssen, so beschmiren sie sich, wann sie gebadet haben, aufs neue damit.

Die dritte Klasse der Bramanen besteht aus den **Striwäschevanalen**, welche die Bramanen des Wischenu, und in ihrer Sekte eben das sind, was die Siwebramnalen in der Sekte des Schiwen, so wie auch aus ihrer Zunft die Gurus des Wischenu genommen werden, die man **Adschariaren** nennt. Diese Zunft theilt sich in zwey andre, deren Meinungen über die Natur ihres Gottes verschieden sind. Sie unterscheiden sich durch das Zeichen auf der Stirne, das einem Ypsilon gleicht. Bey den einen, die sich **Wadakaler** nennen, zieht es sich über die Nase herunter und lauft spitzig aus, die Einfassung ist weiß, und der mittlere Punkt gelb; bey den andern, welche **Tingaler** heissen, endiget es sich mit einer Ründung zwischen den Augenbraunen, die Einfassung ist auch weiß, der mittlere Punkt aber roth. Das weisse Zeichen stellt den Wischenu, das gelbe und rothe aber die Latschimi, sein Weib, vor.

Alle Bramanen tragen von der Linken zur Rechten eine Binde in Form einer Scherpe auf der blossen Haut, die sie zwischen ihrem siebenden und neunten Jahr bey ihrer Einweihung bekommen. Sie heissen dann **Brammassari**, oder junge Zöglinge aus dem Stamme des Bruma, und im zwölften Jahr erhalten sie den Namen

Brama.

N°. 4.



Bramanen nebst der Vollmacht zu den priesterlichen Verrichtungen, worauf allemahl ihre Verehelichung folget, bey der sie eine andere Binde bekommen. Als Novizen müssen sie alle Morgen sehr frühe aufstehen, sich baden und ihr Gebet verrichten, und den Tag über Lektionen aus ihrer Theologie und Stellen aus den Göttergeschichten auswendig lernen.

Die Binde der Bramanen besteht aus einer bestimmten Zahl von baumwollenen Fäden, die von den Bramanen selbst ohne Kunkel, blos von Hand mit den Fingern gezwirnt werden. Die Binde der Novizen hat drey Schnürchen, die mit einem Knoten geknüpft sind, die, welche sie bey der zweyten Einweihung bekommen, muß sechs Schnürchen und zwey Knoten haben, und bey iedem Kinde, das ihnen gebohren wird, vermehrt man die Zahl der Schnürchen und Knoten bis auf eine gewisse durch die Wedams bestimmte Zahl.

Wann der Sohn eines Bramanen die Binde erhält, geschieht es allemal mit grosser Feyerlichkeit. Alle Verwandte und Freunde versammeln sich im Hofe des väterlichen Hauses unter einem Zelt. Man fängt damit an, daß man sich mit Oel beschmiert und sich reiniget, bringt einige hundert Opfer, theilt Betel aus, und hängt dem Knaben ein Amulet oder Talisman an den Arm. Den andern Tag werden die nämlichen Opfer wiederholt, worauf der Vater dem Novizen an fünf verschiedenen Orten etwas Haar mit einem Scheermesser abschneidet, und es mit gekochtem Reis vermischet. Dann scheert der Barbier den iungen Bramanen vollends, und läßt nur fünf kleine Haarbüschelein an den vom Vater bezeichneten Plätzchen stehen. Nachdem abermahl gebrannter Reis geopfert und die übrigen heiligen Ausgiessungen wiederholt worden, wird demselben das karakteristische Zei-

chen seiner Sekte auf die Stirne gemalt, das kleine Stück Leinwand zur Bedeckung seiner Blösse angebunden, und die Ordensbinde, welche zuvor den Anwesenden Bramanen in einem Becken dargereicht und von ihnen durch Berührung geweyhet worden ist, mit einem daranhängenden kleinen Stück Hirschhaut von dem Oberbraman an den Hals gehänget, dann aber nach ertheiltem Seegen hinter einem Vorhang ein zwey- oder dreysylbichtes Wort zugelispelt, das kein andrer Mensch hören darf, die Binde mit Safran gerieben, und die ganze Ceremonie damit geendiget, daß man von dem Novizen die bösen Blicke verscheucht, von welchem Gebrauche weiter unten geredet werden wird.

Verschiedene Kasten aus der Zunft der Schutres haben gleichfalls das Recht, die Binde zu tragen, doch gestatten es ihnen die Bramanen nur deswegen, weil dieses Zeichen, wie sie sagen, eine hübsche Decke für einen Esel ist. Die Ceremonien bey Ueberreichung der Binde sind in iedem Stamme verschieden, nirgends aber mit so vielem Gepränge begleitet, als bey den Bramanen.

Die Bramanen gehen fast alle mit unbedecktem Haupt. Sie scheeren die Haare bis auf ein kleines Büschlein am Hinterhaupte ab, das in einen Knoten geknüpft rücklings hinunter hängt.

Die bisher beschriebenen drey Bramanenklassen dürfen heyrathen, müssen aber blos von Allmosen leben, und sich von allem was Leben hat enthalten. Es ist ihnen auch verboten, Leichenbegängnissen beyzuwohnen, und in ein Haus, worinn ein Todter gelegen, früher als zehen Tage, nachdem er daraus weggeschaft worden, zu gehen; doch halten sie seit einiger Zeit nicht mehr darüber.

Es

No. 5.

Ein Braman von der Sekte des Schiwen.

Ein Bramane von der Sekte des Wischenu.

Es nennen sich noch drey andre Zünfte auch Bramanen, sie werden aber von den erstern nicht dafür erkannt. Sie heissen die Catuwadielen, die Gutscheliér, und die Morava-papars, sind zu keinen gottesdienstlichen Verrichtungen verbunden, leben auch nicht von Allmosen, nehmen Bedienungen bey den Mogolen und selbst bey den Europäern, und kleiden sich wie die übrigen Landeseinwohner.

Die Bramanen sind allein im Besitz der Priesterwürde und des Rechtes die Gesetzbücher auszulegen, zu lehren, und Streitigkeiten zu entscheiden. Das Volk siehet sie als wirkliche Gesandte des Himmels an. Da ihre Zahl zu groß ist, als daß sie alle die gottesdienstlichen Geschäfte in den Pagoden verrichten könnten, so opfern viele blos in ihren Häusern und in ihrer gewöhnlichen Kleidung, und nur bey gewissen Anlässen beruft man eine grössere Zahl in die Tempel zusammen. Einige ernähren sich vom Wahrsagen, andre leben in Klöstern, welche reiche Leute für sie gebaut haben. Die in den Pagoden dienen, haben bestimmte jährliche Einkünfte, und die Speisen, welche man den Götzenbildern vorsetzt, schaffen ihnen überflüssigen Unterhalt. Die Hochachtung für die Person und Würde der Bramanen ist so groß, daß die Fürsten und Reichen ihrer täglich oder an gewissen Tagen zwanzig, dreißig, auch wohl hundert speisen. Bey gewissen Gelegenheiten, besonders wann reiche Leute sterben, pflegt man ihnen zehen verschiedene Dinge zu verehren, welches man die zehen Geschenke nennet, als eine oder mehrere Kühe, einige Stück Landes, Butter, Leinwand, Zucker, Salz, metallene Geschirre, Goldmünzen, und allerley Lebensmittel.

Ihre Person ist so heilig, daß sie für kein Verbrechen am Leben gestraft werden dürfen, und man sticht ihnen nur die Augen aus. Wer einen Bramanen ermordet, muß zwölf Jahr als ein Pilgrim herum wandern, mit der

Hirnschaale des erschlagenen Bramanen in der Hand Allmosen betteln, und aus derselben alles essen und trinken, was man ihm giebt. Am Ende muß er selbst noch viel Allmosen geben, und dem Gott der Sekte des ermordeten Bramanen einen Tempel bauen.

Ein Braman, der sein Weib im Ehebruch antrift, darf sie zur Straffe zwischen vier Mauern einschliessen. Franz Caron erzählt eine Geschichte, daß ein Braman den Ehebrecher und das Weib getödet habe. Vergiebt der beleidigte Mann seiner Frau, so werden allemahl viele Bramanen und Bramaninnen zu einem grossen Freudenmahl eingeladen, und die Ehebrecherinn wartet bey der Tafel auf.

Die zweite Zunft, die aus den Schatriers oder Rajas und Kriegsleuten besteht, theilt sich wieder in drei andre ab: die Bondilliers, von denen aber nur noch die einzige Familie der letzten Könige von Gingi übrig ist, die Rajapucrers, und die Maratiers. Alle Mitglieder dieser Zunft, die nicht Könige sind, müssen als Soldaten dienen. Ehe die Mogolen das Land unter sich brachten, hatten die Rajas das Regiment in den Händen, und noch iezt besitzen sie einige kleine unabhängige Herrschaften in den Gebirgen. Sie können sich nach Belieben zur Sekte des Schiwen oder des Wischenu bekennen, und haben das Vorrecht, sich die Wedams, die sie zwar nicht selbst lesen dürfen, vorlesen zu lassen.

Von der dritten Zunft, Wassiers, sind nur noch einige Familien im Königreiche Namessurie übrig, und die iezigen Kaufleute handeln in ganz Indien unter dem Namen der Scheti und Kometi.

Die vierte, oder die Zunft der Schutres, ist die zahlreichste. Sie theilt sich in die rechte und die linke

Hand.

Hand. Die rechte Hand begreift vierzehen Kasten. Unter denselben haben die Ackersleute den ersten Rang. Andre sind Kaufleute und Händler, Leinweber, Mönche, die sich in den Tempeln der Mariatale, der Göttinn der Kinderpocken, beschäftigen, Aerzte, die den Schlangenbiß kuriren, Bediente. Die Devedassikels oder Tewadiankels, die sogenannten Bayaderen, gehören auch zu ihnen. Den untersten Stamm machen die Parias aus. Diese werden von den übrigen Indiern als unehrliche, unreine, abscheuliche und verworfene Leute angesehen, und dürfen nicht nur nicht in Städten, Flecken und Dörfern wohnen, sondern müssen sogar auf eine beträchtliche Weite sich davon ferne halten, damit nicht etwa der Wind ihre unreinen und ansteckenden Ausdünstungen andern zuführe. Ihre Häuser sind elende Hüttchen, in die man fast kriechen muß, und machen zusammen kleine Dörfchen aus, die man Paretschari nennt. Ihre Brunnen müssen sie mit Thierknochen einfassen, damit man sie kenne und vermeide. Ueberhaupt bestehen ihre Geschäfte in den niedrigsten und eckelhaftesten Verrichtungen. Erhält ein Paria Erlaubniß mit einem Indier von einem andern Stamme zu reden, so muß er die Hand vor den Mund halten, damit sein Athem nicht an ihn gehe, auf der Strasse muß er ausweichen, bis andre vorbey sind, wer aus Unvorsichtigkeit einen Paria anrühret, muß sich sogleich durch Baden reinigen, die Bramanen dürfen diese Elenden gar nicht ansehen, und die Parias müssen, sobald sie einen erblicken, fliehen. Da diese Leute von allen Volksversammlungen ausgeschlossen sind, in keinen Tempel kommen und keine Opfer verrichten dürfen, so gehören sie auch zu keiner Sekte. Man geht in der Verachtung derselben so weit, daß man sich sorgfältig hütet, von etwas zu essen, das sie gekocht haben, oder aus einem Gefäß zu trinken, woraus ein Paria getrunken hat. Wenn sie in dem Hause eines Indiers von einem andern Stamme zu thun haben, so ist

für sie eine besondre Thüre gemacht, und sie müssen, wenn sie hindurch gehen, die Augen auf den Boden heften, weil man, wofern sie in die Küche geblickt hätten, alles Geräthe in Stücken schlagen müßte. Der Indier, der sonst ein Verdienst darinn sucht, einem Thiere das Leben zu retten, läßt einen Paria eher zu Grunde gehen, als er ihm zu Hilfe käme, oder durch Berührung desselben sich verunreinigte. Sie dienen bey den Indiern als Ackerknechte und Pferdewärter, und bey den Europäern als Köche und Lastträger. Daß die Parias Rindfleisch essen und berauschende Getränke trinken, ist schon bemerket worden. Hier ist nachzuholen, daß die Ursache ihrer Unehrlichkeit nicht, wie einige Schriftsteller geglaubt haben, darinn liegt, daß sie geheiligte Thiere essen und durch Trunkenheit sich in einen viehischen Zustand versetzen, sondern wahrscheinlich darinn, daß die Indier, die eine Seelenwanderung annehmen, glauben, diejenigen, die viel böses auf der Welt begangen, und also in ihrem nachfolgenden Zustand dafür büssen müßten, würden wieder als Parias gebohren, und es könne daher die Verachtung dieser Leute nie zu weit getrieben werden. Sie sind so zahlreich, daß sie im Stande wären, alle übrigen Stämme unter sich zu bringen, wenn sie sich einmahl von der Schmach, die man ihnen zufüget, losmachen wollten; allein sie sind ganz unempfindlich dagegen.

Eben der Abscheu gegen die Parias fällt auch auf die Europäer, weil sie Kühfleisch essen, in den Häusern und Tempeln ausspucken, beym Trinken das Geschirr an die Lippen halten, den Mund mit den Fingern wischen, so daß sie der Speichel verunreinigt und s. f. Sie nennen deswegen die Europäer Paranghi, womit sie die äusserste Verachtung derselben ausdrücken, und daher ist ihnen auch die christliche Religion verhaßt.

Die Zunft der linken Hand schließt sieben Stämme in sich. Es sind Kaufleute, Oelbereiter und Handwerker, worunter die Schuhmacher noch verrachteter sind als die Parias, weil sie Kuhleder verarbeiten. Und doch trägt man Schuhe.

Ausserdem gibt es noch folgende Kasten, die weder zur rechten noch linken Hand gehören. Die Eideyer oder Hirten; sie werden als die erste Kaste der Schutres angesehen, dürfen Handelschaft treiben, würden aber ihres Stammes verlustig werden, wenn sie ein Handwerk trieben, wobey man mit dem Hammer arbeitet. Die Rosseyer oder Töpfer; die Murschier, Maler, Vergolder und Taschner, die auch verächtlich sind, weil sie Leder verarbeiten, und bey denen der Bruder die Schwester, der Oheim die Nichte heyrathet. Die Fischer, von den Europäern Maquois genannt. Die Odirs und Karawer führen die Kaufmannsgüter aus einer Provinz in die andre, und lassen sich ihre Hütten, die blos in einer Decke von Palmblättern bestehen, von einem Büffel nachtragen. Die Willier, Iruler und Weders leben auf den Gebirgen und in den Wäldern unter Tigern und Schlangen, die sie durch geheime Gebete von sich abzuhalten suchen, nähren sich von rohen Naturprodukten, und unterhalten beständig ein grosses Feuer in ihren Hütten. Die Sarogi leben auch in den Wäldern, beten nur die Sonne an und essen nichts, bis sie dieses Gestirn gesehen haben. Sie glauben, wie die vorigen, daß es mit dem Menschen im Tode ganz aus sey, und leben eben deswegen wie das Vieh und begatten sich mit Mutter und Schwester, Vater und Bruder.

Woher die Abtheilung in die rechte und linke Hand rühre, wissen die Indier selbst nicht mehr. Beyde Theile streiten immer um den Vorrang, und halten sehr

darüber, daß die eine Hand sich nicht die Rechte der andern herausnehme. Z. E. daß niemand in einem Fuhrwerk oder zu Fuß mit hölzernen Pantoffeln durch ihre Strassen wandre, daß keine Hochzeit- oder Leichenprocession durch die Wohnplätze der gegenseitigen Hand ziehe. Die von der linken Hand dürfen bey Hochzeitfeyerlichkeiten nicht auf weissen Pferden reiten, oder weisse Fahnen und Sonnenschirme führen. Auch hat ieder Stamm seine eigenen Redensarten, die der andre nicht gebrauchen darf. Der mindeste Verstoß gegen diese Gewohnheiten kann einen innerlichen Krieg nach sich ziehen. Dem ohngeachtet kommen sie in ein und eben denselben Tempel zur Anbetung der Gottheit zusammen.

Jede Kaste macht also ein besondres Volk aus, das sich mit den übrigen nicht vermengen, oder durch Heyrath verbinden darf, und es ist dieser Unterschied auch im täglichen gesellschaftlichen Umgange sehr merklich. Die niedrigere Klasse vergißt nie die Achtung gegen die höhere, ein Braman kann weder mit dem Könige, noch der König mit dem Schutre essen, ohne sich zu erniedrigen.

5.

Von der Einweyhung der Indier.

Der Indier ist vor seiner Einweihung zu keiner täglichen Religionsübung verbunden, und alle, die er vorher verrichtet, geben ihm kein Verdienst. Einige vernachlässigen zwar die gewöhnliche Einweyhung, sie haben aber dann in dem künftigen Leben keinen glücklichern Zustand zu hoffen.

Ehe noch der Indier eingeweyhet wird, muß er sich mehrere Tage durch Fasten, Allmosengeben und andre

dre gute Werke vorbereiten. An dem bestimmten Tage badet er sich, und gehet dann zu seinem Guru, der ihn befraget, ob es ihm auch ein Ernst seye, eingeweyhet zu werden, und ob er sich stark genug fühle, die Ceremonien, die man ihm vorschreiben werde, künftig ieden Tag, ohne einmahl auszusetzen, zu verrichten. Besteht der Jüngling auf seinem Vorsatz, so hält ihm der Guru eine Rede über die Laster, die er künftig fliehen, und die Tugenden, die er ausüben soll, und droht ihm mit Strafen des Himmels, so wie er ihm andrerseits die herrlichsten Belohnungen verspricht. Nun geht er mit ihm in ein zubereitetes Zimmer, dessen Thüre geöffnet bleibt, damit die übrigen Anwesenden an dem zu haltenden Homan oder Opfer Antheil nehmen können. Sobald die Anruffung geschehen, ist, wird das Feuer des Homans angezündet. Hierauf sagt der Guru dem Jüngling hinter einem Vorhang ein Wort von eins oder zwey Sylben, das er sich wieder leise ins Ohr sagen läßt, und in diesem Worte besteht das ganze Gebet, das der Eingeweyhete hinfort des Tages wohl 100, 000 mahl in größter Stille wiederhohlen, und sich dabey sorgfältig hüten muß, daß man die Bewegung seiner Lippen nicht merke. Er darf dasselbe niemanden, selbst keinem andern Eingeweyheten entdecken, ausgenommen einem Sterbenden von seiner Sekte, damit er durch Anhörung dieses Gebetes seelig werde. Dieses geheime Wort ist das einzige Gebet der Indier, (Denn die Gebete in ihren Büchern nennen sie Lobgesänge,) und iede Sekte hat ein besonderes Gebet.

Hat der Neueingeweyhete dieses Gebet einigemahl wiederhohlet, so unterrichtet ihn dann der Guru in den Ceremonien, die er beym Aufstehen und bey ieder Mahlzeit verrichten muß, lehrt ihn auch verschiedene Lobgesänge auf die Götter, und entläßt ihn unter vielen Ermahnungen zu einem rechtschaffenen Leben.

Wenige Indier lassen sich in den Ceremonien des Lingam einweyhen, weil dieselben so viele Zeit erfordern, daß sie dabey ihre Geschäfte nicht besorgen können. Es ist aber diese Einweyhung nicht nothwendig, sondern nur ein höherer Grad von Vollkommenheit.

6.

Von den Heyrathen der Indier.

Die eheliche Verbindung wird zwar überall für die wichtigste Handlung im gemeinen Leben gehalten, am meisten aber in Indien. Die Indier, indem sie glauben, die Götter haben ihnen das Leben dazu gegeben, daß sie ihr Geschlecht fortpflanzen sollen, halten die Unfruchtbarkeit für einen Fluch, und heyrathen deswegen so oft, bis sie endlich Kinder und besonders Knaben erzeugen, oder nehmen einen Knaben von einem Anverwandten an Sohnesstatt an, damit er bey ihren Leichenbegängnisse die Pflichten eines Sohnes erfülle.

Um der unverletzten Jungferschaft zu geniessen, heyrathen sie die Mädchen, ehe sie noch mannbar sind, und es ist ein Schimpf für die Mädchen, wenn sie nicht in so früher Jugend verheyrathet werden. Oft legen sich siebenzigiährige Greise ein Kind von vier Jahren bey. Die Wittwen verheyrathen sich nie wieder. Selbst dieienigen, welche noch vor ihrem mannbaren Alter Wittwen geworden sind, müssen es Zeitlebens bleiben. Man sieht den Wittwenstand als das größte Unglück an, weil man glaubt, ein Weib habe dieses Schicksal in einem vorhergehenden Leben verschuldet; wer also eine Wittwe heyrathen wollte, würde dem Laufe der göttlichen Gerechtigkeit widerstreben. Die Eltern der Wittwe stellen Wallfahrten an, thun Bußwerke und geben Allmosen, damit ihre Tochter

wenig-

wenigstens bey der bevorstehenden Seelenwanderung glük-
licher seyn möge.

Das Mädchen, welches man heyrathen will, muß nicht nur aus eben dem Stamme seyn, wie der Mann, sondern auch aus eben der Familie, und der Indier hat daher das Recht, sich mit der Schwestertochter seines Vaters oder mit der Bruderstochter seiner Mutter zu verehelichen, wenn sie iünger ist als er selbst.

Die indischen Heyrathen geschehen entweder auf den Pariam, oder auf das Kannigadanam.

Der Pariam ist eine bestimmte Summe von ein und zwanzig bis ein und dreyßig Ponneo, welche der Vater des Bräutigams oder das Oberhaupt seiner Familie dem Vater der Braut als eine Morgengabe überreicht, und sie darum erkauft. Manchmahl schaft der Vater der Braut von dem Pariam seiner Tochter einen Schmuck an, auch kann er ihr noch andre Kostbarkeiten und Geschenke verehren. Stirbt sie, ohne gebohren zu haben, so darf er alles, was er ihr gegeben, besonders aber den Pariam, zurück fordern. Die Familie des Bräutigams muß alle Hochzeitkosten auf sich nehmen.

Jeder Freyer muß seinem Weibe das Pariekure geben, eine Schürze, welche das Mädchen nur an ihrem Hochzeittag trägt, und die, selbst bey den Aermsten, von Seide ist. Er muß auch den Tali herschaffen, ein kleines Goldgeschmeide, das er seinem Mädchen an den Hals hängt; sobald dieses geschehen, ist das Verlöbniß unverbrüchlich.

Stirbt der Mann ohne männliche Nachkommen, so gehört sein Nachlaß den nächsten väterlichen Anverwandten, welche

welche auch für den Unterhalt der Wittwe und der Töchter sorgen müssen, selbst in dem Fall, wann der verstorbne Ehemann keine Güter hinterlassen hat. Läßt er nichts als Schulden zurück, so müssen die rechtlichen Erben dieselben bezahlen. Haben aber Brüder ihr väterliches Erbgut unter sich getheilt, und einer von ihnen hinterläßt nur Töchter, so erben auch diese, und die Brüder haben kein Recht mehr an den Nachlaß, wiewohl dieser Fall wegen der eingeführten Adoption selten ist.

Giebt ein Vater seine Tochter Jemanden, ohne den Pariam zu fordern, so heißt das, sie auf das Kannigadam verheyrathen, ein Ausdruck, der Schenkung einer Jungfer bedeutet. Es zeichnet nämlich die Religion, welche Wohlthätigkeit gegen den Nebenmenschen empfiehlt, drei Gattungen derselben als die verdienstlichsten aus. Diese sind: das Godanam oder das Geschenk von Kühen. Es wird gewöhnlich erst am Ende des Lebens gemacht. Der Sterbende schenkt den Bramanen einige Kühe, und erklärt seine Willensmeynung dadurch, daß er den Schwanz der Kuh in die Hand nimmt; eine Sitte, die man unrecht dahin gedeutet hat, daß der Indier sich seiner künftigen Glückseeligkeit versichert halte, wann er in seinen letzten Zügen einen Kuhschwanz ergreife, da vielmehr das Wahre bey der Sache ist, daß sie sich glücklich schätzen, wenn sie noch vor ihrem Tode dieses Geschenk machen können. Ein andres Geschenk ist das Budanam oder das Geschenk von Landstücken. Reiche Leute nämlich verschenken Ackerland oder Gärten an die Tempel und die Braminen, oder lassen auf den Landstrassen Teiche und Ruhegebäude anlegen. Ein solches Geschenk ist denn auch das Kannigadanam. Wer immer eines von diesen Geschenken annimmt, nimmt zugleich die Sünden seines Wohlthäters auf sich, und muß sie durch gute Werke und Religionsübungen abbüssen.

Man

Man macht das Kannigadanam dadurch, daß man entweder armen Bramanen so viel schenkt, daß sie davon heyrathen können, oder daß man seine Tochter einen armem Anverwandten unentgeldlich zur Ehe giebt. Gewöhnlich schenkt der Schwiegervater nebst der Tochter noch etwas Schmuck, Geld, oder ein Haus dazu, hält alle Hochzeitkosten aus, und vermacht manchmahl seinem adoptirten Tochtermann einen Kindstheil an dem Erbgut.

Wer das Kannigadanam annimmt, entsagt damit der Erbschaft seines Vaters, folglich haben auch seine Anverwandten von väterlicher Seite kein Recht mehr an seine Erbschaft, sondern seine Güter fallen, wenn er ohne Kinder stirbt, an seine Wittwe. Zuweilen geschicht diese Entsagung, die übrigens auf alle Fälle gesetzmässig ist, also: der sich verheyrathende geht in Gegenwart aller Anverwandten aus dem väterlichen Hause, zieht an der Thüre alle seine Kleider aus und wirft sie auf die Erde, und zum Zeichen, daß er sich völlig von seiner Familie lossage, zerreißt er auch den baumwollenen Faden, den er bisher um seine Lenden trug, und wirft ihn gleichfalls hin.

Hat ein Indier ein Mädchen von seiner Verwandschaft für seinen Sohn auserlesen, so läßt er den Vater des Mädchens ausforschen, damit der junge Mensch nicht durch eine abschlägige Antwort beschimpft werde. Ist derselbe anständig, so bestimmen die Pandjangankarers durch astrologische Rechnungen den Tag und Augenblick, da der Vater die Anwerbung thun soll, wobey er von einem verheyratheten Weibe, einem seiner Verwandten und einem Bramanen, der sich auf die Zeichendeuterey versteht, begleitet wird. Begegnet ihnen auf dem Wege etwas von unglücklicher Vorbedeutung, als z. E. ein Oelhändler, ein Hund, der die Ohren schüttelt, ein Rabe,

der

der über ihrem Kopfe wegfliegt, so wird der Besuch auf einen andern Tag verspart. Ist das Gesuch angebracht, so giebt der Vater des Mädchens nicht sogleich auf der Stelle seine Einwilligung, sondern verlangt den Jüngling, ob er ihn schon als seinen nahen Verwandten sehr wohl kennet, zuvor selbst zu sehen, um zu wissen, ob er ihm auch eingehe. Dieser zweyte Besuch wird ebenfalls von den Pandjangankarers bestimmt.

Auf diese Besuche, die mit grossem Pracht angenommen werden, folgen Gastmahle, die man sich gegenseitig giebt, und dann wird ein Tag zur Auslieferung des Pariam abgeredet. An demselben versammeln sich die eingeladenen Verwandten und Freunde beym Vater des Jünglings, und begleiten ihn zum Vater des Mädchens. Die Geschenke des Bräutigams werden in Körben aus Kottin, die mit kostbaren Decken überhangen sind, nachgetragen. Diese Körbe, Potagons genant, sind von besonderer Art, und nur bey Leichbegängnissen und Hochzeiten üblich. Die Leute, welche sie auf dem Kopf tragen, folgen in einer Reihe hintereinander, und ie mehr ihrer sind, desto mehr Ehre hat der Schenkende davon. Die meisten Körbe sind leer, und die übrigen mit Kokosnüssen, Bananen, Safran, Arekken, Betel, Kuschumon (einem gelben) und Ginde-Pode (einem grauen Staub, womit sich die Indier die Zeichen ihrer Sekte auf die Stirne malen) gefüllet. In einem liegt das Pariekure oder die seidne Schürze für die Braut. Bezahlt man den Pariam an Geld, so ist er in eine Ecke dieser Schürze eingebunden; Reiche heften statt des Geldes ein Kleinod darauf. Dieser Korb wird vor der ganzen Versammlung aufgedeckt, ein Braman läßt den Vater des Jünglings dem Vater des Mädchens Betel und den Pariam überreichen, und dazu sagen: **das Geld gehört euch und das Mädchen mir**, dieser reicht wieder Betel dagegen und

spricht:

spricht: das Geld gehört mir und das Mädchen euch, worauf der Braman mit lauter Stimme sagt: dieser Betel dient zum Unterpfand, daß N. Tochter des N. und Enkelinn des N. dem N. Sohn des N. und Enkel des N. übergeben worden. Dann wünscht er den Brautleuten alles mögliche Glück, und prophezeyt ihnen Seegen von Gott im Ueberfluß, eine zahlreiche Nachkommenschaft, grosse Heerden Kühe, viel Getreide und Geld, und daß ihr Hauß immer voll Milch seyn werde. Am Ende reicht man allen Anwesenden Betel, Arakka und Rosenwasser, und behält die nächsten Anverwandten beym Essen.

Manchmahl wird der Pariam wieder zurückgegeben und die Ehe getrennt; es muß aber die Sache von einer allgemeinen Versammlung der Anverwandten, wohl gar des ganzen Stammes entschieden seyn, und beyde Theile verwickeln sich in einen langen Proceß.

Zur Vermeidung allzu grosser Kosten kann der Pariam erst am Hochzeittage selbst übergeben werden, einige aber thun es schon ein Jahr voraus. Sobald der Vermählungstag festgesetzt ist, fängt man an den Kal zu pflanzen, d. i. man setzt einen Pfahl von dem Zelte in die Erde, das in einem Hofe vom Hause des zu verheyrathenden Jünglings oder Mädchens aufgerichtet wird, und dies ist der eigentliche Anfang des Hochzeitfestes, das 2, 5, oder gar 31 Tage dauert, wenn man es prächtig machen will oder weit entfernte Verwandten erwartet.

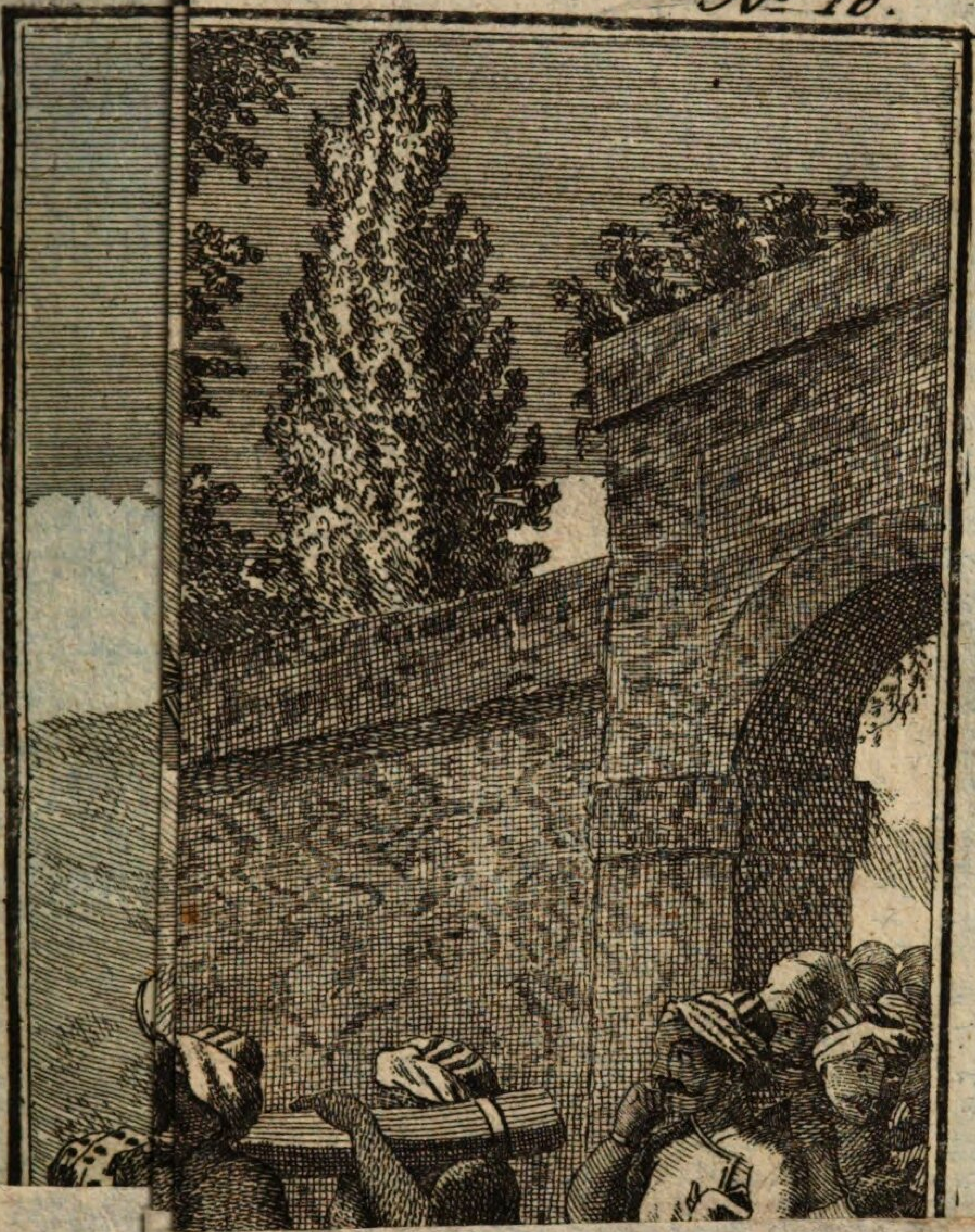
Wann der Kal gesetzt wird, machen alle Verwandte und Freunde, selbst aus andern Stämmen, dem Vater ihren Besuch; aussen zu bleiben, wird als eine Feindseeligkeit angesehen. Die Freundinnen kommen unter einem Traghimmel, und schenken den Neuverlobten Betel.

Dann stellt man einen steinernen Pollear auf, dem die Bramanen opfern und ihn um Seegen für die Verlobten anruffen, man pflanzt den Suestamon, einen Ast von einem dem Ehestand geheiligten Baum, gleich darauf den Kal, und nun wird das Zelt aufgeschlagen, unter welchem nachher alle Hochzeitfeyerlichkeiten gehalten werden. Sobald es fertig ist, wird der Pollear beyseite geschaft. Reiche lassen noch ein andres prächtiges Zelt vor ihrer Hausthüre aufrichten, worunter sie die gewöhnlichen Besuche empfangen, und die Gasse mit gemalter Leinwand tapeziren, worauf indische Göttergeschichten vorgestellt sind. Täglich führen Tänzerinnen Ballets auf, und singen Brautlieder. Alle Geschenke, welche die Ankommenden verehren, werden aufgeschrieben, um ihnen bey ähnlicher Gelegenheit ein gleiches zu erweisen. Die Brautleute werden alle Tage vor der Hochzeit von Tänzerinnen unter Gesang und Tanz mit Naleng, einer kleinen grünen Beere von einer dem Ehestande geheiligten Staude, gerieben, und baden sich darauf, um sich vor den Göttern zu reinigen.

Reiche Leute, die sich recht sehen lassen wollen, lassen ihre Kinder alle Abende eine Promenade machen, wozu sie Elephanten, Kameele, Pferde und Palankins entlehnen, und den größten Pracht zeigen. Dergleichen Promenaden sind überhaupt sehr kostbar, wegen der Menge Oels, das dabey verbrannt wird, und des vielen Geldes, das man den Lampen- und Palankinträgern ꝛc. bezahlen muß. Unter dem Gefolge sind alle in der Stadt befindliche Instrumente und die Bayaderen, die Kinder der Verwandten und Freunde ziehen entweder in Palankins oder zu Pferde vor den beyden Fuhrwerken der Brautleute her, welches manchmal sehr hohe und eben so gebaute Wägen sind, wie diejenigen, worauf man die Götter umherführt, und den Zug beschliessen die Verwandten und Freunde zu Fuß.

Mit

№ 16.



Mit diesem feyerlichen Zuge begleitet der Bräutigam seine Verlobte nach Haus. Bey der Thüre desselben verscheucht man den bösen Blick von ihm. Die Indier glauben nämlich, daß es Blicke voll Bosheit gebe, wodurch allerley schlimme Zufälle und schwere Krankheiten verursacht werden können; z. E. wenn iemand seine Augen auf Speisen heftet, von denen ein andrer gerne essen möchte, so werden sie dadurch vergiftet; weil nun bey ienen Umzügen niemand so sehr der Neugierde der Zuschauer ausgesetzt ist als die Brautleute, und es also geschehen könnte, daß man den Bräutigam um seine artige Braut beneidete, so würde daraus unfehlbar ein Unheil entstehen, das man dadurch verhüten muß, daß man der Wirkung solcher gefährlichen Blicke zuvorkommt. Man läßt zu dem Ende durch alte Weiber (denn iüngere würden die Bezauberung nur noch gefährlicher machen) ein Becken mit roth gefärbtem Wasser vor dem Gesichte der Brautleute dreymahl ringsum drehen und dann das Wasser auf die Strasse schütten; ist dies Mittel noch nicht hinreichend, so reißt man etwas Leinwand in zwey Stücke, und wirft selbige auf zwey entgegengesetzte Seiten von sich, oder schwingt die Leinwand vor ihren Augen dreymahl in der Luft herum, und wirft sie dann als vom Gifte des Neides geschwängert von sich. Man heftet auch den Brautleuten, um sie wider böse Blicke zu sichern, gewisse geheimnißvolle Ringe an den Kopf. Ueberhaupt glauben die Indier so sehr an Zaubereyen, daß sie davon nicht nur ihre Krankheiten herschreiben, sondern auch der Meynung sind, daß Pflanzen, Bäume, Früchte, Saamen und reife Erndten davon verdorben werden können, weswegen sie in den Feldern und Gärten runde mit Kalch geweißte Geschirre aufstellen, die mit schwarzen Punkten oder geheimen Figuren bemalt sind.

Richtet ein begüterter Mann eine Hochzeit aus, so kommen alle Bramanen auf mehr als zwanzig Meilen in

 die

die Runde bey ihm zusammen, manchmahl auf 5 bis 6000, und alle diese werden täglich gespeiset, und bekommen beym Abschied eine Schürze zu ihrer Bedeckung. Manche Familie wird auf solche Art in Armuth gestürzt; denn es kommt manches Hochzeitfest auf 100, 000 Pagoden zu stehen.

Am Vermählungstage setzen sich die Brautleute an eine Ecke des innern Zeltes, vor ihnen stehen in einem Kreise viele irdene mit Wasser gefüllte und mit irdenen Deckeln, die nur an diesem Tage gebraucht werden, zugedeckte Krüge, mitten im Kreise ist ein kleines hölzernes Gerüste, und der übrige Raum ist mit einer Menge brennender Lämpchen besetzt. Die Bramanen verrichten Gebete, wodurch sie den obersten Gott und die oberste Göttinn, ie nachdem die Familie den Schiwen oder den Wischenu verehret, in die zunächst bey dem Ehepaar stehende zwey grössere Krüge, und in die übrigen die Untergottheiten herabsteigen machen. Die angezündeten Lichter stellen den Gott des Feuers vor. Darauf wird das Homan oder Opfer verrichtet. Man zündet mit einem Stückchen Holz von einer der zwölf Holzarten, die man bey Opfern brennet, und welche Samitu heissen, Feuer auf dem Boden an, das der Braman, indem er in der Samskrutamsprache Gebete hersagt, mit Butter und zugelegten Holzstückchen unterhält. Nachdem er darauf dem Vater des Mädchens vorgesagt hat, was er zu thun und zu sprechen habe, so giebt dieser seiner Tochter Betel, Bananen und eine goldne Pagode in die Hand, legt selbige auf die Hand seines Tochtermanns, die Mutter der Braut oder eine andre Person an ihrer Statt gießt Wasser über die Hände der Verlobten, und der Vater spricht vor den Anwesenden Göttern: **Ich N., Sohn des N., Enkel des N., gebe meine Tochter N. Euch N., Sohn des N. und Enkel des N.** Nun reicht der Braman

den

den Tali den Göttern und allen Anwesenden, daß sie die Hand darüber legen, wobey er beständig in der Samskrutamsprache sagt: sie werden Getreide, Geld, Kühe und viele Kinder bekommen; und giebt ihn endlich dem Bräutigam, der ihn der Braut an den Hals hänget, und von diesem Augenblick an ist sie sein Weib. Es sind aber die Tali von verschiedener Form. In einigen Kasten ist es ein kleines, rundes, goldnes Plättchen, ohne Gepräg und Bild, in andern ein Tigerzahn, die meisten Kasten führen flache und fast eyförmige Tali, von denen zwey kleine Stückchen herabhängen, und auf welchen Hieroglyphen gezeichnet sind, welche den Pollear oder den Lingam vorstellen. Jedes Weib muß ihren Tali bis zum Tode des Mannes tragen, als Wittwe aber ihn ablegen.

Nach dieser Ceremonie schwört der angehende Ehemann vor dem Feuer, daß er für seine Gattinn sorgen wolle, und führt sie beym kleinen Finger der rechten Hand dreymahl um das hölzerne Gerüst herum, neben dem ein flacher Stein stehet, worauf man die zu den Karis oder Ragauts kommenden Gewürze zerreibt. Auf diesen Stein stellt der Mann einen Fuß seines Weibes, um sie zu erinnern, daß sie von nun an für die Haushaltung sorgen müsse. Wann Beyde unter die oben am Zelt angebrachte Oeffnung, wodurch man den freyen Himmel sieht, kommen, rufft der Braman dem neuverheyratheten Weibe zu: betrachte die Arindody, und folge ihrem Beyspiel. Dies ist eine Heilige, die wegen ihrer Klugheit und Tugend von den Tamulern sehr geehret wird. Nachgehends wird in grossen Becken roher Reis aufgetragen, den der Braman, einige Gebete dazu sprechend, mit Safran vermischt und dann beyde Hände davon voll auf die Schultern des Mannes und eben soviel auf die Schultern des Weibes wirft. Das nämliche thun alle Anwesende, und benedeyen solchergestalt die eben geschlossene Ehe.

 Die

Die Frauensleute vom Hause verehren nun den Neuverlobten Milch mit Schagre (einem rohen Zucker von Palmbaum) vermischt und Bananen, wovon diese etwas weniges kosten. Die übrige Zeit des Tages wird mit verschiedenen Ergötzlichkeiten zugebracht, und Abends lassen sich beyde Eheleute zusammen in einem Palankin austragen. Viele machen nur diese einzige Promenade, die von wenigen unterlassen wird. Am folgenden Tage werden die zwey Zelte sogleich wieder abgebrochen, damit nicht durch dieselben einiges Unglück entstehe, welches man sorgfältigst zu verhüten sucht. Denn wenn während den Vermählungsfeyerlichkeiten diese Zelter vom Feuer ergriffen würden und niederbrennten, so müßte, wie man glaubt, noch selbiges Jahr iemand aus der Familie sterben.

Wann das iunge Weib mannbar wird, stellt man neue Opfer und fast die nämlichen Feyerlichkeiten an, wie bey der Hochzeit. Man nennt das die kleine oder zweite Hochzeit. Auch bey der ersten Schwangerschaft und im siebenten Monat derselben giebt es abermahls Feyerlichkeiten, wobey man den Göttern danket, und der Geburtstag ist vollends ein Tag der Freude und Danksagung.

Die Frau darf nur so oft, als es die Schwiegermutter will, bey ihrem Manne schlafen, und auch da muß sie sich unbemerkt in seine Kammer schleichen; ein Zwang, der wahrscheinlich Mässigung im Genuß der ehelichen Vergnügungen und Beförderung der Empfängniß zur Absicht hat. So bald sie Mutter worden ist, hat sie volle Freyheit.

Bey erfolgter Niederkunft muß das Haus, das durch die Entbindung der Mutter verunreiniget worden ist, wieder

der gereiniget werden. Ein Braman und der Kindsvater besprengen es mit geweyheten Wasser, alle darinn Wohnende beschmieren sich den Kopf mit Oel und waschen sich sorgfältig, auch die Wöchnerinn muß sich durch Bäder reinigen, und gewisse Getränke zu sich nehmen. Am zehnten Tage versammeln sich die Verwandten und Freunde, dem Kinde einen Namen zu geben, und zwar meistens einen Götternamen; denn man glaubt, das Kind erlange dadurch die besondre Gunst des Gottes. Zuvor aber untersucht ein Braman, ob die Planeten günstig seyen. Sind sie es nicht, so füllt man nach der Zahl der Planeten neun Geschirre mit Wasser, streut den Gott des Todes und der Unterwelt zu versöhnen Reis aus, bringt den Planeten ein Opfer, und gießt dann das in den Geschirren befindliche Wasser durch ein 100 löchrigtes Sieb über das Haupt des Kindes und seiner Eltern, letztere ziehen nun weisse Kleider an, man schreibt mit einem Ringe ihre Namen auf Reismehl, das in einem Becken dastehet, und in diesem Augenblick giebt man dem Kinde seinen Namen. Die Opfer werden nochmahls wiederhohlt, die Bramanen beschenkt, und das Fest mit einem Schmauß und Fröhlichkeiten geendiget. Sechs Monate nachher giebt man in Beyseyn der eingeladenen Anverwandten dem Kinde zum erstenmahl Reis mit Milch und Zucker gekocht zu essen.

7.

Von den Leichbegängnissen.

Mit so vielen Pracht die Heyrathen der Reichen nur immer gefeyert werden mögen, so scheint ihn doch der bey Leichbegängnissen noch zu übersteigen.

Sie werden durchgehends am Abend gehalten, aber nicht bey allen Kasten auf einerley Art. Die Anhänger des Schiwen begraben ihre Todten, und die des Wischenu ver-

verbrennen sie. Die Grabstätten sind ausserhalb den Städten, weil nach ihrer Meynung die Todtenkörper den Ort verunreinigen. Jede Kaste hat ihre abgesonderte Grabstätte, am Ufer oder in der Nähe eines Flusses, oder eines Teiches. Ein Todter darf nicht lange im Hause bleiben; so lang er da ist, müssen sich alle im Hause des Essens enthalten, welches auch die Nachbarn in der nämlichen Gasse thun. Man trägt ihn nie durch die ordentliche Hausthüre weg, sondern schiebt ihn in der Stellung eines Sitzenden durch eine eigens dazu in die Mauer gemachte Oefnung hinaus, die sogleich hinter ihm wieder vermauert wird.

So bald ein Mensch gestorben ist, wird es den Verwandten gemeldet, die dann in das Haus kommen; die ganze Nachbarschaft ertönt von Klagen, Heulen und Todtengesängen; es erscheinen Weiber mit herabhängenden Haaren, die sich an die Brust schlagen, die Harre raufen, auf der Erde wälzen; in einigen Kasten fassen sie einander bey der Hand und tanzen in der Runde herum, wobey sie wie Bachantinnen rasen, und mit kläglichen Ton Trauerlieder singen.

Die Leichenceremonien werden allezeit von einem Bramanen angeordnet, und der vornehmste Anverwandte schafft alles zur Feyerlichkeit nöthige herbey. Der Braman badet sich zuerst, und bindet dann an einen Finger des Verstorbenen ein Kränzchen von dem Kraut Herbe, das eine Gattung von Hundsgras ist und für heilig gehalten wird; darauf reiniget er das Haus durch Ansprengen mit geweyhtem Wasser, ruft die Götter an und verrichtet Libationen. Der vornehmste Verwandte spricht nun, gegen den Todten gewendet, desselben und seiner Familie Namen aus, und bittet mit allen Anwesenden die Götter, daß sie den Verstorbenen ins Paradies aufnehmen und schaffen wollen, daß er von allen seinen

Flecken

Flecken gereiniget werde, die Gestirne seinem Glücke nicht zuwider, und daß ihm mit einem Wort alles im Himmel, in der Luft und auf der Erde günstig seyn möge. Dann bringt man Feuer, legt von der geheiligten Pflanze etwas an vier verschiedne Pläze neben dem Todten, opfert, und wirft in das dazu bestimmte Feuer etwas getrockneten und gepülverten Kühmist, der Braman fängt indeß die Gebete wieder von vorne an, mit denen er inne hält, um eine mit Blumen bekränzte Kuh anzunehmen, die man ihm schenkt, damit der Verstorbene nicht unglücklich werde. Denn die Bramanen ermangeln nicht, den Indiern eine gewaltige Furcht vor den Qualen des künftigen Lebens einzujagen, damit sie sich in dem gegenwärtigen desto freygebiger bezeigen. Daher verbleibt es auch nicht bey der Kuh allein, sondern man giebt noch die sogenannten zehn Geschenke, welche die Reichen so glänzend zu machen suchen als ihnen möglich ist, weil sie ihre Ehre und ganzen Nachruhm davon ableiten.

Hierauf flüstert man dem Todten die Einweyhungsworte ins Ohr, als ob nur er allein sie hören sollte. Die folgenden Ceremonien bestehen darinn, daß man beständig den Namen des Verstorbenen ausspricht, sich reiniget, den Kopf scheeren läßt, (wodurch besonders das Oberhaupt der Familie viel zur Glückseeligkeit des Verstorbenen beyträgt,) und den anwesenden Bramanen Geld austheilet, wobey man sie sehr demüthig bittet, sie anzunehmen und bey den Göttern für den Todten zu beten. Sie fangen auch sogleich an, das Prayatschitam oder die Versöhnung der Sünden zu verrichten, und die Gestirne zu beschwören, um ihren bösen Einfluß wie auch die unglücklichen Bedeutungen der Monat- und der Wochentage von dem Verstorbenen abzuwenden.

Der Oberste der Familie nimmt nun etwas von dem geheiligten Kraut in die Hände, und wendet sich mit

folgender Bitte gegen den Bramanen: "Grosser Mann, erlaube mir, daß ich um dich herum gehe. Nimm diese Geschenke an, die ich dir nach meinem Vermögen opfere; ich suche damit, dem Verstorbenen Vergebung seiner Sünden auszuwirken, dem bösen Einfluß der Gestirne und die Unglücksbedeutungen des Monds und der Tage zu zerstreuen, und die gesetzlichen Verunreinigungen zu tilgen." Nach dieser Bitte wird die abgeschiedene Seele aufgefordert und verschiedenes in Bezug auf die Konstellation, unter welcher sich der Todesfall ereignet hat, beobachtet. Hat man Gelegenheit, sich in einem heiligen Fluß zu waschen, so trägt diese Handlung vieles zur Vergebung der Sünden des Verstorbenen bey, kann es aber wegen allzuweiter Entfernung davon nicht geschehen, so thut schon der blosse Wille das nämliche. Nochmahls werden die oberſten Götter für den Verstorbenen angeruffen.

Soll nun das eigentliche Leichgepränge angehen, so ruft man vier Parias, welche den Todten tragen. Vorher wäscht man noch den Körper, malt ihm das Zeichen seiner Kaste auf die Stirne, legt ihm ein sauberes Kleid an, und steckt ihm Betel in den Mund. Nachdem man über seinem Gesicht ein kleines leinenes Band, womit ihm beyde Daumen gebunden werden, entzwey gerissen und ihn mit Sandelholz gerieben hat, legt man ihn in einen mit rothen Tuch ausgeschlagenen und mit Blumen geschmückten Palankin. Voraus gehen zwey Trompeter, deren dumpfer Trauerton von dem unharmonischen Getöse vieler kleinen Trommeln begleitet wird. Die Verwandten und Freunde folgen weinend dem Zuge, und singen unter Klaggeschrey Loblieder auf den Verstorbenen, wobey sie vom Kopf bis auf die Kniee mit einer blossen Leinwand bedeckt sind. Ist man auf den Platz gekommen, so wird der Palankin niedergesetzt, man zieht vier Streiche in die Luft gegen die vier Weltgegenden,

und opfert den Luftgeistern, die sich um die Grabstätten aufhalten sollen, **Gengeli** (orientalischen Sesam) und Reis. Um zu sehen, ob der Todte kein Zeichen des Lebens mehr von sich gebe, kneipt man ihn in die Nase, fühlt ihm auf den Magen, und gießt ihm Wasser über das Gesicht, auch lärmt man vor seinen Ohren mit Trommeln und Trompeten. Nachdem man die Stätte, worauf der Scheiterhaufen kommt, ängstlich geputzet, jedes Strohhälmchen und Gräschen weggeschafft, und sie noch überdies mit Weyhwasser unter gewissen Gebeten gereiniget hat, wird der Leichnam vor einen aufrechtstehenden Stein hingesetzt, welcher den **Aritschandren**, einen tugendhaften König, der vom Oberhaupt der Parias zum Sklaven gemacht und dazu bestellt ward, daß er die Aufsicht über den Verbrennungsplatz halten und die Gebühren für das Verbrennen der Todten einziehen sollte, vorstellet. Nach einigen Ceremonien und Gebeten gräbt man vor dem Aritschandren einige Kupfermünzen, ein Stück neue Leinwand und eine Handvoll Reis in die Erde, und ein Paria, der unterdessen das Feuer unterhält, sagt ihm dann, daß er nun seine Gebühren empfangen habe und also den Körper anlassen müsse. Man trägt den Palankin zurück, schneidet dem Toden Nägel und Harre ab, und errichtet den Scheiterhaufen aus Aesten von **Mangobaum**, welcher mehr als irgend ein andrer kräftig seyn soll, dem Todten glücklich zu machen; doch nehmen die Reichen Sandelholz. Der Leichnam wird von den Anverwandten auf den Scheiterhaufen gelegt, welche auch den Todten sein letztes Mahl zubereiten lassen, und, damit ihn in der andern Welt nicht hungre, stecken sie ihm Butter, Reis und geronnene Milch in die Hände, den Mund und die Ohren. Der Oberste der Familie legt zuerst Feuer an dem Scheiterhaufen, und zwar mit abgewandtem Gesichte wobey er ein neues mit Wasser gefülltes Gefäs von seiner Schulter rücklings fallen läßt, und ohne sich um zu sehen zu

dem

dem nahe gelegenen Teich oder Fluß lauft und sich hinein stürzt, um sich zu reinigen. Zerbricht das Gefäs nicht, so ist es ein Zeichen, daß noch selbiges Jahr iemand aus der Familie sterbe; allein es ist immer so gebrechlich, daß es zerfallen muß. Die übrigen Verwandten und Begleiter stecken den Scheiterhaufen vollends in Flammen und bestreuen ihn mit wohlriechenden Dingen, während daß die Musikanten ein betäubendes Geklimper machen und der ganze Platz von Klaggeschrey oder vielmehr von dem wildesten Geheul, nach der allgemeinen Weise der Morgenländer, erschallt. Der Körper wird den Parias überlassen, welche Acht haben, daß er ganz von der Flamme verzehrt werde. Indessen baden sich die Verwandten in dem nahen Teich oder Fluß. Ist es noch Tag, so kehren sie wieder zum Scheiterhauffen zurück, und opfern dem Todten in einem neuen Gefäs gekochten Reis, den sie dann den Raben vorwerfen. Ein flacher sauber polirter Stein in Gestalt eines Altars, ungefehr sechs Zoll breit, dient statt eines Tisches, worauf der abgeschiedene Geist die ihm vorgesetzten Speisen verzehrt oder sich wenigstens von ihren feinsten Theilen nährt. Dieser Stein wird durch Waschen gereiniget, man macht darauf Libationen von Wasser und Oel, nennt verschiednemahle den Namen der Götter, und beschwört die Seele des Verstorbenen, dessen Bildniß der Stein vorstellt, daß sie sich auf diesen Altar niederlassen wolle. Die Anwesenden reiben sich den Leib mit Erde und Staub, und man opfert der Seele abermahls Reis. Dieses Todtenmahl wird zehen Tage nach einander aufgesetzt und allemahl von den Raben, die dadurch in grosser Menge herbeygelockt werden, verzehrt.

Sobald der Scheiterhaufen abgebrannt ist, gießt man Milch darüber, und sucht die vom Feuer verschonten Gebeine zusammen, die man so lange in Gefäsen verwahrt,

bis man Gelegenheit bekommt, sie in einen geheiligten Fluß oder in den Ganges zu werfen: denn die Indier glauben, ieder, dessen Gebeine in diesen Fluß geworfen werden, geniesse Millionen Jahre lang eine unendliche Seeligkeit. Die an diesem Flusse Wohnenden werfen die Todenkörper ganz hinein, nachdem sie oft den Kranken durch allzuhäufiges Trinken von diesem Fluß, dessen Wasser sie eine wunderthätige Kraft zuschreiben, vor der Zeit ums Leben gebracht haben.

Das Haus des Verstorbenen bleibt zehen Tage verunreiniget, nach deren Verfluß das Oberhaupt der Familie zuerst sich selbst und dann das Haus mit Weyhwasser reiniget; hierauf bringt er ein Opfer, und drückt unter Anruffung des Gottes des Feuers einen Stier das Zeichen eines Dreyzacks auf die Haut, den man nachher lauffen läßt. Er wird durch dieses Zeichen ein geheiligtes Thier, niemand wagt es, sich seiner zu bemächtigen, und es wäre schon eine grosse Sünde, ihn nur aufzuhalten; man läßt ihn also herum gehen, sich wälzen und weiden, wo er nur will. Die Bramanen bekommen zur Entschädigung dafür, daß ihnen dieses Opfer entgehet, zwey und dreyßig goldne Pagoden, und manchmahl noch einige Stücke Leinwand. Endlich wird das Leichbegängniß mit Libationen und Besprengungen beschlossen.

Die Armen machen nicht so viele Umstände; sie wickeln ihre Todten in grobe weisse Leinwand, und lassen sie von vier Parias auf zwey Bambusrohren zum Scheiterhaufen tragen, der aus wohl gedörretem Kuhmist gemacht wird.

Die Saniassi (eine Art Mönche, von denen unten geredet werden wird,) werden bis an den Hals eingescharet, ein Ordensbruder schlägt den Kopf mit Kokosnüssen ent-

entzwey, dann deckt man ihn auch mit Erde. Man weiß den Grund dieser sonderlichen Gewohnheit nicht mehr; vielleicht wollte man hiedurch der Seele zum Ausfahren eine anständigere Oefnung machen, als Mund, Augen, Ohren und andre Ausgänge des Körpers sind, die für unrein gehalten werden.

Ehehin verbrannten sich die Weiber mit den Leichen ihrer Männer. Jetzt ist diese barbarische Sitte in allen muhammedanischen Staaten abgeschaft, und auch in den heydnischen ist sie blos noch in den Kasten der Bramanen, und der Kriegsleute üblich, wiewohl durch kein Gesetz befohlen.

Diese Ceremonie geschieht mit grossem Gepränge, und die Vorbereitungen dazu sind in ieder Provinz verschieden. Gemeiniglich setzt man, sobald der Mann tod ist, das Weib in eine Art von Sessel mit einer geschmückten Decke vor die Hausthüre, rührt die Trommel und bläst beständig auf Trompeten. Das Weib ißt nichts mehr, käut nur Betel, und spricht unausgesetzt den Namen des Gottes ihrer Sekte aus. Mit all ihren Kleinodien und besten Kleidern geschmückt, wird sie von ihren Verwandten unter dem Schall musikalischer Instrumente begleitet. Die Bramanen machen ihr Muth, indem sie ihr im Paradiese eine unbegränzte Glückseeligkeit, die Ehre, irgend eines Gottes Frau zu werden, und in der Welt ausgebreiteten Ruhm und ihres Namens Gedächtniß bey allen Opfern versprechen; sie geben ihr auch berauschende mit Opium vermischte Getränke, wodurch die Imagination dieser unglücklichen Schlachtopfer der ehelichen Liebe benebelt und noch mehr erhitzt wird.

Während daß sie diesem schauerlichen Platze entgegen gehet, wo sie, oft in der Blüte ihrer Jahre, ihr Leben endigen soll, und wann sie wirklich diesen schröck-

lichen Ort erreicht, bemühen sich die Bramanen, sie durch Gesänge, woriunen ihr Heldenmuth gerühmt wird, zu zerstreuen. Der unseelige Augenblick, in welchem sie von den Flammen verzehret werden soll, nähert sich, schluchzend nimmt sie Abschied von ihren Verwandten, und diese bezeugen ihr mit Thränen den Antheil, welchen sie an dem ihr bevorstehenden Glüke nehmen. Sie theilt ihren Schmuck unter sie aus, umarmt sie zum letztenmahle, geht dreymahl um die brennende Grube herum, und stürzt sich mitten in die Flamme. Alsobald erschallt die Luft von einer Menge aufs stärkste tönender Instrumente, vor denen kein Mensch das Jammergeschrey der Unglücklichen hören kann. Man verstärkt das Feuer durch vieles zugeschüttetes Oel, und in kurzem ist die Heldinn davon verzehrt. Auf dem Platze wird ihr zu Ehren ein Denkmal errichtet, und oft wird sie um ihren Nachruhm beneidet. Zuweilen baut man auf den gangbarsten Plätzen kleine Kapellen, die stets offen stehen, damit Jedermann diese Mausoleen sehen und verehren könne.

In Bengalen ist dieses Schauspiel noch abscheulicher. Die Weiber lassen sich an die Leichname ihrer Männer binden, die sie in den Armen halten, und erwarten den Augenblick, da der Holzstoß angezündet werden soll, mit der größten Gelassenheit.

Wenn man sie lebendig begräbt, werden die nämlichen Ceremonien beobachtet, ehe man sie zur Grabstätte führet. Ist das Schlachtopfer da angelangt, so steigt sie in die einem Gewölbe ähnliche Grube hinunter, setzt sich, und nimmt den Leichnam ihres Mannes in die Arme. Sogleich füllt man die Grube bis an ihren Hals mit Erde, hält einen Teppich vor sie, damit sie niemand mit dem Tode ringend erblicke und andere Frauensleute dadurch nicht abgeschreckt werden; man reicht ihr in einer Schaale etwas,

das ohne Zweifel Gift ist, und dreht ihr mit besonderer Geschicklichkeit den Hals um.

Diese unmenschliche Gewohnheit ist in Indien uralt. Die indischen Bücher enthalten eine Menge Erzählungen von Göttinnen und Königinnen, die sich so aufgeopfert und andern Weibern vom Stande ein Beyspiel gegeben haben. Oft ist diese Wuth zu sterben so weit getrieben worden, daß bey dem Tode gewisser Könige oder Fürsten ganze Familien, Vätter, Mütter, Kinder und Bediente sich zum Beweis ihrer Liebe und Betrübniß über den Verstorbenen in die Flammen stürzten. Wahrscheinlich war die unbegränzte Liebe einiger Weiber für ihre Männer und die Verzweifelung über ihren Verlust die erste Triebfeder dieses unnatürlichen Opfers, das der öftere Gebrauch zuerst billigte, und dann allgemein machte. Indeß erlaubt doch die Religion dasselbe nur den Wittwen, die keine Kinder haben, und verbietet es hingegen denen, die entweder wirklich Kinder haben oder schwanger sind, damit sie für sie sorgen und sie erziehen können.

Die Trauer der Indier besteht darinn, daß sie sich die Haare abscheeren, den Kopf in ein Stück von der Leinwand, das sie auf den Schultern tragen, hüllen, und einige Tage keinen Betel käuen; denn sich lange dessen enthalten zu müssen, wäre für sie eine grausame Strafe.

Der Gebrauch, die Leichname zu verbrennen, mag seinen Grund in der Anbetung des Feuers und der Reinigung der Körper haben. Es war in einem so bevölkerten Lande, als ehemahls Indien gewesen, und unter einem so heissen Himmelsstriche nöthig, ein Mittel ausfindig zu machen, wodurch die Ansteckung der Luft und das Entstehen tödtlicher Seuchen von faulenden Körpern verhütet werden möchte. Die Politik erfand dieses Mittel, und

die

die Religion stund ihr bey. Auch sind die Indier das älteste Volk, bey welchem man diese Gewohnheit antrifft. Wie sie sagen, ward der Gott Quischena bereits vor der Epoche, in die wir die Erschaffung der Welt setzen, und ohngefähr um die Zeit, als eine indische Kolonie sich in Esina niederließ, verbrannt.

8.

Von den Künsten und Handwerken, auch einigen einfachen und nützlichen Maschinen der Indier.

Die Künste haben in Indien, wie fast im ganzen Orient, nur wenige oder gar keine Fortschritte gemacht. Der Despotismus, die entnervende Hitze des Klima und die Anhänglichkeit an den alten Gebräuchen, haben ihnen unüberwindliche Hindernisse in den Weg gelegt, wozu noch kommt, daß die indischen Fürsten, deren Luxus auf ganz andre Dinge gehet, weder selbst iemahls die Wissenschaften getrieben, noch die, welche sich darauf gelegt, begünstiget oder belohnt haben. Der Künstler wird, wie der schlechteste Taglöhner tagweise bezahlt, und der Gelehrte, der sein ganzes Leben dem Studiren gewidmet hat, stirbt elender, als wenn er das Feld gebauet hätte.

Die Malerey ist und wird bey den Indiern stets in ihrer Kindheit bleiben. Eine Schilderey mit Roth und Blau bekleidet, deren Figuren in Gold gekleidet sind, ist ihnen ein herrliches Stük. Sie verstehen das Helldunkel nicht, geben ihren Gegenständen keine Rundung, und wissen sie nicht ins Perspektiv zu stellen.

Ihre gedruckte Leinwand erhält die Lebhaftigkeit ihrer Farben, weswegen wir sie so sehr bewundern, nicht

so wohl von dem Künstler, als von der Beize und dem Wasser, womit sie gebleicht wird. Wann die Zeichnung aufgedruckt ist, wird der Zeug gewaschen, dann breitet ihn ein Arbeiter auf die Erde, und legt die Hauptfarbe auf, welches meist Kinder thun. Nach abermahligen Waschen spannt sie ein geschickterer Arbeiter auf eine kleine schmale Tafel, und zeichnet die Nüancen darauf. Ihre Pinsel bestehen aus einem zugespitzten und gespaltenen Bambusrohr; ...en Zoll oberhalb der Spitze ist ein Knäuel Wolle, d... die Farbe in sich hält; diesen Knäuel drükt der Arbeiter, damit die Farbe an dem Spalt hinunter fliesse, der von der Beize nicht angegriffen wird.

Die Bildhauerkunst ist nicht weiter gekommen als die Malerkunst. Alle Statuen in den Tempeln sind schlecht gezeichnet und eben so schlecht gemeisselt, und man findet daran verstümmelte Arme und Beine, und Köpfe, die nicht passen. Die Drapperien sind steif und plump. Kurz, man hat sich nie beflissen, die Natur nachzuahmen.

Die Baukunst richtet sich nach gar keinen Regeln. An den grossen Thürmen über ihren Tempelthüren bemerkt man bisweilen sehr niedrige, manchmahl aber sehr hohe Stockwerke. Die vielen Säulen im Innern der Pagoden haben keine bestimmten Verhältnisse, einige sind unten sehr dicke und verdünnen sich unvermerkt kegelförmig, andre sind unten sehr dünne und oben sehr dicke.

Die Tonkunst ist gleichfalls in dem Stande der Unvollkommenheit, wie die übrigen Künste. Dem Gesang fehlt es ganz an Harmonie, der eine singt hoch, der andre tief, auf vier bis fünf Noten, welche mit einer Art von Gesumse anfangen, das sich immer verstärkt,

stärkt, bis ans Ende der Stanze, da sie aus vollem Halse schreyen.

Die Indier haben verschiedene Instrumente, die aber zur Begleitung des Sängers gar nicht schicklich scheinen. Was am meisten Getöse macht, ist ihnen das schönste und wohlstimmigste. In den Pagoden bedienen sie sich, dem Volke die Gebetsstunde anzuzeigen, verschiedener Arten von Trompeten, einer Art hölzerner Paucke und länglichten Trommel, die beyde mit Schlägeln geschlagen werden, und des Talan, der aus zwey Kupferplatten besteht, die man gegen einander schlägt. Die Lobgesänge der Bayaderen auf die Götter werden mit verschiedenen Arten von Flöten oder Hoboen, Sackpfeifen und den schon oben beschriebenen Matalan und Tal begleitet. Es giebt einige Instrumente, die nur für besondre Pagoden gehören. Die Pandarons, eine Gattung Mönche, spielen zu ihren Gesängen auf einer Art Geige, die marattischen Bramanen und die Mogolen auf einer Art Zitter, an deren Hals man eine Kürbisflasche befestiget, um ihre Töne harmonischer zu machen. Die Gaukler, welche die Schlangen tanzen lassen, bedienen sich des Magudi, eines ausgehöhlten Kürbisses, an dessen Ende zwey zusammgewundene Schilfrohre stecken. Sie beschwören die Schlangen durch ein gewisses Lied, womit sie alle, so viel sich in einem Hause befinden, herauszubringen wissen; greifen sie dann mit der Hand, stecken sie in einen Korb, und am folgenden Tag sind sie schon zahm.

Die Handwerke der Indier sind sehr einfach, weil sie überhaupt wenig Maschinen dazu brauchen, und blos ihre Hände und ein paar Werkzeuge zu Arbeiten, wozu wir deren wohl hundert nöthig haben, nehmen.

Der Indische Zimmermann kennt weiter kein Werkzeug, als den Hobel, den Meissel, den Windelbohrer, den Hammer und eine Gattung von Axt. Seine Werkbank ist die Erde, und seine Klammern sind seine Füsse; er braucht aber auch einen ganzen Monat zu dem, was unsre Zimmerleute in drey Tagen machen.

Man mag immerhin den Indiern die leichteste und bequemste Art das Holz zu sägen zeigen, sie bleiben lieber bey ihrer alten Weise, nach welcher der Bretschneider sein Holz zwischen zwey in die Erde gesteckte Balken klammert, und nachlässig auf einer Bank daneben sitzend drey Tage zubringt, ein Bret mit einer Säge zu schneiden, das man bey uns in einer Stunde macht.

Der Schmied führt seinen Werkzeug, seine Schmiede und Esse stets mit sich, und arbeitet überall, wo man ihm etwas zu thun giebt. Er macht sich vor dem Hause eine kleine Mauer aus zerriebener Erde, vor der er seinen Heerd anlegt, und hinter welcher zwey lederne Blasbälge sind, die sein Lehrpursche auf einen nach dem andern drükend ziehet und so das Feuer anbläst; ein Stein dient ihm statt des Amboßes, und seinen ganzen Werkzeug macht eine Zange, ein Hammer, ein Schlägel und eine Feile aus.

An den Arbeiten der Goldschmiede ist dieser Mangel an Werkzeug besonders sichtbar. Gleich den Sinesern haben sie es noch nicht so weit bringen können, Gold und Silber zu poliren und Gold von verschiedener Farbe zu machen. Doch sind ihre Golddratharbeiten schätzbar. Der indische Goldarbeiter richtet ebenfalls seine Werkstätte bey iedem auf, der ihn verlangt. Sein Ofen ist ein zerbrochenes irdenes Gefäs, eine eiserne Röhre sein Blasbalg, eine Zange, Hammer, Feile

und

und ein kleiner Amboß machen all seinen Werkzeug aus. Seine Schmelztiegel macht er auf der Stelle aus Thonerde mit Kohlenstaub und Kühmist vermengt, und sie sind so vest, daß sie im Feuer niemahls springen. Für zwölf Sols arbeitet der Meister mit seinem Jungen einen ganzen Tag lang.

Die Schuhmacher sind unter allen Handwerkern aus dem verächtlichsten und ärmsten Stamme. Sie haben sonst kein Werkzeug, als Ahle und Messer, und keinen Vorrath an Leder oder Leisten. Wer ein paar Schuhe braucht, zahlt sie im voraus, und von dem Geld kauft der Schuster einen zottichten Hund (eine Art von zottichtem Hammel mit hangenden Ohren,) dessen Fell er noch am nämlichen Tag zubereitet, und am folgenden die Schuhe liefert. Weil die Schuster in Leder arbeiten und Fleisch essen, werden sie von den übrigen Indiern für die schlechtesten Leute gehalten. Ihre Hütten sind ausserhalb der Städte und Dörfer, und die Europäer brauchen sie auf ihren Besitzungen als Nachrichter.

Der Leinweber richtet alle Morgen seinen Weberstuhl vor seiner Thüre unter einem Baume auf, und legt ihn Abends wieder auseinander. Selbiger ist sehr einfach, und besteht blos aus zwey Walzen, die auf vier in die Erde gesteckten Pfählen ruhen. Quer durch den Aufzug laufen zwey Stäbe, wovon der eine an dem Baum, unter welchem der Stuhl stehet, und der andre an den Füssen des Webers, ieder mit zwey Stricken, bevestiget ist, und vermittels deren die Fäden des Aufzugs getheilt werden, daß der Eintrag durchgeschossen werden kann.

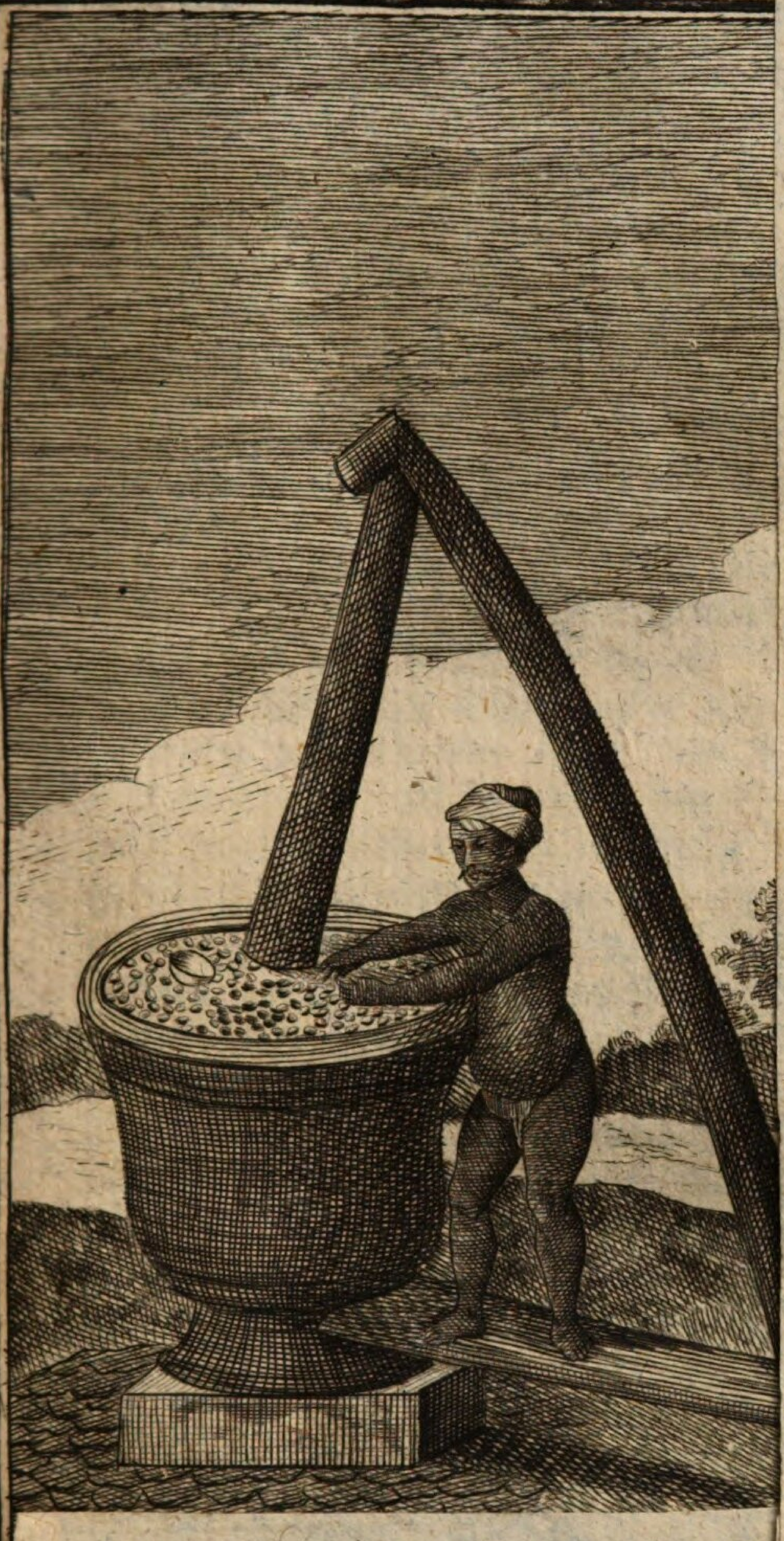
Nicht einmahl der Ackerbau ist in seiner Vollkommenheit. Vom Pfropfen verstehen sie auch nichts. Ihre

Gärten bestehen blos in einigen viereckigten Bohnenbeeten. Da der Reis ihre einzige Nahrung ist, so haben sie sich auf seinen Anbau gelegt, und weil dieses Gewächs nur im Wasser fortkommt, der größte Theil dieser Länder aber, vornehmlich die Küste Koromandel, trocken und sandicht ist, haben sie verschiedene Maschinen zum Bewässern erfunden.

Gleich nach der Regenzeit säen sie den Reis sehr dicke in eine Ecke an einem Fluß oder Teich. Sobald die Pflanze fünf bis sechs Zoll hoch ist, versetzen sie selbige in kleinen Bündelchen, eins von dem andern genugsam entfernt, in einen wohldurchpflügten Boden; denn zu enge beysamm würde der Reis ersticken. Wann er reif ist, schneidet man ihn etwas über halb Manns hoch mit einem grossen Gartenmesser ab, und macht Garben daraus, die man, die Körner zu gewinnen, mit beyden Händen am untern Ende ergreift, und auf einer zubereiteten Tenne ausschlägt. Nachdem man die Körner gesammelt hat, werden die Garben auf einen Haufen gelegt und mit Bambusrohr geklopft, um die noch darinn steckenden Körner heraus zu bekommen.

Sobald die Reiserndte vorbey ist, säen sie Kambu, Mais, Hirse, Gengeli rc.

Alle Felder sind in kleine Vierecke von funfzig bis sechzig Klafter abgetheilt, und durch eine Art von Wall von einander abgesondert, so daß iedes Viereck einen Behälter für das zum Wachsthum des Reises nöthige Wasser bildet. Dieses wird durch kleine Gräben aus einem Viereck ins andre geleitet, wozu man sich einer Maschine, Pikote genannt, bedienet. Es ist dieses ein Schnellbalken, der neben einem Brunnen oder Regenwasserbehältniß stehet, und womit man das Wasser schöpft



und es hinleitet, wohin man will. Diese Maschine ist folgendergestalt zusammengesetzt: neben dem Brunnen steht ein Pfahl, der oben wie eine Gabel gespalten ist, in der Gabel liegt ein andres mit einem hölzernen Nagel befestigtes Stück Holz, das den Schnellbalken ausmacht und mit einer Art von Stuffen versehen ist. Gewöhnlich ist der untere Theil dieses Balkens aus einem dicken Baumstamme gehauen, woran, wenn er selbst noch nicht schwer genug ist, ein grosser Stein gehänget wird. Oben ist eine Stange angemacht, an welcher ein grosser lederner Wassereimer hängt. Auf den Stuffen steigt ein Mann den Schnellbalken hinauf, wobey er sich an einem nebenstehenden Gitter von Bambusrohr festhält, und drükt den Eimer in den Brunnen hinunter, dann steigt er wieder herab und drükt den Eimer durch sein Gewicht aufwärts, welchen nun ein andrer Mann in ein Bassin ausleert, von da sich das Wasser mittels der Gräben in das ganze Feld ergiesset. Der, welcher den Eimer leert, singt immer, um sich aufzumuntern, die Zahlen **Eins, Zwey, Drey**, so viel er nämlich Eimer geleert hat. Wann die Wasserbehältnisse ganz bis oben angefüllt sind, nimmt man zum Wässern einen Korb, der mit Kühmist und Thonerde überzogen ist und an vier Stricken hängt; zwey Männer ergreifen ihn, jeder bey zwey Stricken, schöpfen Wasser darein, und tragen ihn im Gleichgewicht fort.

Unter allen Maschinen, welche die Indier zum Oelmachen erfunden haben, ist die Mühle, mit der sie das Kokos- und Gengeliöl auspressen, die einfachste und bequemste. Die dazu gehörigen Stücke sind: 1) ein dicker, wohl in dem Boden bevestigter Baumstamm, der oben wie ein Gefäs ausgehöhlt ist; 2) ein Mörsel, der darauf sitzt und unten eine Oeffnung hat; 3) ein Stössel, der in dem Mörsel eingepaßt ist; 4) ein Queerholz, das in

 dem

dem obersten Theil des Stössels eingeklammert ist und ihn drehet; dieses Querholz bestehet aus mehrern gleich dicken Stäben, die mit Stricken zusammen gebunden sind, damit sie sich beugen lassen, und nicht so leicht brechen; 5) ein dicker hölzerner platter Balke, der am Fuß der Maschine horizontal anliegt, und an dem das Querholz befestiget ist. Dieser Balke der an dem einen Ende, womit er sich an den Fuß des Baumstammes schließt, halbzirkelförmig ausgeschnitten ist, dreht sich, von zwey daran gespannten Ochsen gezogen, in einer am Fuß des Stammes angebrachten Höhlung und bewegt den Stössel mit sich. Der Baumstamm hat oben einen Rand, damit das Oel nicht überlaufe. Ein Mann, der auf dem Horizontalbalken steht, dreht sich beständig mit demselben herum, stößt die aus dem Mörsel herausdringenden Körner allemahl wieder hinein, schöpft das auf die Oberfläche emporsteigende Oel ab, und gießt es in Gefäße.

Die Maschine zum Baumwollenkämmen ist auch ungemein einfach. Sie besteht aus einem sechs bis sieben Fuß langen Stück Holz, an dessen beyden Enden eine starke Darmsaite angeknüpft ist, die beym Anrühren einen Laut von sich giebt, weswegen man auch diese Maschine Violon nennt. (Unsre Hutmacher haben eine ziemlich ähnliche, die sie Fachbogen nennen.) Der Violon hängt mittels eines Strickes wieder an dem Stricke eines an der Zimmerdecke festgemachten Bogens. Der Arbeiter hält mit der einen Hand den Violon in der Mitte, und mit der andern zieht er, mittels eines Holzstäbchens, das sich in einen Wulst endiget, die Saite stark an, die, indem sie ausglitscht, die Baumwolle ausklopft, sie heftig an sich reißt und anschwellt, den Staub davon säubert, und sie zum spinnen fertig macht. Die Schnellkraft des Bogens, an dem der Violon hängt, macht es dem Arbeiter leicht, denselben von einem Ort zu dem

andern überzusetzen, wann er einen Haufen Baumwolle ausgeklopft hat. Diese Baumwollenkämmer sind die Schulias, Muhammedaner, die, wie die **Maplets** auf der Küste Malabar, von den Arabern abstammen, von denen sie noch die Physiognomie, aber nicht mehr die Religion haben, indem die Araber von Omar's, die Schulias aber von Aly's Sekte sind. Wahrscheinlich haben die Schulias erst seit der Eroberung Indiens durch die Mogolen die Religion und Gebräuche ihrer Ueberwinder angenommen, dahingegen die Maplets auf der Küste Malabar, die sich der Mogolen erwehrten, die Sitten und den ganzen Aberglauben der Heyden, unter deren Beherrschung sie lebten, angenommen haben. Eben daher, daß die Maplets sich nach dem richten, was bey den Malabaren üblich ist, kommts, daß ihre Kinder nicht die Väter, sondern die Mütterbrüder beerben.

9.

Von der Arzneywissenschaft.

Die medicinischen Kenntnisse der Indier schränken sich blos auf die Zubereitung und den Gebrauch einiger einfachen Mittel ein.

Alle Krankheiten in Indien sind schwer zu heilen, theils wegen der Behandlungsart, theils weil sie allemahl mit venerischen Gifte vermischt sind. Die übertrieben leichtglaubigen Indier bilden sich ein, man könne nur durch die Menge der Arzneyen geheilt werden, und setzen all ihr Vertrauen auf einen Empiriker, der oft drey Monate zuvor noch ein Wäscher, Leinweber oder Schlosser war, und, weil ihn sein Handwerk nicht mehr nähren wollte, ein Arzt geworden ist. Wir merken hieben an, daß die Wäscherweiber wegen ihrer Geschicklichkeit im Kinderabtreiben sehr berühmt sind. Sie gebrau-

chen hiezu heftige Purgirmittel, und man mag wohl sagen, daß sie die Hälfte der ihnen unter die Hände kommenden unglüklichen Schlachtopfer vergiften. Uebrigens zeichnet sich unter den dasigen Aerzten keiner durch mehrere Wissenschaft vor dem andern aus. Fast ieder Indier ist ein Arzt. Man lehrt sie von ihrer ersten Jugend an einige einfache Heilmittel und verschiedene Recepte kennen, die vom Vater auf den Sohn kommen, und für sie eine Nahrungsquelle in kümmerlichen Zeiten sind. So machen sie denn oft aus Kräutern, deren Kräfte ihnen ganz unbekannt sind, ein Gemengsel, dessen Wirkung sie eben so wenig kennen.

Sie geben wenig innerlich wirkende Arzneyen, und brauchen meist nur Salben und erweichende Umschläge.

Sie glauben ungezweifelt, daß alle Krankheiten von der Hitze oder Kälte entstehen, oder durch die Winde verursacht werden, die sich zwischen Haut und Fleisch setzen. Hautkrankheiten schreiben sie Würmern zu, und um diese zu töden, appliciren sie beizende Mittel, welche die Haut austrocknen und sie abstreifen machen. Am folgenden Tag reisset der Arzt einige Stücke von dieser verdorreten Haut ab, und zeigt sie dem Kranken, als ob dies die Würmer wären, die ihn genaget haben, ia er glaubt es wohl selbst.

Da alle ihre Heilarten auf Vorurtheilen beruhen, brauchen sie für die häufigen von Kälte entstandenen Krankheiten die hizigsten Gegenmittel. Gewöhnlich endiget sich dann die Krankheit in eine Entzündung, deren gefährliche Umstände von den Aerzten als eine unvermeidliche Folge der nach ihrem Sinn allen körperlichen Gebrechen gemeinsamen Eigenschaften angesehen werden.

Der Gebrauch der Klystire ist ihnen gänzlich unbekannt. Auch lassen sie niemahls zur Ader; nie wird

auch dieses Mittel, bey ihrem unüberwindlichen Entsetzen vor Blut, eingeführt werden können, und diese Furcht würde machen, daß eine vorgenommene Aderlässe ganz entgegengesetzte Wirkungen nach sich zöge. Statt ihrer verordnen sie eine sehr strenge Diät; der Kranke darf einige Tage nacheinander nichts weder essen noch trinken, darauf giebt man ihm Tisanen, aus Gewürznelken, Anis, und andern solchen erhitzenden Ingredienzen, wovon eine Entzündung entsteht, die den Patienten hinrafft.

Den Puls fühlen sie, wie die Sineser, indem sie den Finger verschiedenemahle auf die Pulsader legen; sie sehen dabey dem Kranken ins Gesicht, indem sie ihn bereden, daß die Abwechselungen des Pulses sich bis auf das Gesicht erstrecken, und daß man aus der vereinten Bewegung der Augen und der Pulsader die Gattung der Krankheit unfehlbar bestimmen könne.

Die Chirurgie ist den Indiern ganz unbekannt; nie haben sie einen Todtenkörper eröffnet, um den Bau des menschlichen Leibes zu untersuchen und die Ursachen der Krankheiten zu entdecken. Ruhig sterben sie unter den Händen ihrer inländischen Aerzte und vertrauen sich nie einem Europäer an, weil sie es für unmöglich halten, daß ein Ausländer ihre Gebrechen recht einsehe.

Sie sind verschiedenen Krankheiten, und besonders allen den Fiebern unterworfen, die man in Europa kennet. Die Bewohner der bergigten Gegenden werden oft von einem viertägigen epidemischen Fieber befallen, das vom Wasser entsteht, welches Verstopfungen verursacht. Sie begegnen ihm durch Diät und Purgiermittel. Man bemerkt in den Quellen Metalltheilchen und besonders in denen von Gingi viel Vitriol. Indeß versichern doch die indischen Aerzte, daß blos die Luft Ursache

von diesem Fieber sey, und daß man ungeachtet der Vorsicht, Wasser von weitem herkommen zu lassen, doch in gewissen Jahrszeiten damit befallen werde.

Die Parias, die meist nur faules an der Sonne getrocknetes Fleisch essen, werden häufig von einem Fieber ergriffen, an dem sie gemeiniglich zwischen dem fünften und neunten Tag sterben. Die Symptomen desselben sind ein ausserordentlich voller Puls, brennende Haut, eine ausgetrocknete, rauhe, schwarze und oft gespaltne Zunge, funkelnde und thränende Augen, ein schweres stets mit Schwachheit begleitetes Athemholen und äusserste Entkräftung, manchmahl geben auch die Kranken von oben und unten lebendige Würmer von sich.

Auch sind sie Verstopfungen des Milzes unterworfen, welche sie **Basse** nennen, von dem portugiesischen und spanischen Wort Baço, das **Milz** heisset. Nach den indischen Aerzten kommen diese Verstopfungen von einem kalten Fieber, es ist aber zu vermuthen, daß sie vielmehr von der grossen Menge Salpeters entstehen, den der Boden dieses Landes enthält, und welcher in gewissen Jahrszeiten die Luft sehr kühl macht. Es ist diese Krankheit viel gemeiner in Bengalen, wo sich noch mehr Salpeter findet. Die Verstopfungen erstrecken sich von der Herzgrube bis an den linken Hypochonder, und sind oft so hart wie Stein.

Ueberdieß herrscht daselbst noch eine gewisse epidemische Krankheit, welche innerhalb vier und zwanzig Stunden und oft in noch kürzerer Zeit die Patienten weggerafft, doch aber nur in den kältern Jahrszeiten sich einstellt.

Wollüstlinge und mit Unverdaulichkeiten Behaftete, werden mit einem Durchfall oder vielmehr mit einem unauf-

aufhaltsamen Ausfluß des flüssig gewordenen Unraths, doch ohne Blut, angegriffen. Sie nennen ihn den scharfen Fluß, und überlassen seine Heilung blos der Natur. Er verbreitete sich vor einigen Jahren durch das ganze Land und war von verschiedenen Ursachen entstanden. Einige wurden davon angegriffen, weil sie zu Nachts unter freyem Himmel geschlafen hatten, Andere, weil sie kalten Reis mit Tär oder geronnener Milch geessen hatten, die meisten aber, weil sie, nach dem sie in kaltem Wasser gebadet oder sich damit gewaschen hatten, sogleich assen, welches ihnen Unverdaulichkeit und allgemeinen Krampf des ganzen Nervensystems zuzog, worauf eine Erschlappung und der Tod selbst erfolgte, wann man ihnen nicht eilends zu Hilfe kam. Diese Epidemie fiel während der Zeit ein, da die Nordwinde weheten, im December, Januar und Februar, und verschwand, sobald iene aufhörten. Ihr karakteristisches war ein wässerichter Durchfall, womit Erbrechen, gänzliche Entkräftung, brennender Durst, Drücken auf der Brust und Verhaltung des Urins verbunden war; manchmahl empfande der Kranke heftige Kolikschmerzen, oft verlohr er den Verstand, die Sprache und das Gehör, der Puls war klein und gedrängt. Das einzige dagegen dienliche Mittel war Theriak und bittere Arzneyen.

Zwey Jahre drauf folgte eine noch weit fürchterlichere Krankheit. Sie entstund nicht aus gleicher Ursache mit iener, weil sie im Julio und August anfienge. Sie meldete sich durch einen wässerichten Durchlauf, der in einem Augenblick kam, und den Kranken oft in weniger als vier und zwanzig Stunden aufrieb. Die damit befallen worden, mußten in fünf bis sechs Stunden wohl dreyßig mahl zu Stuhle gehen, wovon sie so entkräftet wurden, daß sie weder reden noch sich bewegen konnten, oft schlug ihnen der Puls gar nicht mehr, ihre Hände und

und Ohren waren kalt, das Angesicht verlängert, und die Vertiefung der Augenhöhle kündigte den gewissen Tod an, da sie dann nichts mehr von Bauchschmerzen spürten. Am meisten litten sie von einem brennenden Durst. Einige gaben durch den Stuhlgang, Andre durch Erbrechen Würmer von sich. Diese schreckliche Plage wütete durch alle Kasten, vornehmlich iedoch bey denen, die Fleisch assen, und die einheimischen Aerzte konnten gegen sie eben so wenig als gegen die vorige etwas ausrichten.

Es sind die Indier auch noch einem andern Durchlauf von der wässerichten und salzichten Feuchtigkeit des Blutes, und Erbrechen unterworfen, welche durch die unterbrochene Ausdünstung und durch ihre elende Lebensart entstehen, da sie oft nicht genug zu essen haben, um die Gleichheit des Blutumlaufes zu unterhalten, und nicht genug Leinenzeug, um sich in der kältern Jahrszeit hinlänglich zu bedecken. Auch liegen sie auf einem feuchten Boden, in Hütten, die sie nicht genug vor Regen und Wind schützen.

Die Unverdaulichkeiten, in Indien **Hundstod** genannt, sind daselbst sehr häufig. Nicht nur die Kasten, welche Fleisch essen, eine für dieses hitzige Klima allzuschwere Speise, werden oft davon angegriffen: auch die Bramanen, die weder Fleisch noch Fische speisen ziehen sich dieselben durch die grosse Menge Butter zu, die sie mit ihrem Reis geniessen; und auch die kühle Luft, welcher sich die Indier so gern aussetzen, verursacht solche, indem sie die Ausdünstung hemmet. Viele sind schon gestorben, weil sie unvorsichtig unter freyen Himmel schliefen.

Die Indier kennen weder die von Entzündungen, begleiteten Krankheiten, noch das Seitenstechen, haben aber dafür Blutflüsse.

Die Lustseuche war von ieher in Indien einheimisch, ist aber daselbst an sich nicht gefährlich, wenn man sogleich Gegenmittel gebraucht. Nur bey verbuhlten Weibspersonen, welche sie drey oder vier Jahre lang einwurzeln lassen, schlägt sie endlich in Krebs und Aussatz aus. Die Indier gebrauchen blos Palliativmittel, ohne das Uebel aus dem Grunde zu heben, und da sie fast alle, vornehmlich die gemeinen Leute, den Keim davon schon mit sich auf die Welt bringen, so trift man unter ihnen äusserst selten eine ganz gesunde Person an. Ihre gemeinsten Heilmittel sind: Tisanen aus Kuraneli, kalte Bäder, und Pillen aus dem mit Maismehl vermischten Milchsaft des Kali (Euphorbia, Titymalus Indicus) wovon täglich eines in der Grösse eines Pfefferkorns eingenommen wird. Der genannte Milchsaft, der von den Spitzen der Blätter genommen wird, ist eines der heftigsten Purgier- und Brechmittel.

Wider die fallende Sucht gibt man den Kranken Krähen zu essen, nach deren dasigen Namen, Graye, die Krankheit eben so genennt wird.

Die Pocken sind epidemisch, und regieren gemeiniglich vom Februario bis April, lassen aber nach, sobald die Landwinde zu wehen anfangen. In manchen Jahren sind sie sehr gefährlich, und richten, wann sie einmahl in einer Gegend eingerissen sind, grosse Verheerungen an, sowohl wegen ihrer Bösartigkeit, als üblen Behandlungsart. Die Einimpfung wird von den Indiern nicht gebraucht. Auch behandeln sie die abgesonderten und die zusam-

zusammenfliessenden Pocken auf einerley Art. Sobald sich die ersten Symptomen zeigen, muß sich der Kranke mit Reisbrühe, Kange genannt, begnügen, und er mag sie nun wegbrechen oder nicht, so bekommt er keine andre Nahrung, bis die Pockenbläsgen zu eitern anfangen, dann erlaubt man ihm etwas Reis und gedörrte Fische, Karvate genannt. Ist der Kranke verstopft, so giebt man ihm etwas Schagre. Wollen die Pocken nicht recht herausgehen, so sucht man sie durch den Saft von Tamarindenblättern mit etwas Schagre vermischt herauszutreiben. Wann sie eitern, bestreut man den Kranken mit Kühmistasche, damit die Leinwand nicht an die Eiterbläsgen klebe, ein schädliches Verfahren, wodurch die bösen Säfte zurükgetrieben, die Ausdünstung gehemmet, und Geschwüre, Bauchflüsse und Husten verursacht werden, welche manchmahl die Schwindsucht nach sich ziehen. Die Augen und die Nasenlöcher beschmiren sie mit Kokosöl, um das Zusammenkleben derselben zu verhindern. Den sechzehnten oder siebenzehnten Tag waschen sie den Kranken mit kalten Wasser, reiben ihn mit Blättern vom Margosier, die sie auch gestossen und in Oel oder Butter geröstet auf die Narben legen, und gestatten dann dem Kranken geronnene Milch, Reis und Zwiebeln zu essen. Mit dem Margosier, der eine Art von Melia und der Mariatale gewidmet ist, treiben sie noch mehr Aberglauben. Sie iagen mit seinen Zweigen die Mücken von dem Kranken weg, legen dergleichen auf sein Bette und im ganzen Hause umher, auch die Nachbarn stecken solche auf ihre Häuser und glauben dann, die Mariatale werde die Seuche nicht in ihr Haus kommen lassen. Ihre kalten Bäder verursachen oft Bauchflüsse, Konvulsionen, Geschwüre, Husten, Drucken und endlich den Tod.

Die epidemischen Masern, die vor einigen Jahren so viele Indier aufrieben, waren eine bis dahin noch nie bemerkte

bemerkte Art von Pocken. Sie brachen zuerst im Gesicht und auf der Brust, und dann über dem ganzen Körper bis an seine äussersten Theile aus. Darauf folgte Drucken, Schläfrigkeit und Durst. Alle Kranke, die von inländischen Aerzten auf ihre Weise behandelt wurden, starben.

Das Kindergebähren, so leicht es den Indierinnen ankommt, hat doch oft gefährliche Folgen. Man hält die so eben entbundene Frau drey Tage lang zum Langanam an, das heißt, man läßt sie so lang weder feste noch flüssige Speise geniessen, und giebt ihr blos Tisanen aus Wurzeln, Blättern und Gewürzsaamen. Davon wird das Geblüt aufgetrocknet, und wegen der die Entbindung begleitenden vielen Sekretionen und Ausleerungen dicht, schleimicht und lymphatisch, woraus eine Entzündung der Gebährmutter und eine Stockung des Geblüts und der Säfte entsteht, welche der Kranken am achten oder neunten Tag den Todt bringt.

Wider die einheimischen Fieber brauchen sie mit guten Erfolg Tisanen von gestossener Margosierwurzel, welche sie für einerley mit der Quinquina halten, und ihr, so lange sie noch frisch ist, noch mehr Kraft zuschreiben, als der aus Europa, die auf der Ueberfahrt einen Theil ihrer Stärke verlieren soll.

Wider das Podagra bedienen sie sich einen Monat lang eines Pulvers, dessen vornehmstes Ingredienz Schwefel ist. Allein entweder taugt dieses Mittel nichts, oder es wird schlecht angewandt, genug, es ist sehr schädlich und treibt das Gicht in die obern Theile.

Wider die Hämorrhoiden gebrauchen sie mit gutem Erfolg ungesalzenen Schmeer, den sie Pannimei, das ist, Schweinsbutter nennen, und mit Reis vermengen.

Die Flechten heilen sie mit Limonienschnitzchen, auf die sie zerriebene Tschimbekörner streuen, und sie so lange auf der Flechte liegen lassen, bis sie ganz ausgetrocknet sind; dann waschen sie den schadhaften Ort mit Wasser, worein man Zinnober eingeweichet hat.

Wider den Zahnschmerz brauchen sie ein Pulver von Erdwürmern als ein specifisches Mittel.

Statt unsrer geistigen Wasser brauchen sie den Milchsaft vom Kali, womit sie Ohnmächtigen die Augenwinkel bestreichen, und sie durch die beizende Schärfe dieses Saftes, der sogleich die Empfindlichkeit aller Glieder rege macht, zwar wieder zum Leben, aber auch oft um das Gesicht bringen.

Wider die Schlangenbisse haben sie eigene Aerzte, und da der Biß der meisten dieser Thiere schnell tödet, so brauchen sie einige Recepte, welche die Empiriker in den Gegenden, wodurch sie reisen, zurüklassen. Eine der gefährlichsten und gemeinsten Schlangen ist die **Kappenschlange**, oder mit einem bekanntern Namen die **Brillenschlange**, von den Indiern **Nalla Pambu**, d. i. gute Schlange genannt. Wider den Biß derselben brauchen sie das **Wischamarondu**, welches die Europäer unter dem Namen der Salbe **von Madura** kennen. Es ist ein Gemengsel von verschiedenen Kräutern und Wurzeln, die unfehlbar viel flüchtiges Alkali enthalten, doch sind die Purgiernüsse das hauptsächlichste Ingredienz. Diese Salbe ist ein heftiges Purgiermittel und riecht wie Menschenkoth. Sie wird folgendergestalt gebraucht: man öffnet dem Gebissenen die Haut bis Blut hervorkommt, legt in den Einschnitt eines Pfefferkorns groß vom Wischamarondu, reibt es wohl ein, und läßt den Kranken eben so viel verschlucken, oder reibt ihm,

wann er ohnmächtig ist, die Lippen damit. Ist die Gefahr dringend, so macht man auch oben an der Stirne und am Hals Oeffnungen in die Haut und reibt Wischamarondu hinein. Es ist dieses Mittel, eilends gebraucht, sehr wirksam, hilft aber nichts, wann das Gift schon in das Blut gedrungen ist.

Folgende zu Karikal, in Ermangelung eines Schlangenarztes und Wischamarondi, gemachte Kur ist eine der ausserordentlichsten. Man setzte ein junges Huhn mit dem Steiß auf den Biß, welches das Gift an sich zog und bald davon starb, nahm dann ein anderes, das eben so geschwind tod und durch ein drittes ersetzt wurde, und s. f. bis auf dreyzehen. Das letzte starb nicht, schien auch nicht einmahl krank zu seyn, und der Verwundete war nun vollkommen geheilet.

Der Biß einer Art von sehr kleiner Viper, von den Indiern Wiriapambu genannt, die nach ihrem Vorgeben die einzige Schlangenart ist, welche Junge gebährt, ist äusserst gefährlich, und selbst das Wischamarondu heilt ihn nicht; statt dessen giebt man dem Verwundeten Koloquinten zu essen. Sobald er ihre Bitterkeit schmeckt, ist es ein Zeichen, daß er nun genug davon genommen habe; denn man glaubt, das Gift dieser Viper verhindre den Kranken, die Bitterkeit der Koloquinten zu schmecken. Es entsteht aber gemeiniglich ein Bauchfluß davon, wider welchen man den Kranken eine gewisse Quantität Parapu, eine Art flacher Erbsen, zu essen giebt.

10.

Von der Astronomie.

Die Astronomie ist bey den Indiern sehr alt, und wahrscheinlich haben sie von ihnen andre Völker, die dorthin han-

handelten, gelernt. Vermittelst gewisser in räthselhaften Versen abgefaßten Formeln rechnen sie Sonnen- und Mondsfinsternisse genau und sehr behende aus. In ihren ältesten heiligen Büchern findet man folgende Theorie von den Planeten.

Die Sonne hat ihre Laufbahn mitten durch die Welt. Dieses belebende Gestirn bringt alles hervor, was Menschen und Thiere geniessen, und bestimmt durch seinen Kreislauf um die Erde das Zeitmaß. Zu Anfang des Monats Kartighe (November) wird die Nacht um einen Najighe (vier und zwanzig Minuten) länger als der Tag, indem die Sonne gegen Süden rükt, hingegen werden die Tage länger als die Nächte, wann sie gegen Norden hinaufgehet.

Innerhalb 60 Najighes oder 24 Stunden durchlauft die Sonne 9 Kurus (1 Kuru ist 10, 000, 000, und 8, 000, 000 Yoschenás, (1 Yoschená ist 4 Meilen,) folglich 392 Millionen Meilen. Vom Sonnenlaufe kommts, daß an dem einen Orte Tag ist, wann es am andern Nacht ist. Der Sonnenwagen ruht mit dem einen Ende auf dem Berge Meru, und schwebt übrigens in der Luft. Er hat nur ein Rad, wird von sieben grünen Pferden (ohne Zweifel nach der Zahl der Wochentage) gezogen, und von dem Gotte Arunin gelenket. Die Walaghilliers, 60, 000 an der Zahl, begleiten die Sonne durch ihre zwölf Häuser (die zwölf Zeichen des Thierkreises,) beten sie an, und singen ihr Lobgesänge.

Die Bahn des Mondes ist 100, 000 Yoschenás unter der Sonne. Er vollführt seinen Lauf geschwinder als jene.

Die Sternenbahn ist 200, 000 Yoschenás höher, als die des Mondes.

100, 000 drüber wohnt Sukrin (die Venus,) die wechselsweise der Sonne vorlauft und folgt.

200, 000 Yoschenäs über der Venus ist Buda (Merkur.) Wann er sich, wie es oft geschieht, von der Sonne entfernt, bedeutet es Hungersnoth.

200, 000 darüber thront Mars. Er durchlauft ein Zeichen innerhalb fünf und vierzig Tagen, und ist für die Menschen ein schädliches Wesen.

200, 000 weiter hält Jupiter Hof. Er braucht ein ganzes Jahr, bis er durch ein Zeichen kommt. Geht er rükwärts, so bedeutet es Unglüksfälle für die Bramanen.

200, 000 über dem Jupiter regiert Sani. (Saturn.) Er durchlauft ein Zeichen innerhalb drey Monaten, und ist unter allen Planeten der schädlichste.

1, 100, 000 oberhalb dem Saturn ist der Himmel der sieben Rischys. Es sind dieß grosse Patriarchen, welche das von uns so genannte Gestirn, der grosse Bär, ausmachen.

1, 000, 000 ienseits ist ein Kreis, der die Gestalt einer Eidechse hat und Singsumaram heißt. In ihrem Schwanze befindet sich der Druwan (Polarstern.)

10, 000 Yoschenäs unterhalb der Sonne ist der Kreis des Ragu und Quedu (das Drachenhaupt.) Diese beyden Riesen wurden Feinde der Sonne und des Mondes, weil selbige sie verhindern wollten, ihren Antheil von dem Amurdon oder dem Lebensbutter zu essen, dafür schwuren sie ienen unversöhnlichen Haß, und droheten sie, wann sie nicht auf ihrer Hut seyn würden,

den, zu verschlingen. Der Körper dieser Riesen mißt 13, 000 Joschenäs, und verursacht, wann er die Sonne oder den Mond bedeckt, die Eklipsen.

Hätten wir die Astronomie nicht von diesem alten Volke, warum würden wir ihre beyden Sterne Ragu und Quedu das Drachenhaupt nennen?

II.

Von den Sprachen und der Schrift der Indier.

Von der Küste Orixa bis an das Kap Komorin, und von dort über die ganze Küste Malabar hinauf bis Kochin, spricht man Tamulisch. Diese Sprache ist unstreitig die mangelhafteste. Jeder Buchstabe kann auf verschiedene Art geschrieben und ausgesprochen werden, und da der abgeänderte Ton auch den Sinn des Satzes verändert, so macht dieß, daß die Indier oft sich selbst einander nicht verstehen. Manchmahl müssen sie iedes Wort einzeln aussprechen, um es deutlich zu machen, zuweilen das Gesagte wiederholen und Vergleichungen hinzusetzen, um verstanden zu werden. Daher kommt es auch, daß die Aussprache nach verschiedenen Provinzen verschieden ist, und hierin liegt zugleich die Ursache, warum bey den Schriftstellern, die über die indische Mythologie geschrieben haben, so manche Verwirrung ist, indem man den nämlichen Gott unter dem nämlichen aber verschiedentlich ausgesprochenen Namen nicht mehr erkennt. So spricht man z. E. in der Gegend von Pondischery Bruma, in Tanschaur Brahma, auf der Küste Orixa Bremaw oder Birmah; ingleichen auf der Küste Koromandel Schiwen, in Norden Schib, in Süden Siwa. Die Gelehrtensprache heißt insbesondre Schentamy.

tamy. Alle Bücher werden in derselben, und zwar in Versen geschrieben, welches sie den gemeinen Indiern, wenn sie auch sonst gut lesen können, unverständlich macht. Man liest sie allemahl singend ab. Der Leser spricht die erste Sylbe eines jeden Verses in einem hohen Tone aus, den er unmerklich und musikalisch bis zur letzten Sylbe in die Tiefe ziehet. Hat ein Vers eine Sylbe zu viel oder zu wenig, so kommt der Ton in Unordnung und eben dadurch lassen sich die in die Abschrift eingeschlichenen Fehler entdecken und verbessern. Endigt sich ein Redesatz mit dem Ende des Verses, so giebt es der Leser durch ein ziemlich lang anhaltendes Gesumse durch die Kehle und Nase zu verstehen.

Auf der Küste Orixa spricht man das Talinga, das in den Buchstaben und der Aussprache von dem Tamulischen verschieden ist, obwohl die Buchstaben von beyderley Sprachen sich durch die nämlichen Buchstaben der unsrigen bezeichnen lassen. Es ist das Talinga eine sanfte und angenehme Sprache, und hat weniger Mängel als die übrigen indischen Mundarten.

Auf der Küste Malabar wird auch eine besondre von der tamulischen in den Buchstaben und der Aussprache verschiedene Sprache geredet.

Im nördlichen Theil dieser Küste gegen Guzurate hinauf spricht man Induisch, das für verdorbenes Samskrutam gehalten werden kann, mit dem Tamulischen, dem Talinga und dem Malabarischen aber wenig Aehnlichkeit hat.

Alle diese Sprachen haben sich gar nicht ausgebildet, wie geschehen wäre, wenn diese Völker die Wissenschaften getrieben hätten, sondern sind vielmehr so verdorben, daß man darinn kaum einige Spuren vom Samskrutan entdeckt,

deckt, wovon sich bloß auf der Küste Orixa unter den gelehrten Bramanen einige Ueberbleibsel erhalten haben. Auf der Küste Koromandel ist sie ganz ausgegangen, und man bedient sich nur noch aus Noth einiger Buchstaben dieser alten Sprache, weil man ausserdem in der eignen Schrift viele Wörter gar nicht ausdrüken könnte.

Neben der Landessprache wird auch in ganz Indien, seit dem die Mogolen dieses Land erobert haben, Mohrisch und Persisch geredet. Die Kaufleute auf der Küste Koromandel sprechen fast durchgehends das Talinga. In allen europäischen Faktoreyen wird ein von den Portugiesen eingeführtes elendes Kauderwelsch geredet.

Das Samskrutan, Samskret, Hanscrit oder Grandon, ist die reichste Sprache. Ihre vielfältigen Buchstaben machen es einem sehr leicht, seine Gedanken auszudrüken, und der P. Pons hat sie deswegen eine göttliche Sprache genennt. Sie war die alte Sprache der Brachmanen. Die ietzt lebenden indischen Sprachen haben so viele Aehnlichkeit mit derselben, daß man sie alle für Töchter des Samskrutan, das aber durch fremde Wörter verdorben worden ist, ansehen kann.

Alle diese Sprachen enthalten starke Ausdrüke und lebhafte Bilder, die sich nie zu weit von der Natur entfernen, ob sie gleich bisweilen übertrieben sind. So wird z. E. in der Beschreibung eines Gefechtes das Klirren der Waffen durch das Rollen und die wiederholten Stösse der Zunge am Ende iedes Verses nachgeahmt.

Die Indier schreiben mit einem Grabstichel auf Olles, nicht aber, wie man ehemals geglaubt hat, mit einem Griffel auf gewisse mit Wachs oder Mastix überzogene Baumrinden. Die Olles werden von den Blättern einer Art von Palmbaum gemacht, welche die Form

eines

Ein Indier auf Olles schreibend.

eines Fächers haben, und dicke und dürre sind; die davon abgezogenen Blätchen heissen Olles. Der Schreibende legt die Olle auf die eine Hand, und gräbt mit der andern die Schrift darauf, die er dann mit Dinte überzieht. Sie schreiben auf beyden Seiten. Ein Buch zu heften, legen sie die Olles auf einander, und binden sie mittels einer durch ein am Rande dadurch gebohrtes Loch gezogenen Schnur zusammen.

Die Indier schreiben auch auf Papier, welches von den Mogolen bey ihnen eingeführt worden seyn mag, da alle ihre alten Bücher auf Olles geschrieben sind. Es wird selbiges aus Lumpen von Leinen- und Baumwollenzeug gemacht, und mit Reispappe geleimt, wovon es glatt wird und einen Firniß gleich dem Sinesischen bekommt. Man macht dergleichen von allen Farben, oft goldenes und silbernes. Sie schreiben darauf mit einer Feder von Schilfrohr, und halten die Finger sehr weit von dem Schnitt entfernt. Gemeiniglich nehmen sie graufärbiges Papier und schreiben selten auf weisses, worein sie nur ihre Waaren zu wickeln pflegen.

12.

Fabeln der Indier.

Die Indier haben moralische Fabeln, deren hohes Alter beweist, daß wir diese Art zu lehren von ihnen erhalten haben. Hier sind einige:

Der zweyköpfigte Adler.

Nur durch gutes Verständniß können zwo Personen, die beysammen leben müssen, glüklich werden.

Ein Adler hatte zwey Köpfe, die sich gar nicht mit einander vertrugen. Wann der Eine gute Früchte fand,

aß er sie auf, ohne seinem Bruder etwas davon zu geben. Dieser beklagte sich darüber. Aber was liegt denn daran, sagte iener dagegen, ob du oder ich diese Früchte esse, wir nähren uns ia doch beyde davon. Du hast recht, erwiederte der Andre, indessen kitzelt ihr angenehmer Geschmack deinen Gaumen, und dieß Vergnügen möchte ich doch auch gerne geniessen. Der gefrässige Kopf ließ sich durch diese Vorstellung nicht bessern, allein zu seinem Schaden, denn der Andre verschluckte aus Rache Gift, und so mußten Beyde sterben.

Der Löwe und der Haase.

Wer nicht stark ist, darf sich wohl einer List bedienen.

Ein ausgehungerter Löwe fraß alle Thiere, die ihm in seine Klauen fielen. Diese, um nicht in beständiger Furcht zu leben, thaten den Vorschlag, sie wollten ihm alle Tage von ieder Gattung ein Thier zuschicken. Der Löwe ließ sich das gefallen, und der Vertrag wurde von beyden Seiten genau gehalten. Endlich fiel das Loos auf einen iungen Haasen, den verschlagensten seines Geschlechts. Dieser verweilte auf dem Wege, und kam erst spät auf den Platz. Der Löwe verlangt die Ursache zu wissen. Ich habe antwortete iener, nur deswegen so lange verzogen, um dir und allen Thieren das Leben zu erhalten; denn ich sah auf meinem Wege einen Löwen, der dir den Krieg ankünden und dich nebst deinen Unterthanen auffressen will. Der Löwe, froh über diese Nachricht, befiehlt dem Haasen, daß er ihn zu dem Vermessenen hinführen solle. Allein der Haase führte ihn zu einem grossen Brunnen, worinn sich ihm sein Bild zeigte; weil er nun dasselbe für seinen Feind ansahe, stürzte er sich wütend hinein, und gieng zu Grunde.

Der

Der Braman und das irdene Gefäs voll Mehl.

Eitle Anschläge verschwinden, sobald man sie gemacht hat.

Ein Braman lag am Ufer eines Flusses im Sande. Vor sich hatte er ein irdenes Gefäs voll Mehl stehen, das ihm als ein Allmosen geschenkt worden war, und machte nun Anschläge, wie er recht glüklich werden wolle. Dieses Mehl, sagte er bey sich selbst, will ich verkaufen, mir dafür iunge Ziegen kaufen und sie auferziehen. Diese werden wieder Junge bringen, und in einigen Monaten eine ansehnliche Heerde ausmachen. Dann will ich einige davon verkaufen, und mir iunge Kälber und Kühe anschaffen, die sich auch vermehren werden, und so werde ich, ehe zwey Jahre herum sind, fünf bis sechshundert Rinder haben. Nun will ich mir ein Haus bauen lassen, will ein artiges Weibchen heyrathen, das mich in einem artigen Jungen wieder aufleben läßt, will auch alle Morgen prächtig gekleidet zum Könige gehen, und ihm wahrsagen. Aber wenn ich nun wieder heim komme und mein Weib antreffe, wie sie mein Kind schlägt, was werd ich dann thun? Meinen Stock will ich nehmen und sie prügeln. Indem er das sagt, greift er voll Zorn nach seinem Stock, und schlägt seinen Mehlhafen in Stüke. Nun ward sein Glük ein Spiel der Winde.

Der Mann, der Tiger und der Fuchs.

Man muß denen, von welchen man nichts als Undankbarkeit zu erwarten hat, keinen Dienst erzeigen.

Ein Mann sah, indem er durch einen Wald gieng, einen in der Falle gefangenen Tiger. Dieser bat, er möchte ihn losmachen, und der gefällige Mann thats.

Kaum aber war der Tiger in Freyheit, so wollte er, der drey Tage gefastet hatte, seinen Erretter zerreissen. Wie, sagte dieser, ein so boshafter Gedanke könnte dir in den Sinn kommen, da du mir doch dein Leben zu danken hast? So eben gieng ein Fuchs vorbey, und Beyde machten ihn zu ihrem Schiedsrichter. Als er den Handel vernommen hatte, stellte er sich taub, und sagte: ihr Herren, ich höre nicht wohl, zeigt mir also, wie es zugegangen ist. Der Tiger, sich nichts arges vermuthend, kriecht wieder in die Falle, und der Mann will ihn abermahls losmachen. Ey, sagte da der Fuchs, was geht ihn der Tiger an? Komm er mit mir und gehe er seines Weges. Dieß thaten auch Beyde, und wünschten Jenem guten Appetit.

Die Indier haben auch alte Erzählungen, die so ziemlich unsern Novellen und Mährchen gleich kommen. Ein einziges Exempel wird hinreichend seyn, um sich einen Begrif von ihrer Art zu machen.

Die zwey schlauen Weiber.

Eine Barbiersfrau, die sich mit der Kuppleren abgab, hinterbrachte bey nächtlicher Weile einer Leinenwebersfrau, daß ihr Liebhaber sie erwarte. Diese lag bey ihrem Manne, stund aber doch eiligst auf, und folgte Jener. Der Mann erwacht während ihrer Abwesenheit, und wundert sich nicht wenig, sein Weib nicht neben sich zu finden. Als sie wieder kam, band er sie an einen Pfosten, peitschte sie weidlich, ließ sie angebunden, legte sich wieder nieder und schlief ein. Die Barbiersfrau kommt abermahls, iene zu einer zweiten Zusammenkunft abzuholen, erstaunt aber sehr darüber, sie in einer so mislichen Stellung anzutreffen; weil sie iedoch die angestellte Lust nicht wollte fehlschlagen lassen, erbot sie

sich,

sich, an ihre Stelle zu treten, ein Vorschlag, den die andre, ohne sich lang bitten zu lassen, genehmigte. Kaum war sie fort, so erwachte der Mann, und frug sie ein und anders, worauf die Barbiersfrau keine Antwort gab, aus Besorgniß, sie möchte sich durch ihre Stimme verrathen. Allein der Weber, den ihr Stilleschweigen verdroß, schnitt ihr die Nase ab, und schlief zum zweytenmahl ein. Kurz darauf kam seine Frau, und vernahm von ihrer Freundinn, was vorgegangen war. Sie stellte sich wieder an den fatalen Pfosten, und die andre, die inzwischen ihre Nase gesucht hatte, gieng heim. Der Weber erwacht aufs neue, will doch hören, ob seine Frau noch immer nicht reden mag, und thut ihr abermahls einige Fragen. Diese macht sich seinen Irrthum zu Nutze, verweißt ihm seine Eifersucht derbe, und sagt zu ihm: der Himmel selbst ist Zeuge meiner Unschuld, denn er hat mir die Nase wieder angesetzt, die du mir ungerechter Weise abgeschnitten hast. Der Weber hatte sich nicht sobald von dem geschehenen Wunder überzeugt, als er sein Unrecht erkannte, seine Frau um Verzeihung bat, und ihr schwur, daß er künftig nie mehr eifersüchtig werden wolle, und sie sich nun wegen ihrer guten Aufführung rühmen dürfe. Die Frau wolte nun auch keine Rache üben, versöhnte sich mit ihm, und legte sich wieder ins Bette. Ganz trostlos hingegen war die Barbiersfrau. Ihr Mann, der königlicher Barbier war, wird sehr früh geruffen, dem Fürsten zu scheeren. Ohne Verzug verlangt er von seiner Frau das Scheermesserkistchen. Diese giebt ihm das schlechteste Messer. Der eilende Mann wirft ihrs an den Kopf, und verlangt nochmahls das Kistchen. Diese aber erhebt ein grosses Geheul, und stellt sich als ob sie ihre Nase vom Boden aufhebe. Der Babier erschrickt gewaltig; fällt ihr zu Füssen, bittet tausendmahl um Verzeihung, und erhält sie, da seine Frau sieht, daß ihr ihre List vollkommen gelungen sey.

13.

Von den Münzen.

Die indischen Münzen sind: die goldne und die silberne Rupie, die Pagode, der Fanon, und der Dudu.

Die goldne Rupie gilt gemeiniglich ungefähr neunzehen Gulden. Sie ist im Handel gänge, und steigt oder fällt im Wehrt, ie nachdem es in den benachbarten Provinzen ruhig oder kriegerisch ist. Diese Münze ist rund, und auf beyden Seiten flach. Es steht allemahl in persischer Sprache der Name des Nababs, seine Titel, seine Länder, und das Jahr, in welchem das Stük geprägt wurde, darauf. Nur in Bengalen und Surate werden nach derselben Handlungskontrakte geschlossen.

Die silberne Rupie gilt einen und einen Zwölftels Gulden. Die zu Pondischery geschlagenen, werden für die besten gehalten. Aber alle verlieren, wann man sie aus einer Provinz in die andre bringt, durch den Wechsel vier, manchmahl auch acht Kreuzer.

Die Pagode ist eine goldne Münze, auf der einen Seite flach und auf der andern erhaben. Auf der flachen Seite sind gemeiniglich einige Bildnisse indischer Götter eingegraben, aber so schlecht gezeichnet, daß man kaum die Züge davon erkennen kann. Sie ist wie die goldne Rupie im Handel gänge.

Es giebt verschiedentliche Pagoden. Die im Handel kursirenden sind, auf der Küste Orixa, die Pagode mit drey Bildern, zu Madras und Pondischery gehen nur die Sternpagoden, in den südlichen Gegenden nur die Pagoden von Porto-Novo, auf der Küste Malabar nur die Pagoden von Mangalor.

Die Pagode mit drey Bildern gilt vier, und einen Drittels Gulden. Sie hat auf der einen Seite drey gekrönte Köpfe, und auf der erhabenen lauter Pünktchen. Das Gold ist sehr rein und blaßgelb.

Die Sternpagode gilt drey und drey Viertels Gulden. Auf der einen Seite zeigt sich ein Bildniß und auf der andern ein mit Pünktchen umgebener Stern. Die alten, an denen das Gold sehr blaßgelb ist, werden höher geschäzt als die neuern, deren Gold von der Farbe ist, wie bey uns dasienige, worein man den Schmuck fäßt.

Die Pagode von Porto-Novo gilt drey und einen Viertels Gulden. Auf der einen Seite hat sie ein Bild, dessen Krone und Verzierungen von dem auf der vorigen verschieden sind. Die erhabene Seite ist voller Pünktchen. Ihr Gold enthält viel Beysatz. Von ihr ist die Pagode von Negapatnam blos darinn unterschieden, daß sie an der Krone einige Pünktchen mehr hat.

Die Pagode von Mangalor gilt vier, und einen Drittels Gulden. Ihre beyden Seiten sind flach. Die eine stellt zwey sitzende Figuren vor, deren iede in der Hand einen Schulon hält, ein Zeichen, das dem Dreyzack des Neptuns gleichet, und von den Indiern fast durchgängig den Göttern in die Hand gegeben wird. Auf der andern Seite ist ein wachsender Mond, dessen eine Spitze einen Schwanz hat, der ihm die Gestalt eines 2 giebt. Um ihn her sind lauter Pünktchen.

Die alten Pagoden von Aliraja, Mamadeli und Anderneck werden wegen ihres reinen Goldes geschäzt, kursiren aber nicht und verlieren durch den Wechsel.

Der

Der **Fanon** ist eine kleine goldene oder silberne Münze. Die goldnen hat man gar nicht gern, weil man sie wegen ihrer Kleinheit leicht verlieret. Die Franzosen, Engländer und Dänen lassen blos silberne schlagen.

Der doppelte **Fanon von Pondischery** gilt sechzehen Kreutzer, der einfache acht Kreutzer. Es giebt auch halbe Fanons. Die Franzosen lassen besonders für ihre Faktorey Mahe auf der Küste Malabar Fanons schlagen, deren einer zwölf Kreutzer gilt.

Der doppelte **Fanon von Madras** gilt zehen und einen halben Kreutzer, der einfache halb so viel. Es giebt auch alte goldene Fanons, die man sehr schäzt, aber selten bekommen kann. Sie gelten auch zehen und einen halben Kreutzer.

Der doppelte **Fanon von Trinquebar** gilt sechzehen Kreutzer, der einfache acht.

Der goldene **Fanon von Negapatnam** gilt zehen Kreutzer, der von Paliakate zwölf Kreutzer, aber das Gold daran ist so schlecht, daß er ausser dieser Faktorey auf vier Kreutzer verliert.

Der goldne **Fanon von Mangalor** auf der Küste Malabar gilt zwölf Kreutzer. Es giebt auch einen kleinen silbernen Fanon, deren fünf auf einen goldenen gehen.

Der goldene **Fanon von Tirupadi** gilt zwölf Kreutzer. Er hat eine flache und eine erhabene Seite.

Der goldene **Fanon von Madura** gilt zehen Kreutzer. Er ist auf der einen Seite hohl und auf der andern erhaben. Das Gold daran ist sehr schlecht und an Farbe kupferroth.

Der

Der goldene Fanon von Mondurpote gilt zwölf Kreuzer. Er ist auf der einen Seite hohl und auf der andern erhaben, und hat gar kein Gepräge.

Der goldne Fanon von Latschimi-Devi gilt sechzehen Kreuzer. Er ist sehr dünne und auf beyden Seiten flach.

Der goldene Fanon von Balatschipote in der Provinz Arkate, gilt zwanzig Kreuzer. Er ist auf beyden Seiten flach, und hat persische Karaktere.

Der goldne Fanon von Alinscheri, auch in der Provinz Arkate, gilt acht Kreuzer. Er ist auf der einen Seite flach, und auf der andern sieht er einem runden Hut ähnlich, das Gold daran ist sehr schlecht und kupferfarbig.

Der goldene Fanon von Areni in eben dieser Provinz gilt sechzehen Kreuzer. Er ist auf der einen Seite hohl und auf der andern erhaben, und hat kein Gepräge.

Der goldene Fanon von Mear-Paleon im Königreiche Tanschaur gilt sechzehen Kreuzer. Er ist auf der einen Seite hohl und auf der andern erhaben.

Der Dudu ist eine Kupfermünze, deren zu Pondischery zwanzig auf einen Fanon von acht Kreuzer gehen. Auf der einen Seite hat er eine Lilie, und auf der andern steht mit tamulischen Buchstaben Pudurschery. Die Dudu von Madras und Bombay gelten sechs Pfennige, die von Arkate, Tanschaur und Madura gelten drey Pfennige.

Endlich findet man im nordlichen Theile von Indien goldne und silberne Münzen, darauf die zwölf Zeichen des Thierkreises geprägt sind. Sie sollen auf Befehl einer Prinzessinn, die ihren Namen verewigen wollte, geschlagen worden seyn. Diese bat sich von dem Könige, der sie ausserordentlich liebte, zur Gnade aus, daß sie vier und zwanzig Stunden regieren dürfte, und ließ in dieser kurzen Zeit iene Münzen schlagen. Es ist dieß aber ein altes Mährchen; denn man findet unter diesen Münzen, solche, deren Jahrangaben um mehr als hundert Jahre von einanader abgehen. Sie werden heut zu Tage sehr gesucht.

Zweyter Abschnitt.

Mythologie der Indier.

1.

Von den Göttern.

Wie überhaupt die fabelhaften Götterlehren aller Völker wirkliche Allegorien sind, unter deren Hülle Weisheit und Wahrheit verborgen liegt, so gilt das vornehmlich auch von den Indiern, deren Geschmack an Allegorien schon längst bekannt ist. Sie wollten unter dem geheimnisvollen Schleyer der Mythologie die Geschichte ihrer merkwürdigen vergötterten Männer und die gewaltigen Revolutionen unsers Erdballs, davon er noch die Spuren trägt, verewigen. Gleich den Aegyptern, Griechen und Römern haben sie eine Menge Götter, die Anfangs nur einen einzigen vorstellten, aus dessen verschiedenen Namen die übrigen entstanden sind.

Sie haben drey Hauptgottheiten? **Bruma, Schiwen** und **Wischenu**, die aber nur **Eine** ausmachen, und dann heißt diese Art von Dreyeinigkeit **Trimurti** oder **Trimwam**, welches Vereinigung der drey Mächte bedeutet. Diese Glaubenslehre scheinet ehedem in Indien allgemein gewesen zu seyn, wo man nur eine Gottheit anbetete, welche drey Eigenschaften, nämlich zu erschaffen, zu erhalten und zu zerstören, in sich vereinigte. Aber in der Folge der Zeit personificirten sie eine iede dieser Eigenschaften, machten drey Götter daraus, und

drükten die besondre Macht eines ieden allegorisch aus, so daß sie die Allmacht Gottes durch die Erschaffung, seine Vorsehung durch die Erhaltung, und seine Gerechtigkeit durch die Zerstörung andeuteten.

Die gemeinen Indier beten nur Eine dieser drey Gottheiten an, einige Gelehrte aber verrichten ihr Gebet zu allen dreyen, wie sie mit einander vereiniget sind. Man findet sie in vielen Pagoden unter der Gestalt eines Menschen mit drey Köpfen abgebildet. In dem Tempel von Perpenade auf der Küste Koromandel werden sie auch unter dem Bilde einer tausendköpfigen Schlange angebetet. Wischenu selbst wird in seinem Tempel von Tirkowelut unter ienen drey Eigenschaften angebetet, und **Olegerlanda-Perunal** genennet.

Bruma.

Bruma, den man für Gott den Schöpfer hält, hat dem ohngeachtet weder Tempel, noch Gottesdienst, noch Anhänger, aber die Bramanen richten wegen ihres Ursprungs aus seinem Haupte alle Morgen Gebete zu ihm, und beobachten ihm zu Ehren die Ceremonie des **Sandiwane**.

Sein Stolz bereitete ihm seinen Sturz. Er bildete sich ein, er sey eben so viel als **Schiwen**, und wollte folglich auch den Rang vor **Wischenu** behaupten, den er gröblich beleidigte. Wischenu wollte sich deswegen rächen und nun entstand ein fürchterliches Gefechte zwischen ihnen. Die Gestirne fielen vom Himmel, die **Andons** (die unzähligen Sonnensysteme: deren iedes mit einer runden und dichten Schaale umgeben ist,) barsten, und die Erde zitterte. Die **Dewerkels** (Halbgötter) flohen in ihrer Angst zu **Dewendren**, dem

König

König der Halbgötter, der sie in das Kailasson (das Paradies des Schiwen) führte, wo sie um Unterstützung baten. Der Gott, der in allen Seelen ausgegossen ist, fühlte, was sie leiden mußten, und stellte sich in der Gestalt einer unermeßlichen Feuersäule vor die Streitenden hin. Man kam dahin überein, daß derjenige vor dem andern den Rang haben sollte, der den Fuß oder die Spitze dieser Säule ausfindig machen könnte. Wischenu nahm die Gestalt eines Ebers an, machte mit seinen Hauzähnen Löcher in die Erde, die bis in das Padalon, ein Land, das viel tiefer als die Erde liegt, eindrangen, und suchte tausend Jahre lang, ohne den Fuß der Feuersäule entdecken zu können. Er erkannte endlich die Macht des Herrn und betete an. Bruma wollte in der Gestalt eines Vogels die Spitze aufsuchen. Vergeblich durchflog er die Luft 100, 000 Jahre, seine Kräfte erschöpften sich, er sah seine Thorheit ein und erkannte den Herrn. Indeß behauptete er gleichwohl vor dem Wischenu, er habe die Säulenspitze gesehen, und ließ sich von einer Blüte, welche die Gabe zu reden hatte, Zeugniß geben. Aber nun barst die Säule, die Wolken wurden vom Feuer verzehrt, der Gott erschien in der Mitte der Säule. Jetzt warf sich Wischenu einigemahl zu seinen Füssen und lobte den Herrn; Schiwen verzieh ihm und theilte ihm verschiedene Gnadenbezeugungen zu. Bruma hingegen ward wie vom Donner gerührt; Schiwen verfluchte ihn, daß er zur Strafe für seine Lüge nie weder Tempel noch Gottesdienst auf Erden haben sollte. Doch, als Bruma sich wieder erholte und ernstliche Reue zeigte, verzieh ihm der Gott, sagte ihm, daß zum Lohn für seine Reue alle Ceremonien der Bramanen für ihn seyn sollten, und verschwand.

Bruma heurathete die Sarussuadi, Göttinn der Wissenschaften, der Sprachen und Harmonie. Sie ward im

im Milchmeer gebohren, da die Dewerkels und die Aschurer (Riesen) das Amurdon daraus schöpften. In ihren Abbildungen hält sie ein indisches Buch in der Hand und spielt auf einem Instrument, Kinneri genannt. Jenes ist Sinnbild der Wissenschaften, dieses der Harmonie. Sie hat keine Tempel.

Diese Fabel scheint die gänzliche Vertilgung der Sekte des Bruma anzudeuten, welche durch die Vereinigung der beyden Sekten des Schiwen und des Wischenu bewirkt ward. Eben daher ist die Gottheit in einigen Tempeln, wo man sie unter dem Namen Sangara-Narainem, welches heißt Schiwen und Wischenu, anbetet, halb weiß und halb blau vorgestellet, um dadurch die Vereinigung dieser Götter, die nur Einen ausmachen, vorzustellen. Da indessen iene Brumanisten, die der allgemeinen Niederlage entronnen waren, in die Sekte des Schiwen eintraten, hat man erdichtet, Bruma habe Busse gethan.

Bruma war der erste Gesetzgeber der Indier, der sie von der wilden Lebensart entwöhnte und Künste, Wissenschaften und Ackerbau lehrte. Man bildet ihn mit vier Armen und vier Köpfen ab, welche das Sinnbild der vier heiligen Bücher, die man unter dem Namen der Wedams kennet, seyn sollen. In der einen Hand hält er einen Ring, das Zeichen der Unsterblichkeit, in der andern ein Feuer, das Bild der Stärke, mit der dritten und vierten schreibt er auf Olles, welches die gesetzgebende Macht bedeutet.

Wischenu.

Wischenu wird als Gott der Erhalter verehrt. Er heyrathete die Latschimi, Göttinn der Reichthümer, die

die auch im Milchmeer gebohren ward, und die Bumidewi, Göttinn der Erde.

Latschimi gebahr ihm den **Manmadin**, Gott der Liebe. Dieser Name ist zusammgesetzt aus **Man**, Herz oder Wille, und **Mada**, etwas das nagt, das Liebe erweckt. Er heißt auch **Amanga** oder Mann ohne Herz. Man malt ihn in Gestalt eines Knaben mit einem Köcher auf dem Rüken, und mit Bogen und Pfeilen in den Händen; aber sein Bogen ist aus Zuckerrohr, und seine Pfeile aus allerley Blumen. Er reitet auf einem Papageyweibchen. Ob er gleich noch ein Kind ist, giebt man ihm doch schon eine Frau, Namens **Radi** (Ausschweifung.) Diese wird als ein schönes Weib auf einem Pferde knieend vorgestellt, wie sie eben einen Pfeil abdrükt. Beyde haben keine Tempel, sondern werden neben einander in erhabener Arbeit auf den Mauern der Tempel des Wischenu abgebildet.

Wischenu hatte von der Latschimi noch zwey Töchter, die beyde den **Supramanier** heyratheten. Er selbst gebahr einen Sohn, als er sich in ein Weib unter dem Namen **Moyeni** in der Absicht verwandelt hatte, um die Riesen zu verführen und ihnen das Amurdon zu rauben, das sie mit den Dewerkels aus dem Milchmeer geschöpft hatten. Schiwen verliebte sich in die Moyeni, und ward so mit ihr zum Vater des **Ayenar**. Die Indier verehren diesen Sohn des Schiwen und Wischenu als den Schutzherrn der Welt, der guten Ordnung und der Policey, setzen ihn aber doch nicht unter die Götter vom ersten Rang. Sie bauen ihm nur in Gehölze und von den Landstrassen entfernt kleine Tempel, um welche eine Menge von Pferden ausgebrannter Erde stehen, die ihm geopfert worden sind. Niemand darf zu Pferde, oder im Wagen, oder mit

Schuhen an den Füssen sich diesen Tempeln nähern. Er ist der einzige Gott, dem man blutige Opfer bringt, nämlich Hähne und junge Ziegenböcke.

Man zählet ein und zwanzig Verkörperungen des Wischenu, aber nur für neun bauet man Tempel, und nur sie werden in den heiligen Büchern genau und umständlich beschrieben.

In der ersten verwandelte er sich in einen Fisch, um den König Sattiawiraden (den Deukalion der Indier) und seine Frau aus der Ueberschwemmung zu retten, die zu Ende des dritten Weltalters vorfiel. So lang sie dauerte, diente ihnen Wischenu unter seiner Fischgestalt statt des Steuerruders an dem Fahrzeug, das er ihnen geschickt hatte. Da sich das Gewässer wieder zurükgezogen hatte, stieg Sattiawiraden ans Land, und bevölkerte die Erde wieder.

In der zweyten verwandelte er sich in eine Schildkröte. Die Götter und Riesen, die sich unsterblich machen wollten, hatten auf Anrathen des Wischenu den Berg Mandregiri in das Milchmeer versetzt, um das Amurdon daraus zu erhaschen. Diesen Berg umschlangen sie mit der Schlange Adisseschen, und drehten ihn, indem sie die Schlange beym Kopf und Schwanz zogen, immer im Kreise herum, in der Absicht das Meer in Butter zu verwandeln. Adisseschen konnte diese ermüdende Arbeit in die Länge nicht mehr aushalten, gerieth in Wuth und spiee ein schreckliches Gift aus, das sich im Augenblick allenthalben umher verbreitete; alle Götter und Riesen flohen vor Angst, nur Wischenu blieb, fieng das Gift auf, und beschmierte sich damit den Leib, der auf der Stelle blau ward. Jene kamen wieder zurük, und machten sich neuerdings an die Arbeit, die sie tausend

Jahre fortsetzten, aber der Berg versank nach und nach gänzlich ins Meer. Jetzt nahm Wischenu die Gestalt einer ausserordentlich grossen Schildkröte an, kroch in das Meer und hob den Berg wieder in die Höhe. Die Götter fiengen nun wieder an den Berg zu drehen. Nach mehrern Jahrhunderten kam endlich die Latschimi, die Sarassuadi und die Mudewi aus dem Meer ans Licht. Letztere ist die Göttinn der Zwietracht und des Elendes; sie wird grün, auf einem Esel reitend, und in der einen Hand eine Fahne mit einem darein gemalten Raben tragend, abgebildet. Nach allen diesen stieg der Arzt Danuwandri mit einem Gefäs voll Amurdon (Ambrosia) aus dem Grunde des Meeres empor. Wischenu theilte selbiges nur den Göttern aus. Die Riesen, weil sie leer ausgiengen, wurden darüber wütend, zerstreueten sich über die ganze Erde, und zwangen die Leute, keinen einzigen Gott mehr zu verehren, verübten auch alle mögliche Grausamkeiten, um selbst angebetet zu werden.

In den folgenden Verwandelungen kämpfte Wischenu immer wider Riesen und Könige. Die merkwürdigste darunter ist die sechste. Wischenu wurde als Sohn von Dessaraden, König von Ayodi (wahrscheinlich Siam) gebohren, und Rama genennt. Mit funfzehen Jahren verließ er das väterliche Haus, ward ein Büsser oder Gymnosophist, und führte zugleich seine Frau Side mit sich fort. Er gieng über den Ganges und den Berg Sitrekondon an die Küste Orixa, breitete allenthalben seine Lehre von der Seelenwanderung aus, und zog eine Menge Proselyten an sich. Stolz auf diesen glüklichen Anfang durchlief er die Wüste Endagarenion, wo er sich zehen Jahre lang aufhielt, die Einwohner von den Riesen und Riesinnen befreyte, von denen sie mishandelt wurden, und sich ihre Anbetung erwarb. Dann gieng

er in die Wüste Pangiawadi (vermuthlich das heutige Madura,) setzte über ienen Arm des Meers, der noch iezt die Affenbrüke heißt, und kam nach Zeylon, um auch da seine Lehrsätze auszubreiten. Rawanen, der König dieser Insel, wollte sie nicht annehmen, welches einen blutigen Krieg nach sich zog, worinn Rawanen einigemal siegte, und auch dem Rama seine Frau entführte. Dieser, von Rachbegierde angefeuert, brachte Wibuschanen, den Bruder des Riesen auf seine Seite, indem er ihm den Thron versprach. Wibuschanen diente nun dem Rama zum Wegweiser und half ihm seinen eigenen Bruder besiegen, welcher durch ein Gewehr fiel, das Rama auf ihn schleuderte, und das er selbst von Bruma erhalten hatte. Die Büsser schlossen iezt sogleich einen Reihen um Rama, sangen ihm Loblieder und warfen ihm Blumen zu. Zu folge seines Versprechens krönte dieser den Wibuschanen zum König der ihn anbetete, und nachdem er seine Frau wieder freygemacht hatte, gieng er in seine Staaten zurük, wo er den Thron seines Vaters bestieg. Nach einer Regierung von 11, 000 Jahren übergab er dann die Krone seinen beyden Söhnen, Kussea und Lawen, und gieng mit der Side ins Waikondon (das Paradies des Wischenu,) wo er noch herrscht und das ganze Weltgebäude erhält. In den dieser Verwandlung geheiligten Tempeln wird Wischenu unter der Gestalt eines schönen Jünglings vorgestellt, der Bogen und Pfeile in der Hand hält; an seiner Seite ist Anumar, der Minister des Königes der Affen, der ihm als Rama beystund, und wartet auf seine Befehle. — Rama's Geschichte macht einen dicken Band voll herrlicher Bemerkungen aus. Die Indier lieben es sehr, denn sie sagen, man könne alles daraus lernen, und lesen es mit so vielem Vergnügen, daß selbst Schiwens Anhänger es bis zum Auswendiglernen studiren.

Obschon

Obschon die Anhänger des Wischenu der Meynung sind, daß ihr Gott überall gegenwärtig sey, so glauben sie doch, er wohne insbesondre im Waitonden, und mitten im Milchmeere auf der Schlange Adissesch̄en, die ihm statt eines Thrones dient, worauf er in einem betrachtendem Schlummer liegt.

Ehe wir weiter gehen, müssen wir noch vom Stein Salagraman etwas melden. Er wird in dem Flusse Kaschi, einem Arme des Ganges, gefunden, und ist eine versteinerte schwarze oder violete Muschel von der Gattung der Ammonshörner. Von aussen hat er ein kleines Loch, inwendig aber ist er fast ganz hohl und mit Spirallinien besetzt, die sich gegen die Mitte mit einer Spitze endigen. Die Indier behaupten, er stelle den Wischenu vor, weil sie neun verschiedene Nüancen davon entdeckt haben, welche sie mit den neun Verwandlungen dieses Gottes vergleichen. Einige glauben, es gebe einen besondern Wurm, der diesen Stein auf solche Art zu einer Wohnung für Wischenu ausarbeite; Andre wollen in den Spirallinien die Gestalt seines Schakrans erkennen, eines kreisförmigen Gewehres, das beständig Feuer speyet, und durch Erde und Himmel dringend alle Feinde des Wischenu tödet Die Bramanen schäzen diesen Stein, der sehr selten ist, ungemein hoch. Er ist für die Anhänger des Wischenu eben das, was der Lingam für die Verehrer des Schiwen ist. Jeder der ihn besitzt, trägt ihn in weisse Leinwand gewickelt bey sich, badet sich ieden Morgen, wäscht dann den Stein in einem küpfernen Gefäs, und verrichtet einige Gebete zu ihm. Die Bramanen legen ihn auf den Altar und beräuchern ihn, während daß die übrigen Anwesenden ihn anbeten, dann reichen sie diesen etwas Wasser, worinn der Stein gewaschen worden ist, zum Trinken, damit sie dadurch gereiniget werden.

Schiwen.

Schiwen ist Gott der Zerstörer. Seine Anhänger geben nicht zu, daß er Jemand seines gleichen habe, und es sind ihnen daher Bruma und Wischenu gegen Schiwen verglichen nur Geschöpfe. Parwadi, seine Frau, ist nur ein Theil von ihm selbst, oder vielmehr nur Er allein, der beyde Geschlechte in sich vereinigt, um zu zeigen, daß er von keinem sey. In einigen Tempeln stehen beyde Gestalten einzeln, in andern aber stellen sie nur Eine Figur vor, die halb Mann und halb Weib ist.

Das heiligste Bild, unter welchem man den Schiwen anbetet, ist der Lingam. Dieser steht allemahl im Allerheiligsten seiner Tempel. Wahrscheinlich glaubten die ersten Stifter dieser Sekte, selbige am gewissesten auszubreiten, wenn sie die Gottheit unter der Gestalt desjenigen Werkzeuges vorstellten, womit das Menschengeschlecht fortgepflanzt wird.

Die heiligen Bücher ertheilen vom Ursprunge des Lingam folgende Nachricht. Der Riese Wanajuren konnte sich keinen Begrif vom Gotte Schiwen machen, wählte endlich dieses Bild, um es anzubeten, und bildete täglich aus Erde tausend Lingams, die er nach geschehener Verehrung in den Ganges warf, an dessen Ufer er seine Bußwerke verrichtete. Alle diese Lingams sollen sich in dem Flusse versteinert haben, und wirklich findet man zuweilen darinn Steine von dieser Gestalt. Wer einen solchen Stein findet, stellt ihn auf ein Säulengestell, läßt den Schiwen durch gewisse Gebete von einem Bramanen in den Stein herabrufen, und beobachtet dann täglich zur Ehre des Lingams ein vorgeschriebenes Gebet und gewisse Ceremonien, deren Unterlassung, ausser im Fall einer Krankheit, wo er sie jedoch von einem andern,

der

der einen ähnlichen Lingam hat, verrichten lassen muß, eine unverzeihliche Sünde ist.

Die Anhänger des Wischenu leiten den Ursprung des Lingams noch aus einer andern Quelle her. Sie erzählen, daß einige Büsser durch ihre Gebete und Opfer grosse Gewalt erlangt haben, zu deren fortdauernden Besitz aber nöthig war, daß ihre und ihrer Weiber Herzen stets rein blieben. Schiwen hörte von der Schönheit dieser Weiber, und beschloß sie zu verführen. In dieser Absicht verwandelte er sich in einen jungen schönen Bettler, und den Wischenu in ein junges schönes Mädchen. Wischenu zeigte sich in dieser Gestalt den Büssern, die sogleich ihr Opfer verliessen, gegen die junge Schönheit entbrannt ihr nachliesen, und von ihr erhört wurden. Indessen bettelte Schiwen vor den Wohnungen der Weiber. Alle verliebten sich in ihn, folgten ihm ausserhalb dem Dorf in ein Lustwäldgen nach, und gestatteten ihm, was er nur immer verlangte. Bald aber wurden die Büsser inne, daß ihre Opfer nicht mehr die gewöhnliche Wirkung thaten, und ihre Macht nicht mehr die ehemahlige sey. Nach einigen Augenblicken erkannten sie, daß Schiwen ihnen diesen Streich gespielet habe, und beschlossen, ihn durch ein Opfer zu töden. Doch ihre Opfer richteten nichts aus. Rasend donnerten sie Verwünschungen und Flüche gegen Schiwen, aber auch diese blieben ohne Wirkung. Endlich wagten sie den letzten Versuch. Sie schickten ihre Gebete und Bußwerke an den Schiwen; das fürchterlichste Opfer, dessen Wirkung der Gott selbst nicht hindern konnte. Die Gebete giengen wie eine Feuermasse hervor, die das Zeugungsglied des Schiwen ansteckte, und es ihm vom Leibe rieß. Voll Wuth wollte nun Schiwen mit diesem Gliede die ganze Erde verbrennen, und schon war der Brand beträchtlich, als Wischenu und Bruma ein Mittel suchten, der Brunst Einhalt

zu thun. Bruma nahm die Gestalt eines Fußgestells an, Wischenu die eines weiblichen Zeugungsgliedes, und so fiengen sie das Zeugungsglied des Schiwen auf und stillten den Brand. Schiwen gab unter der Bedingung nach, daß alle Menschen dieses von seinem Leibe abgerissene Glied anbeten sollten. So stellt also der Lingam eine Gattung von Dreyeinigkeit vor: die untere Einfassung bedeutet den Wischenu, aus der Mitte ragt ein längliches oben rund zulaufendes Stück hervor, das den Schiwen vorstellt, und das Fußgestell, worauf das ganze stehet, bildet den Bruma ab.

Der Lingam wird in ganz Indien sehr eifrig verehrt. Seine Anhänger beschmieren die Stirne, Brust und Schultern mit Kühmistasche, welche den Schiwen vorstellt, der als Zerstörer das Feuer zu seinem Sinnbild hat, und tragen das Bild des Lingam entweder am Halse oder wohl gar in einem silbernen Kistchen verschlossen am Arme.

Nach der indischen Tradition wollte Wischenu diesen Dienst ganz aufheben, um seine eigenen aus Siam mitgebrachten Lehrsätze mehr auszubreiten, fand aber zu viel Widerstand, und so verehren noch die meisten Indier den Lingam.

Die Büsser, die den Lingam anbeten, beobachten die strengste Keuschheit, und müssen durch niederschlagende Mittel die Fleischeslust dämpfen. Sie erscheinen vor allem Volke ganz nackt und in Betrachtungen vertieft, das Volk sieht ihren natürlichen Lingam als ein Bild des Gottes an und betet ihn an; wenn sie die geringste Fleischesregung verriethen, würden sie als Schandbuben angesehen und unfehlbar gesteiniget werden. Man hält sie für untrügliche Propheten.

Schiwen

Lingam.

Schiwen hatte vier Söhne. Der erste und vornehmste ist Pollear, der Schutzgott der Ehen. Kein Indier baut ein Haus, ohne vorher den Pollear auf den Platz hinzustellen und ihn alle Tage mit Oel zu begiessen und mit Blumen zu bestreuen. Sie glauben auch, daß ihnen kein Geschäfte glüklich von statten gehen werde, wofern sie nicht zuvor den Pollear anrufen. Man stellt ihn mit einem Elephantenkopf und auf einer Ratte reitend vor, und setzt sein Bild nicht nur in alle Tempel, sondern auch auf die Gassen, Landstrassen und Felder. Wenn die Indier diesen Gott anbeten, legen sie die Arme kreuzweise, schliessen beyde Fäuste zu, und geben sich so einige Stösse an die Schläfe, dann nehmen sie sich mit noch immer kreuzweise gelegten Armen bey den Ohren, und machen mit dem Knie drey Verbeugungen, hierauf verrichten sie mit gefaltenen Händen ihre Gebete und schlagen sich vor die Stirne.

Sein zweyter Sohn ist Supramanier, den sein Vater aus seinem Auge mitten auf der Stirne hervorgehen machte, um den Riesen Sura-Parpma zu erschlagen, welcher durch seine Bußwerke die Herrschaft über die Welt und die Unsterblichkeit erlangt hatte, in der Folge aber ein solcher Bösewicht ward, daß ihn Gott strafen mußte. Supramanier schlug sich zehen Tage vergeblich mit ihm herum, hieb ihn aber doch endlich in zwey Stüke, deren eines sich in einen Pfau und das andere in einen Hahn verwandelte. Er gab ihnen ein besseres Herz, und sie erkannten den Schiwen. Man bildet ihn mit sechs Köpfen und zwölf Armen auf einem Pfauen reitend ab, und auf beyden Seiten hat er seine zwey Weiber.

Wairewert, der dritte Sohn des Schiwen, ward aus seinen Athem gebohren, um den Hochmuth der De-

werkels und der Büsser zu unterdrücken, und den Bruma zu demüthigen, der sich für den größten der drey Götter ausgegeben hatte. Wairewert riß ihm einen seiner drey Köpfe ab, und fieng in dessen Hirnschaale alles Blut der Dewerkels und Büsser auf, die er aber doch nachher wieder zum Leben erweckte. Eben dieser Gott soll am Ende der Zeiten auf Befehl des Schiwen wiederkommen, und die Welt zernichten.

Der vierdte Sohn des Schiwen ist **Witrapatrin**, den sein Vater aus seinem Schweis erzeugte, um die Würkung eines Opfers zu hindern, wodurch Takin einen neuen Gott hervorbringen wollte. Er ward mit tausend Köpfen und zwey tausend Armen gebohren, und erwürgte den Takin und alle, die beym Opfer gegenwärtig waren; aber Schiwen verzieh ihnen nachher und erweckte sie wieder zum Leben.

Die Indier beten auch den **Darmadewe**, Gott der Tugend an, den sie unter dem Bilde eines Ochsen vorstellen, auf welchem Schiwen reitet. Dieser Gott darf nicht mit dem **Nandigessurer**, dem Thürsteher des Kailasson, der auch mit einem Ochsenkopf vorgestellt wird, verwechselt werden.

Sie haben auch noch den **Manarsuami**, von dem einige glauben, er sey Schiwen, andere, er sey eine Verwandlung des Supramanier. Seine sehr kleinen Tempel sind auf den Feldern, gewöhnlich stehen neben der Thüre drey kolossalische Bilder aus Ziegelerde, welche die Wächter des Tempels vorstellen sollen, und inwendig sind neben dem Lingam als der Hauptfigur noch die Bilder der Söhne des Schiwen und zwölf junger Jungfrauen. Die Ceremonien daselbst verrichten die Schutres, niemahls aber die Bramanen; denn die verachten diesen Gottesdienst.

2. Von

2.

Von den Halbgöttern.

Die Indier haben auch Halbgötter oder **Dewerkels**, die im Sorgon, dem Paradiese des Dewendren wohnen. Die bekanntesten davon sind: **Dewendren**, der König der Halbgötter, **Agni**, Gott des Feuers, Yamen, Gott des Todes und König der Hölle, **Nirudi**, König der Teufel und der bösen Geister, **Warunin**, Gott des Meeres, **Wayu**, Gott des Windes, **Kuberen**, Gott der Reichthümer, und **Isanien**. Diese acht Halbgötter sind die Beschützer der acht Enden der Welt. Man baut ihnen keine Tempel, sondern stellt ihre Bilder nur in die Tempel des Schiwen und rufft sie um Nachkommenschaft an.

Sie machen auch die sieben **Planeten** zu Halbgöttern, und heiligen iedem einen Wochentag.

Ausser diesen vornehmsten Halbgöttern erkennen sie noch drey und dreyßig Kurus (ein Kuru macht 100 Laks und ein Lak 100000) von Dewerkels, die sich im Sorgon aufhalten und in neun Zünfte eingetheilt werden. Die Indier beten aber nur die neunte Zunft, die Beschützer der Toden, an, den übrigen erzeigen sie keinen Gottesdienst.

Auch beten sie die **Mariatale**, Göttinn der Kinderpocken, an.

Noch haben sie die **Kali** oder **Pudari**; diese sind die Beschirmer der Städte, und iede Stadt hat ihren eigenen. Sie verrichten zu diesen Schutzgöttern Gebete, und bauen ihnen ausser ihren Dörfern Tempeln. Man

bringt ihnen blutige, an einigen Orten sogar Menschenopfer. Sie führen den Namen des Dorfes und sind nicht unsterblich. Man malt sie in Riesengrösse mit mehrern Armen, Flammen auf dem Haupte und einigen wilden Thieren zu ihren Füssen.

Ob sie gleich die in den heiligen Büchern verzeichneten Namen der Büsser sehr verehren, so beten sie doch dieselben nicht an. Von den unzählbaren Heiligen, die durch ihre Tugenden das Paradies erworben haben, werden einige in den Tempeln im Bilde aufgestellt und angerufen, aber erst nachdem man Gott angebetet hat.

Es werden auch die Riesen oder bösen Geister in gewisse Klassen eingetheilt. Viele derselben sind dazu verdammt, daß sie wegen ihrer begangenen Sünden nach ihrem Tode in der Welt herumirren müssen, und nicht anders daraus gehen können, als wenn sie Gebete auffangen, welche die Indier an die Götter verrichten. In dieser Absicht suchen sie den Betenden Zerstreuungen zu verursachen, damit selbige einige von den vorgeschriebenen Ceremonien übergehen, und wenn sie nun die hinlängliche Anzahl der Gebete aufgefangen haben, so gehen sie in den Leib eines Menschen ein und geniessen durch diese Verwandelung die den Menschen verheissene Seeligkeit. Um aber wider diese Zerstreuung gesichert zu seyn, beten die Indier zu Anfang ihres Gottesdienstes ein gewisses Gebet, und sprengen dreymahl Wasser über die linke Schulter, weil die bösen Geister sie nur von dieser Seite her versuchen können.

Endlich glauben die Indier noch an eine Art von Geistern, denen sie eben das zuschreiben, was wir unsern Poltergeistern. Sie haben keinen Leib, nehmen aber nach Belieben jede Gestalt an, und schweifen besonders

zur Nachtzeit umher, den Menschen Schaden zu thun; sie machen, indem sie sich in Lichter, Häuser, Menschen oder Thiere verwandeln, die Reisenden irre, daß sie in Abgründe, Brunen oder Flüsse stürzen. Um diese Geister sich günstig zu machen, errichten ihnen die Indier kolossalische Statuen und rufen sie um Gnade an.

Dritter Abschnitt.

Von der Religion der Indier.

I.

Von den Glaubenslehren der Indier.

Die alten indischen Völker beteten die Sonne und den Mond an, und noch iezt sind diesem Gottesdienste einige Indier zugethan, welche von den übrigen Menschen entfernt auf den Gebirgen und in den Wäldern leben. Bald darauf beteten sie das Feuer an, entweder weil sie selbiges als einen Theil der Sonne, dieses allbelebenden Wesens, ansahen, oder weil sie in der Erlöschung desselben das Sinnbild des Lebens und des Dahinsterbens der Natur betrachteten. Diese leztere Vermuthung scheint sich dadurch zu bestättigen, daß sie noch immer den Agini, Gott des Feuers, blos deswegen anbeten, weil das Feuer das Bild des Schiwen, Gottes des Zerstörers, ist; auch unterhalten sie auf dem Berge Tirunamaley ein Feuer, dem sie grosse Ehre erweisen.

Die **Brachmanen**, deren vornehmster Lehrsatz die Einigkeit Gottes war, wurden nun ihre Priester. Sie kündigten, wie noch iezt die Bramanen, dem Volke Regen und Wind an, ihre Uneigennüzigkeit, ihre nüchterne und stille Lebensart, ihre strenge Sittenlehre und ihre harten Bußwerke machten, daß man sie als Weise verehrte, und so ward ihre Lehre bald in ganz Indien

herr-

herrschend. Aber die **Bramanen**, die keineswegs Abkömmlinge der Brachmanen sind, wie man insgemein dafürhält, rotteten diese Sekte aus und änderten den Gottesdienst. Sie befahlen die drey Haupteigenschaften Gottes zu verehren, nämlich die Macht zu erschaffen, zu erhalten und zu zerstören, welche in der Folge personificirt wurden, und die drey Götter **Bruma**, **Wischenu** und **Schiwen** bildeten. Daher entstanden dann auch drey Sekten, die, durch ihre Pfaffen aufgehetzt, einen grausamen Krieg mit einander führten, worinn die Sekte des Bruma gänzlich zu Grunde gieng. Die Anhänger des Wischenu befürchteten ein gleiches Schicksal, und erkannten deswegen die Schiwenisten für die mächtigern, nahmen auch einige Lehrsätze von ihnen an, und erklärten, daß Schiwen und Wischenu gleiche Götter wären. Indeß wollten doch die siegenden Schiwenisten den Wischenu eben so wenig als den Bruma erkennen; allein die Kriege, welche sie bald darauf gegen ein Heer Strassenräuber führen mußten, nöthigten Beyde ihre Glaubensstreitigkeiten einzustellen, ohne daß sie sich seit dem vereinigt hätten. Beyde Sekten dauern also noch immer fort, und verachten einander mit solcher Erbitterung, daß ieder Schiweniste, wenn er nur den Namen Wischenu aussprechen hört, sogleich wegläuft, um sich in einem Bade zu reinigen.

Dieß sind iezt die einzigen zwey Sekten, in die sich die Indier theilen. Sie unterscheiden sich durch die alltäglichen Ceremonien, Gebete und Zeichen, womit sie den Leib bemalen, übrigens haben sie einerley Gebräuche und Feste. Beyde stimmen in dem Lehrsatz von der Einheit Gottes überein, und erkennen Gott für ein ewiges, unerschaffenes, allmächtiges, gerechtes, barmherziges und alles Leidens unfähiges Wesen, welches als Schöpfer des Weltalls allenthalben gegenwärtig ist, und alles siehet und höret, und nach dem Tode mit gleicher Gerechtigkeit

Strafen und Belohnungen austheilet. Oft nahm er sichtbare Gestalten an, um Erbarmen oder Rache zu üben, und noch täglich geschieht es, daß er sich auf Erden offenbahret, wann ihn eine tugendhafte Seele darum bittet. Am Ende des vierten Weltalters wird er die Welt zerstören, wie er sie schon in den drey vorhergehenden Weltaltern zerstöret hat. Sich nach der menschlichen Schwachheit bequemend, erlaubte er, daß man ihn unter verschiedenen Gestalten verehre, welche sogar in die Gottheit selbst verwandelt werden, wenn sie mit den vorgeschriebenen Ceremonien geweihet worden sind. — Die Indier erkennen auch untergeordnete Gottheiten, denen das höchste Wesen einen Theil seiner Allmacht zugetheilt hat; sie richten seine Befehle aus, haben ieder ihren angewiesenen Distrikt und ihr besonderes ihnen anvertrautes Geschäfte, er will auch, daß man ihnen göttliche, wiewohl von der ihm selbst gebührenden, verschiedene Ehre bezeuge. Diese durch die ganze Natur zerstreueten Untergottheiten sind die Vorgesetzten aller Dinge, die sie enthält; der Himmel, die Sterne, die Luftgegenden, die Erde, die Hölle, die Berge, die Wälder und die Flüsse, Städte und Dörfer, alles hat seinen Schutzgott, und ihrer ungeheuren Anzahl ohngeachtet, ist gleichwohl die Welt noch voller Geniussen, theils guter, theils böser.

Ueber den Ursprung der Seele sind die Meynungen der Indier verschieden. Einige behaupten, sie sey von aller Ewigkeit her, Andre, sie sey zugleich mit der Welt erschaffen worden, und sey ein Ausfluß von Gott. Alle aber halten sie für sterblich und glauben, daß sie mit der Welt untergehen werde. Alles was athmet hat eine Seele, die ihre Kräfte nur nach Beschaffenheit der Organe des Körpers, den sie bewohnet, äussern kann. Alle sind dazu bestimmt, der Seeligkeit bey Gott zu geniessen, müssen aber, um sie zu erlangen, auch von der

minde-

mindesten Befleckung frey seyn, welches sie nicht anders als durch die strengsten Prüfungen und Bußwerke werden können. Die Seele eines jeden lebendigen Geschöpfes wird nach dem Tode vor den Richtstuhl des höchsten Wesens gebracht, gerichtet, und entweder belohnt, oder nach der Menge und Abscheulichkeit ihrer Laster in der Hölle gestraft. Wann sie genug gebüsset hat, kommt sie wieder auf die Erde, und belebt einen Körper, der desto schlechter und verächtlicher ist, ie strafwürdiger sie in ihrem ersten Leben war. Ist sie so unglüklich, daß sie den Körper eines Thieres bewohnen muß, so wird sie nach und nach mehrere Hüllen dieser Art durchwandern müssen; es wäre denn, daß sie durch eine glükliche Ereigniß aus diesem jämmerlichen Zustand befreyet würde, wann sie nämlich einen Gott, entweder in seinem Tempel oder auf der Strasse wodurch er in feyerlichem Umgang getragen wird, ansichtig wird; zuweilen ist auch der blosse Anblick eines vorzüglich heiligen Ortes zu ihrer Befreyung hinreichend. Nun gehet sie in einen menschlichen Körper über, und wandert von Körper zu Körper, bis sie sowohl durch eine gänzliche Verschmähung der irdischen Güter und Vergnügungen, als durch die strengsten Selbstpeinigungen und Bußübungen gereiniget und würdig worden, in die Wohnung der Gottheit einzugehen. Diejenigen ausgenommen, die in einem rechtmäßigen Krieg für ihre Götter und ihr Vaterland sterben, müssen die Seelen aller derer, die einen gewaltsamen Tod leiden, solange auf der Erde herumirren, als sie ihre Körper zu bewohnen bestimmt waren, und erst nach Verlauf dieser Zeit können sie gerichtet werden.

Dieß sind die gemeinschaftlichen Grundsätze der Indier; denn sie haben alle einerley göttliche Bücher. Man sollte sie für keine Abgötter halten, da sie nur Ein allerhöchstes Wesen erkennen. Die übrigen Ge-

genstände ihrer gottesdienstlichen Verehrung wurden von den Bramanen vergöttert, weil diese kein andres Mittel sahen, ihre Gewalt auszubreiten und zu befestigen; daher die abgeschmackten Mährchen, womit sie den Kopf des Volkes anfüllten, und die in der Folge zu Glaubensartikeln wurden.

Es mag freylich seltsam scheinen, daß die Indier, da sie einerley heilige Bücher haben, in ihren Glaubenslehren nicht einig sind; aber ohne Zweifel liegt die Ursache hievon in ienen Büchern selbst, die in den verschiedenen Mundarten entweder schlecht übersetzt oder schlecht ausgelegt worden sind. Die Tamuler haben ihrer nur vier, und auch diese sind nicht die Urschriften selbst, sondern blosse Uebersetzungen der Puranons. Sie kennen also ihre Religion nur aus elenden Kopien, oder aus dem Unterrichte der Bramanen, die ihnen allerley vorschwäzen, das in den noch unübersetzten Büchern enthalten seyn soll. Gesetzt aber auch, daß Jedermann die heiligen Bücher in der Ursprache lesen könnte, so würde es doch nicht an Verschiedenheiten in Lehrsäzen und gottesdienstlichen Gebräuchen fehlen, weil nicht alle sie auf einerley Weise erklären würden. Wahrscheinlich haben die Uebersetzer den Text der Puranons verfälscht, sie mit Fabeln, die nun schon in dem Lande, wo sie schreiben, angenommen waren, und mit eignen Hirngespinnsten untermengt, und dann, um diesen mehr Glauben zu verschaffen, vorgegeben, sie seyen aus dem Wedam genommen, welches schwer zu untersuchen war, da die Wedams schon seit langer Zeit nicht mehr bekannt sind. Und so entstanden nun die verschiedenen Sekten. Die Puranons haben verschiedene Abtheilungen, und enthalten eins ums andre Lobpreisungen des Schiwen, des Wischenu und des Bruma. Die Indier konnten nun wählen, da alle diese Bücher für kanonisch angesehen werden.

Daher

Daher bildeten sich dann drey Sekten, die, wie wir schon erzählt haben, sich nachher auf zwey einschränkten. Sobald sich eine Sekte ihre höchste Gottheit erkieset hatte, legte sie derselben alle die Namen bey, womit das allmächtige Wesen in den kanonischen Büchern bezeichnet wurde. So sagen nun die Schiwapatis, dieß seyen die Eigenschaften des Schiwen, und das nämliche behaupten die Wischenupatis vom Wischenu, doch mit dem Unterschied, daß die Schiwapatis den Wischenu nur als das erste und vorzüglichste Geschöpf des Schiwen betrachten, da hingegen jene glauben, Schiwen und Wischenu seyen Ein Gott unter zwey verschiedenen Attributen.

Der **Bawagadam** in der Bibliothek des Königes von Frankreich ist blos ein Auszug, keine Uebersetzung, aus jenen Puranons, und nur zur Ehre des Wischenu abgefaßt, daher er auch dem **Randon**, einem andern Puranon, so wie überhaupt den zur Ehre des Schiwen geschriebenen Büchern widerspricht. Hierinn liegt die Ursache, daß man so oft behauptet hat, die Religion der Indier sey voller Widersprüche.

In den ältesten Zeiten war Indien nur in zwey Sekten, nämlich die des **Schiwen** und die des Bruma getheilt. Die Sekte des **Wischenu** schreibt sich erst von fünf tausend Jahren her, und kam noch überdies nicht eher in Betracht, bis ihre Anhänger sich mit den Schiwenisten zur Vertilgung der Anhänger des Bruma vereiniget hatten. Nach den tamulischen heiligen Büchern ist es unmöglich bis zum Ursprung der beyden ersten Sekten zurükzugehen; die Sekte des Schiwen scheint von undenklichen Zeiten her zu seyn, und was die Sekte des Wischenu anbetrifft, so scheint die Geschichte seiner sechsten Metamorphose anzuzeigen, daß sie im König-

reiche Siam entstanden sey. Es läßt sich auch weiter schliessen, daß Rama (oder Xaka) Wischenu mit Soe, mit Sommonakodon, mit dem Xaka der Japaner und dem Budda der Singulesen einerley Person sey. Die Sinesische Geschichte meldet, daß Soe ein kleines Land westwärts von Sina beherrschte; daß er eine königliche Gemahlinn und eine sehr schöne Beyschläferinn hatte, und beyde zu Göttinnen machte, so wie Wischenu aus der Latschimi und Bumidewi auch zwey Gottheiten machte; daß er, nachdem die benachbarten Völker mehrmahls in sein Land eingefallen waren, sein Königreich verließ, ein Einsiedlerleben führte, und die von ihm erfundene Seelenwanderung predigte. Während zwölf Jahre, da er seine Lehre in den benachbarten Staaten ausbreitete, zog er eine Menge von Schülern an sich, durch deren Beystand er den Thron wieder bestieg und seine Gränzen erweiterte; er soll auch sehr mächtig geworden seyn und eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterlassen haben. Diese Geschichte stimmt ganz mit der des Rama zusammen.

Kein Volk hängt so treu an seiner Religion, als die Indier. Seit fünf tausend Jahren, oder seit der Stiftung der Sekte des Wischenu, hat die indische nicht die mindeste Veränderung erlitten. Eben so groß ist die Anhängigkeit an ihren Landessitten, die sie für ganz vortreffliche Regeln des Naturgesetzes halten, nach welchen auch die Aeltesten einer ieden Kaste die vorkommenden Streitigkeiten entscheiden. Ihr Abscheu gegen die Sitten andrer Nationen ist unbeschreiblich; lieber leiden sie unter dem tyrannischen Joch der Mogolen, als daß sie in den europäischen Faktoreyen eines ruhigen Lebens genössen; es ist umsonst, sie an die Sitten der Europäer zu gewöhnen, und ihr Haß gegen dieselben nimmt nur noch mehr zu, wann sie unter ihnen leben. Daher ist auch

nicht

nicht zu hoffen, daß sie sich iemahls zu einer Religionsänderung werden bewegen lassen. Sind ia zuweilen einige zur christlichen Religion bekehret worden, so waren es Leute aus der niedrigsten Volksklasse, die kein Gefühl für Ehre und Religion hatten, noch nicht eingeweiht waren, und auch als Christen noch immer die Gebräuche ihrer Voreltern beybehielten. Alle Beredsamkeit christlicher Missionarien hat noch keinen einzigen Bramanen bekehren können. Wie sollte sich auch ein solcher hiezu entschliessen? er, der sich über die Könige erhaben glaubt, sich als einen Theil des höchsten Wesens betrachtet, als Christ aber so verachtet als ein Paria seyn würde. Muhammeds Lehre hat zwar auch in Indien Glauben gefunden, aber nur bey den Tatarn und Persern, und obgleich die Mogolen, die auch derselben beypflichten, Indien eroberten und sich darinn festsetzen, so konnten sie wohl die Indier zu Sklaven, aber nicht zu Proselyten machen.

2.

Von dem Gottesdienste der Indier.

Der Gottesdienst eines unverdorbenen gutmüthigen Volkes wird niemahls wild seyn, weil es sich nur wohlthätige Gottheiten wählet. Es wird zwar viele Priester, aber keine Opferpfaffen haben, und wenn es auch seine Abhängigkeit von Gott zu bezeugen Opfer für nöthig findet, so wird es selbige nur aus dem Pflanzenreiche nehmen. So ist wirklich der ietzige Gottesdienst der Indier beschaffen. In den ältern Zeiten opferten sie zwar Thiere und sogar Menschen, dennoch aber hatten sie einen Abscheu an Blut, und statt ihre Opfer abzuschlachten, begnügte sich der Hohepriester damit, sie zu ersticken.

Der durch Wischenu eingeführte Lehrsatz von der Seelenwanderung schaffte alle blutigen Opfer ab, und man bringt

bringt iezt der Gottheit nur Geld, Reis, Weihrauch, Früchte, Kokosnüsse, Milch und Butter, Getreyde und Blumen. Die Andachtsübungen sind eben so einförmig; sie bestehen in Fasten, Gebeten, Bußwerken, und vornehmlich darinn, daß man den Namen der Gottheit den Tag über wo möglich tausend mahl ausspricht. Am meisten aber tragen Allmosen, die den Bramanen gegeben werden, zur Glükseeligkeit des künftigen Lebens bey.

Auch das Baden im Meer und in heiligen Flüssen ist eine wesentliche Religionspflicht. Ueberdieß müssen die Indier zu den berühmtesten Tempeln wallfahrten, Wasser aus dem Ganges schöpfen und es nach Ramesfurin bringen, um den Lingam im Tempel dieses Fleckens zu baden; auch glauben sie die Gunst der Götter besonders dadurch zu gewinnen, wenn sie auf den Landstrassen Teiche, Tempel und Ruhegebäude für die Reisenden anlegen.

3.

Von den heiligen Büchern der Indier.

Die ältesten und verehrtesten heiligen Bücher der Indier sind die Wedams. Sie halten sie für einen Ausfluß und zugleich einen Theil der Gottheit, beten sie deswegen an, und fürchten ihren Namen zu entheiligen, wenn sie ihn anders als in ihren Gebeten aussprächen. Diese Wedams sollen ungeheuer groß und unzählig, und das Leben der Menschen zu kurz gewesen seyn, um sie zu lernen, woher eine allgemeine Unwissenheit entstand und der wahre Gott ohne Anbeter blieb. Wischenu erbarmte sich dieser blinden Völker und brachte den Wiasser aus sich hervor, die aus den Wedams einen kurzen Auszug in vier Büchern machte, die man iezt

Iruku,

Iruku, Issuru, Saman und Adrenam nennt. Das letztere war wieder in vier Theile eingetheilt, handelte von der Magie, und ist wie die Bramanen sagen verlohren gegangen; es sind aber auch die übrigen drey eben so wenig mehr vorhanden. Wiasser unterrichtete vier Büsser in den Wedams, damit sie dieselben bekannt machen und so die indischen Glaubenslehren verbreiten sollten.

Nach dem Vorgeben der Indier handelten diese Wedams von allen Wissenschaften. Sie waren aber in einer so hohen Schreibart abgefaßt, die Wahrheit sprach darinn in einem so gebietrischen Ton, oder der Fanatismus auf eine so räthselhafte Art, daß wenige Leute sie verstanden. Die gelehrtesten Bramanen machten also Kommentarien darüber, welche auch unter die heiligen Bücher gesetzt wurden, und davon die Schastas oder Schastrons die ersten waren. Es sind ihrer sechs, und sie handeln von der Astronomie, Astrologie, den Vorbedeutungen, der Moral, den gottesdienstlichen Gebräuchen, der Arzneykunst und Rechtsgelehrsamkeit. Man kann leicht schliessen, wie viele physikalische Irrthümer darinn vorkommen müssen; aber da sie nun einmahl durch die Religion geheiligt worden, so sind sie zugleich für die Indier mit dem Siegel der Wahrheit gestempelt. Nach diesen Schastrons berechnen die Bramanen den Lauf des Mondes und der Planeten, und die Finsternisse, die Zeichendeuter wahrsagen daraus, bestimmen die Schicksale der Menschen, und kündigen die guten und bösen Tage ia sogar Augenblicke an. Die Indier sind aus Furcht unglüklich zu werden so aberglaubisch, daß sie nichts unternehmen, ohne vorher diese Zeichendeuter befragt zu haben, und ihr Vorhaben gewiß nicht ausführen, wenn ihnen die Vorbedeutungen nicht günstig sind. Voltäre behauptet zwar nach Holwel, der Schasta sey funfzehen hundert Jahr älter als der Wedam; allein

die

die Tamuler beharren darauf, daß die Wedams die ältesten Bücher sind, die sich aus dem undenklichsten Alterthum herschreiben.

Die Ragamons, vier und zwanzig an der Zahl, sind auch nach dem Innhalte der Wedams geschrieben. Sie handeln von den Opfern, von der Art sie zu bringen, von den für iede Gottheit schicklichen Gebeten, und von den Geschenken, womit man ihre Altäre schmüken muß.

Die achtzehen Puranons sind ebenfalls Kommentarien über die Wedams. Sie enthalten die Göttergeschichte, fast auf die Art wie Ovids Metamorphosen die Geschichte der griechischen Gottheiten. Zehen von diesen Büchern besingen in dreymahl hundert tausend Strophen, die Oberherrschaft des Schiwen über die übrigen Götter, die Schöpfung der Welt, seine Wunderthaten und Kriege. Vier sind zu Ehren des Wischenu, Gottes des Erhalters, ohne den Schiwen dadurch herunter zu setzen. Das funfzehente und sechzehente enthalten das Lob des Bruma, den sie mit Schiwen und Wischenu in gleichen Rang setzen. Die letzten zwey Puranons besingen die Sonne und das Feuer, die eine als die belebende, und die andere unter dem Namen Agini als die zerstörende Gottheit. Obschon die Puranons kein solches Ansehen haben, wie die Wedams, so sind sie doch auch eine Glaubensnorm, und wenn man sie über einen streitigen Religionspunkt citirt, ist die Sache sogleich entschieden.

Alle diese Bücher waren in der Samskrutamsprache verfaßt. Nur vier Puranons sind in das Tamulische übersezt, und also die einzigen, welche die Europäer nebst noch einigen ältern und neuern Schriften, darinn das Leben und die Kriege einiger vergötterten Könige beschrieben sind, lesen konnten. Diese darf auch das gemeine Volk lesen.

Die Wedams enthielten die Lobsprüche des höchsten Wesens unter verschiedenen Attributen, für deren iedes die Bramanen, um das Volk mehr in Unterwürfigkeit zu erhalten, einen besondern Gottesdienst ordneten. Weil aber dieses wider den ersten Lehrsatz der Brachmanen von der Einheit Gottes stritte, so raubten diese den Bramanen die Wedams, worüber ein Krieg entstand, in welchem die Wedams verlohren giengen. Die siegenden Bramanen unterschoben nun denselben den Schasta, gaben aber, da ihnen die Wedams eine ganz unumschränkte Gewalt einräumten, vor, es sey blos das einzige Buch, das von der Magie handelte, verlohren, und machten aus diesem Vorgeben einen Glaubensartikel. Zu dem Ende ersannen sie die Fabel von der ersten Verkörperung des Wischenu. Ein Riese, der die Brachmanen vorstellt, hatte die Wedams geraubt, Wischenu verwandelt sich in einen Fisch, ihn zu bekämpfen, und schlägt den Riesen tod; dieser hatte die Bücher verschlungen, und da ihm Wischenu den Bauch aufschlitzt, war das vierte schon verdaut. Die Bramanen, damit sie nun nicht genöthiget werden möchten, diese Bücher vorzuzeigen, erklärten das Volk für unwürdig dieselben zu lesen, und eigneten dieses Recht sich allein, als Abkömmlingen der Gottheit zu. Fragt man bey ihnen nach den Wedams, so antworten sie, es lägen selbige zu **Benares** in einem Gewölbe verschlossen. Kein Mensch hat sie ie zu Gesichte bekommen, man hat weder Abschrift noch Uebersetzung davon, und da der Geitz dieser Pfaffen immer noch nicht durch die Reitze des angebottenen Goldes hat bewogen werden können, die Wedams auszuliefern, so ist höchstwahrscheinlich, daß sie nicht mehr existiren.

Ganz gewiß ist der **Ezurwedam**, wovon 1778. eine Uebersetzung gedruckt wurde, keiner von den vier Wedams, wenn er schon diesen Namen trägt, sondern ein polemisches von

von einem Missionär zu Masulipatam geschriebenes Buch, darinn einige Puranons zum Lobe des Wischenu widerlegt werden. Man bemerkt leicht, daß der Verfasser ein Christ war, ob er gleich als ein Braman spricht und einige irrige Sätze stehen läßt.

Unter den ganz neuen indischen Büchern sind manche sehr ordentlich geschrieben, und enthalten erhabene Gedanken und Züge von wirklicher Beredsamkeit. In einigen ist die Moral mit Erdichtungen verbrämt, in andern in Allegorien gehüllt, einige enthalten ganz ungeschmükte Sentenzen und Lebensregeln, alle aber sind mehr oder weniger mit der fabelhaften Göttergeschichte verunstaltet. Ueberhaupt sind sie so eingerichtet, daß dadurch Liebe zur Tugend und Abscheu vor dem Laster befördert werden soll. Der Caradam oder die Lebensgeschichte des Darma-Raja ist eines von den beliebtesten. Es ist die Geschichte eines unglüklichen Königes dem die Götter wegen seiner Tugenden am Ende wieder Reichthümer, Siege über seine Feinde, ia gar die Götterwürde ertheilten.

Es scheint, die Indier haben in den ältern Zeiten Schulen gehabt, worinn Philosophie, aber freylich nach ihrer Art, gelehret wurde. Jetzt ist davon fast nichts mehr übrig, und die Mogolen haben diese Akademien aus Politik zerstört, um die Indier in der Unwissenheit und folglich auch mehr in der Sklaverey zu erhalten. Indessen werden doch noch in den Vorgebäuden der Pagoden Schulen für die Kinder gehalten. Die Lehrlinge sitzen auf dem Boden, und üben sich so lange die Buchstaben in dem Sand zu schreiben, bis sie mit dem Grabstichel oder der Pfrieme auf die Palmblätter oder Oles schreiben können. In den europäischen Städten gestattet man ihnen die Freyheit sich unterweisen zu lassen; sie legen sich aber hauptsächlich, des Handels wegen, auf

die

die Rechenkunst, worinn sie es allen andern Nationen bevorthun.

4.
Von den Tempeln.

Die indischen Tempel zeugen von dem hohen Alter, dem Reichthum, der Gedult und dem Aberglauben des Volkes, das sie erlaubt hat. Die auf Koromandel haben alle einerley Form, und unterscheiden sich nur durch ihre Grösse und die Anzahl der Pyramiden und der Kapellchen, die sie in sich schliessen. In Bengalen sind sie minder ansehnlich. Die auf Malabar sind von verschiedener Architektur, und einige darunter scheinen aus dem grauesten Alterthum her zu seyn.

Auf Koromandel sind die berühmtesten Tempel der Schiwenisten Tirunamaley, Schalembron, und Tirwalur. Die Indier sagen von denselben, um seelig zu werden, müsse man entweder zu Tirwalur gebohren werden, oder in der Todesstunde Schalembron sehen, oder an Tirunamaley denken, oder zu Kaschi am Ufer des Ganges sterben. Die berühmtesten Tempel der Anhänger des Wischenu sind zu Tirupadi, Schirangam und Kangiwaron. Alle sind gewisser Geschichten oder Mirakel wegen berühmt. Der Tempel, die sieben Pagoden genannt, zwischen Sadras und Pondischery, muß einer der ältesten auf dieser Küste seyn, denn, an das Seeufer gebaut, reichen iezt die Wellen bis an das erste Stockwerk empor. Auch an der Pagode von Schalembron zeigen sich Spuren eines hohen Alters, aber die Inschriften darauf sind fast gänzlich verloschen, und die noch übrigen Karaktere sind unverständlich, weil die Sprache ausgestorben ist. Zufolge den Jahrbüchern und heiligen Schriften der Indier ist die Pagode zu Jagrenat die älteste, und steht bereits gegen fünf tausend Jahre.

Die so berühmten ägyptischen Pyramiden kommen bey weitem den Pagoden von Salcette und Ellura nicht gleich, deren Verzierungen, Statuen, Basreliefs und all die tausende von Säulen, welche alle aus Einem Felsen gehauen sind, beweisen, daß man wenigstens tausend Jahre daran gearbeitet habe, und die Beschädigungen, die sie durch die Länge der Zeit erlitten haben, zeigen, daß sie wenigstens drey tausend Jahre lang stehen müssen.

Alle etwas ansehnliche Tempel sind mit mehrern viereckigten Einfassungen von dicken und sehr hohen Mauern umgeben, deren Winkel, seitdem sich die Europäer in Indien niedergelassen haben, meist mit Bastionen versehen sind. An ieder Seite ist gewöhnlich ein Eingang, und über demselben ein pyramidalförmiger Thurm, **Kobrom** genannt, auf welchem oben eine runde und ungemein dicke Masse aufgesetzt ist. Diese Thürme werden mit allerley meist sehr ärgerlichen Bildern aus der Göttergeschichte geziert. In iedem Stockwerk ist auf allen vier Seiten eine Art von Fenster, und alle Abende wird in dem obersten ein Licht aufgesteckt, an Festtagen aber werden alle Fenster beleuchtet. Mitten in der innersten Einfassung ist das Heiligthum oder die dem Gott geweihte Kapelle. Ist dieselbe dem **Schiwen** geheiligt, so stellt das vornehmste Bild darinn den Lingam vor, und rings um dieselbe sind viele kleinere seinen Söhnen oder den vornehmsten Göttern seiner Sekte geweihten Kapellchen. **Darmadewe**, Gott der Tugend, welcher unter der Gestalt eines Ochsen vorgestellt wird, hat seine Kapelle allemahl vor der des Schiwen, und **Wischenu**, als Tempelbewahrer, die seinige dicht neben dem Eingang. Die obere Wölbung dieser Gebäude ist wie die Thürme mit unzüchtigen Figuren bemalt. In den Tempeln des **Wischenu** enthält die

die innerste Einfassung nichts als das Heiligthum dieses Gottes, worinn er mit seinem Weibe Latschimi wohnet, und längs der Mauer hin haben Anumar und Gerudin ihre Kapellen. Sie sind sehr dunkel, weil sie das Tageslicht nur durch eine äusserst niedrige Thüre empfangen, und werden während dem Gottesdienst durch eine Menge von Lampen erleuchtet, welche aber, weil der Oel- und Unschlittdampf keinen andern Ausgang als durch die enge Thüre findet, lange einen äusserst widrigen Geruch nach sich lassen.

Die vorzüglichen Tempel haben neben sich einen geheiligten Teich, dem die Bramanen die Kraft zuschreiben, daß alle, die sich darinn baden, gereiniget und von der Seelenwanderung befreyet werden. Hiedurch ziehen sie viele Fremde und Opfer dahin. Die äussern Einfassungen enthalten Ruhegebäude oder weitläuftige Säulengänge, worunter das Volk und die Reisenden im Regen unterstehen, imgleichen kleine abgesonderte Plätzchen, wohin man die Bilder gewisser Heiligen und Könige stellt, die durch ihre Tugenden die Götterwürde verdient haben, wie auch Wohnungen für die Bramanen.

Oft zieht der Ruf eines Tempels Fürsten aus den entferntesten Ländern herbey, welche dann kostbare Geschenke mit sich bringen und um besondre Gnadenbezeugungen bitten.

Die berühmtesten Tempel sind dem Schiwen, dem Wischenu, und dem Supramanier errichtet. Die zu Ehren der Kinder des Schiwen und einiger heiligen Könige sind viel kleiner. Pollear hat gar keine Tempel, sondern nur Kapellen in denen des Schiwen. Seine Statuen aber, die gewöhnlich auf den Landstrassen in freyer Luft stehen, werden doch manchmahl auch an eine

kleine abgesonderte heilige Stätte in den Gassen und auf den Feldern gestellt.

Die Bildnisse der Götter müssen aus Stein, Kupfer oder Gold gemacht werden, niemahl aber aus Silber oder andern Metallen, und das Bild des Pollear muß allemahl von Stein seyn. Jede Pagode hat zwey Statuen des Gottes, eine äussere, vor welcher das Volk selbst seine Opfer darbringt, und eine innere, welcher es dieselben durch die Bramanen überreichen läßt. Diese waschen auch die Götterbilder mit Milch und Oel, bekränzen sie mit Blumen, und verrichten die Salbungen und alle täglichen Ceremonien bey denselben. Das Volk steht unterdessen aussen unter einem auf verschiedenen Säulen ruhenden Vorsaal mit gefaltenen Händen, und die Bayaderen singen während den Ceremonien tanzend den Göttern Loblieder. Zum Beschluß theilen die Bramanen den Anwesenden die Blumen aus, womit man so eben die Götter geschmükt hatte.

Die Einweihung eines Tempels ist sehr kostsplitterich. Manchmahl vergehen mehrere Jahre, bis man endlich den zu dieser Feyerlichkeit, die vierzig Tage währet, schicklichen Tag ausfindig macht, und während derselben hält man alle Bramanen, die man nur zusammenbringen konnte, gastfrey. Sobald der Tempel gebaut ist, erwählt man einen Bramanen zum Patriarchen oder Oberpriester. Dieser darf sich nicht verheyrathen, auch nie aus der Pagode gehen, und läßt sich jährlich nur einmahl, mitten im Heiligthum auf Polstern sitzend, öffentlich sehen, da dann das Volk vor ihm auf den Boden hingeworfen so lange liegen bleibt, bis er sich ihren Blicken entzieht. Seine Würde verbleibt bey dem Vordersten seiner Familie erblich, der mehrere Bramanen zu Gehilfen annimmt, welche zu ernähren

nähren ihm der Landesherr einige von Auflagen befreyte Stüke Landes überläßt, ausser denen er noch das Magame, Recht über die Waaren und Mobilien seiner Religionsgenossen, welche die Ein- und Ausfuhre bezahlen, erhält. Indeß bekleidet er doch einen gefährlichen Posten. Er muß sich bey Landplagen, die auf Fasten, Bußwerke und Gebete nicht nachlassen, von der Zinne der Pagode herunterstürzen, um durch diese Selbstaufopferung den Zorn der Götter zu stillen. Nach vollendeter Tempelweihe wird dem vornehmsten Gotte, der daselbst angebetet wird, zu Ehren das Fest des Tirunal gefeyert, welches man jährlich an dem nämlichen Tage wiederholet.

5.

Feste der Indier.

Die ältesten Feste der Indier waren Spiele, wodurch man das Andenken wichtiger Begebenheiten oder berühmter Männer verewigen wollte, die sich um das Vaterland verdient gemacht hatten und nach ihrem Tode vergöttert wurden. Jeßt bestehen diese Feste darinn, daß man den Gott, zu dessen Ehre das Fest gefeyert wird, mit vieler Pracht in einer Procession umher trägt, die entweder innerhalb der Pagode oder ausser dem Dorfe veranstaltet wird. Vor dem Tempel wird eine Halle aus Blättern und Zweigen von Bäumen aufgerichtet, um welche man das Gözenbild rings herum trägt, worauf ieder sein Opfer bringt, das die Bramanen zur Ehre der Götter kochen lassen und dann, sobald es den Göttern vorgezeigt worden, das Volk aufessen darf.

Das feyerlichste Fest ist unstreitig das Fest des Tirunal oder des Wagens. Es ist das Tempelweihfest.

fest. In den berühmtesten Tempeln dauert es zehen Tage lang. Einige Tage vor dem Anfang desselben bringt man dem Gözen Opfer, und richtet überall, wo das Bild stillhalten muß, Hallen auf, die mit den schönsten die Geschichte und Verwandelungen des Gottes vorstellenden Tapeten behangen sind. Am Abend vor der Feyer zieht man durch alle Gassen, wodurch die Procession gehen soll, mit Musick und giebt hiemit den schwangern Weibern das Zeichen, daß sie selbige verlassen sollen, weil sonst der Gott auf seinem Wege aufgehalten werden würde. Der erste Tag wird mit Opfern angefangen, worauf innerhalb dem Umfange der Pagode, unter dem Schalle einer Menge von Instrumenten Processionen folgen, man läßt die um den Mast auf der Pagode gewickelte Wimpeln fliegen, und am Abend führt man das Gözenbild unter einem Thronhimmel umher. Dergleichen Umgänge werden auch an den übrigen festlichen Tagen gehalten, nur nicht an dem siebenden. An diesem wird das Gözenbild Abends in ein Thurmfenster der Pagode gestellt, und man bringt dem Gott Opfer. Ein Bramane zählt selbige genau ab, und wann dieselben dem Gözenbild angebotten worden, nehmen sie die Bramanen für sich. Am zehenden und lezten Tag wird ein ganz besonders feyerlicher Umgang gehalten, wobey sich eine ungeheure Menge Volkes mit Geschenken für den Gözen einfindet. Man sezt sein Bild auf einen mit Blumen und Fähngen geschmükten steinernen Altar, welcher dazu dienet, daß man es bequemer auf den zu der Procession bestimmten Wagen hinauf und wieder herunter heben könne. Einige tausend Menschen ziehen den Wagen unter beständigem Jubelgeschrey, das von einer Menge Instrumente begleitet wird. An eben dem Tage schenkt auch der Dorfshauptmann Allmosengelder zum Brautschaz für die verwaisten Bramanen. Der Wagen selbst ist eine ungeheure hölzerne mit Wimpeln und Blumen

No. 11.

geschmükte Maschine, woran die Feldzüge, Lebensgeschichte und Verwandelungen des Gottes ausgeschnitzt sind. Vier Löwen von Pappendeckel tragen diese Verzierungen, eben dergleichen Pferde sind am Vordertheil angebracht, und in der Mitte steht auf einem Fußgestell das Gözenbild, von welchem eine Menge Bramanen die Fliegen mit Wedeln abhält. Rings um sie sitzen Bayaderen und Musikanten, die sich tapfer hören lassen. Ehehin geschahs wohl auch, daß sich Eltern mit ihren Kindern in den Armen queer über dem Weg hinlegten, um von dem Wagen zerquetschet zu werden, in der Hofnung Gott werde ihnen dafür eine ganze seelige Ewigkeit schenken. Ohne die mindeste Empfindung schritt der ganze Zug über die Körper dieser Unglüklichen weg, und der schwehre Wagen quetschte sie zu Stüken. Allein heut zu Tage bezeugen die Indier nicht mehr viel Eifer für diese schauerliche Aufopferung, und nur wenige tolle Fanatiker werfen sich noch manchmahl unter die Räder, um zerdrükt zu werden.

Jeder Monat hat seine besondern Feste.

An unserm eilften April, mit dem sich das indische Jahr anfängt, feyern die Tamuler das Fest **Warusche-Parupu**, d. i. den **Geburtstag des Jahres.** Man begehet es nur zu Hause und verrichtet das **Tarpenon**, (wovon im folgenden,) theilt den Armen und Bramanen Allmosen aus, die an diesem Tage verdienstlicher sind, als an irgend einem andern und wendet die übrige Zeit des Tages zu Ergözlichkeiten und freundschaftlichen Gastmahlen an, um das ganze Jahr hindurch glüklich zu seyn.

Am Vollmond feyert man das Schittere-Paruwon-Fest. Man verrichtet das **Pongol** (wovon auch im folgenden) für des Yamen, Gottes des Todes, Schrei-

ber, Citra-Putrin, der die Tugenden und Laster der Menschen einregistrirt, und begeht auch für ihn die kleine Fasten, Urschendi genannt, während deren man innerhalb vier und zwanzig Stunden nur einmahl essen darf. Dieses Fest wird gleichfalls nur in den Häusern gefeyert.

Im zweyten Monat ist am Vorabend des Neumondes das Fest Narsinga-Scheinti. Es wird in den Tempeln des Wischenu, zum Andenken einer seiner Verwandlungen in Halbmann und Halblöwe, begangen, und während der neun Tage, als so lange es dauert, werden Processionen angestellt, wenn sich iemand zur Uebernahm der Kosten verstehet.

Der Vollmond wird von den Bramanen mit Gebeten und Ceremonien für ihre verstorbene Voreltern gefeyert.

Im dritten Monat haben die Tamuler kein Fest, sondern halten nur, wie überhaupt in iedem Monat, wenn nicht eben ein besonders Fest einfällt, die kleine Fasten und das Darpenon am Neu- und Vollmonde.

Im vierten Monat wird zu Ehren der Göttinn Parwadi in den Tempeln des Schiwen am Natschetron, Puron genannt, das Fest Addi-Puron gefeyert. Man führt die Göttinn in Procession auf einem Wagen herum, welches man auch acht Tage vorher in ihren Tempeln thut, wenn iemand die Kosten davon bezahlt. Am vierten Tage nach dem Neumond wird das Nagaputsche gefeyert, wovon hernach. Eben dasselbe kommt auch

im fünften Monat am fünften Tag nach dem Neumond vor, und am nächsten Freytag vor dem Vollmond ist das Fest Warlaschimi-Noembu. Letzteres feyern

feyern nur wenige Indier; denn man ladet dadurch für sich und seine Nachkommen die Verbindlichkeit auf sich, es künftig allemahl zu begehen. Dieß thun aber die Bayaderen sehr gerne, weil es ihnen von ihren Liebhabern und allen, bey denen sie an diesem Tag singen und tanzen, Geld einbringt. Es ist dieses Fest zu Ehren der Latschimi eingesetzt, und wird nur in den Häusern gefeyert. Man beobachtet die kleine Fasten, die Männer binden sich einen gelben baumwollenen Faden an den rechten Arm und die Weiber um den Hals, auch kommen die Bramanen und verrichten das Putsche.

In eben diesem Monate wird das Fest **Awani-Mulon** in den Tempeln des Schiwen zum Andenken eines von diesem Gotte gewirkten Wunders gefeyert. Es war nämlich **Manikawasseger** oder **Manikawasser**, ein Minister des Pandi-Raja, Königs von Madura, der schon lange Zeit Lust gehabt hatte, sich in den Geheimnissen des Schiwen einweihen zu lassen, abgeschickt worden, Pferde für den König einzukaufen. Schiwen stellte sich unter der Gestalt eines Bramanen unter einem Baum, bey dem Manikawasser vorbeyreisen mußte, und weihete diesen, der anfänglich nur Unterricht verlangt, bald aber den Gott erkannt hatte, selbst ein, befahl ihm auch, einen Theil des bey sich führenden Geldes unter die Armen auszutheilen, und von dem übrigen zu seiner Ehre Tempel zu erbauen. Manikawasser, von dessen sonderbarer Aufführung dem Könige Nachricht ertheilt worden war, wird auf Befehl desselben mit Gewalt heimgebracht, und sagt dem Könige, die verlangten Pferde würden am Tage Awani-Mulon gewiß eintreffen. Wirklich sahe man auch an demselben eine erstaunliche Menge Pferde gegen die Stadt zu traben, die sämtlich von den Pferdehändlern für ausnehmend schön erkannt, und also in die Ställe geführet wurden. Allein in der

folgenden Nacht hörte man darinn einen schrecklichen Lärm. Die angekommenen Pferde hatten sich in Adiwes (eine Art von Füchsen) verwandelt, welches sie auch waren, und frassen die alten Pferde des Königes auf. Dieser glaubt, sein Minister habe ihm diesen Streich aus Bosheit gespielt, und läßt ihn züchtigen. Manikawasser ruft den Schiwen um Hilfe an, und sogleich schwoll der Fluß Wäghe an, zerriß die Dämme, drohte die ganze Stadt zu verwüsten, und nun erkannte der König die allmächtige Hand, die seinen Minister beschützte, betete auch zu dem Gott, daß er der Ueberschwemmung Einhalt thun wolle. Manikawasser läßt den Damm sogleich durch Arbeitsleute wieder herstellen, unter welche sich Schiwen selbst gemacht hatte. Ein mürrischer Baumeister versetzt ihm mit einem Rohr einen Streich, den die ganze Natur empfindet, und nun verschwand er.

Das Fest Awani-Aoton wird auch in den Tempeln des Schiwen gefeyert. Alle Indier welche Scherpenschnüre tragen, lassen sich erst die Haare scheeren, baden sich dann, nehmen statt ihrer alten Schnüre neue, und heiligen endlich den Tag besonders dadurch, daß sie Gott um Verzeihung aller das Jahr durch begangenen Sünden bitten.

Am achten Tag nach dem Vollmond wird in den Tempeln des Wischenu das Fest Urikati-Tirunal, der Geburtstag des Quischena oder der neunten Verwandlung des Wischenu, da er in der Gestalt eines schwarzen Schäfers erschien, gefeyert. Es dauert neun Tage, während deren man den Gott in Proceßion durch die Strassen führet. Vor allen feyern es die Hirten gerne. Man richtet Hallen aus Baumästen und Leinwand auf, in deren Mitte eine Kokosnuß, worinn ein Fanon steckt, hänget, welche man in die Höhe ziehen und

und wieder niederlassen kann. Die Hirten ziehen durch die Strassen, und wann sie zu den Hallen kommen, müssen sie, ehe man sie weiter läßt, die aufgehangene Kokosnuß mit ihren Stöcken zerschlagen, welches man ihnen aber durch schnelles Ziehen derselben so viel möglich zu erschweren sucht.

Im sechsten Monat ist am vierten Tag nach dem Neumond das Geburtsfest des Pollear. Es wird in den Tempeln und Häusern gefeyert. Man hält die kleine Fasten, stellt einen Pollear aus gebrannter Erde in sein Haus, um vor ihm die gewöhnlichen Ceremonien zu verrichten, und wirft ihn Tags darauf ausserhalb der Stadt in einen Teich oder Brunnen. Wer sichs etwas kosten lassen will, läßt das Bild auf einem schönen Wagen, von Tänzerinnen und Musikanten begleitet, fortführen; andre lassen es durch einen Lastträger auf dem Kopfe wegtragen.

Am Vorabend des Vollmonds wird zu Ehren der drey höchsten Götter, Wischenu, Schiwen und Bruma, unter der Gestalt einer tausendköpfigen Schlange, das Fest Ananda-Wurdon in den Häusern gefeyert. Man nimmt innerhalb vier und zwanzig Stunden nur die kleine Mahlzeit ein, welche blos aus Zuckergebäcke besteht und wobey man weder Reis noch Hülsenfrüchte essen darf, man bindet sich an den rechten Arm eine seidene Schnur, und die Bramanen kommen um die Götter vom Himmel herab zu rufen. Zu dieser Ceremonie bedienen sie sich eines kupfernen mit Kalk überstrichenen Kruges, der mit einer Kokosnuß, und diese mit Blättern von Herbe und vom Mangobaum, bedeckt wird. Wer durch einmahlige Feyer dieses Festes für sich und seine Nachkommen schuldig worden ist, es allezeit zu begehen, kann sich von diesem stillschweigenden Gelübde in einem

gewissen

gewissen Tempel zu Parpenade auf der Küste Malabar wieder lossprechen lassen. Dies wird durch häufiges Abwaschen und einige Tage lang widerholte Reinigungen, vornehmlich aber durch eine ansehnliche Summe Geldes bewirkt.

Im siebenden Monat am Tage nach dem Neumond fängt sich das neuntägige Fest Mahar-Naomi oder das Waffenfest an, das feyerlichste nach dem Pongol. So lange es währt, verrichtet man Processionen und Ceremonie in den Tempeln. Die Schulknaben ziehen sauber gekleidet mit ihren Lehrern durch die Gassen, und singen vor den Wohnungen der Vornehmern ihnen zu Ehren verfertigte Gedichte ab, wofür man ihnen Geld, um sich lustig zu machen, und besonders dem Lehrer viele Geschenke giebt. Am neunten Tag verrichtet man das Aida-Putsche oder die Waffenceremonie. Jedermann legt seine Waffen ohne die Scheide, nebst seinen Büchern und musikalischen Instrumenten, in ein sauber geputztes Zimmer. Dann faßt ein Braman Wasser in ein kleines Gefäß, bietet es zuerst den Göttern dar, und besprengt hernach damit, mittels eines Wedels aus Mangoblättern, alle zum Hause gehörige Wägen und Thiere, sogar die Fahrzeuge und Schiffe. Die acht ersten Tage dieses Festes sind dem Schiwen und Wischenu geheiliget, und der neunte den drey vornehmsten Göttinnen Parwadi, Latschimi und Sarassuadi. Die erste, als die zerstörende Göttinn, wird durch die Waffen, die zweyte, als Göttinn der Reichthümer, durch die Wägen, Fahrzeuge und Hausthiere, und die dritte, als Göttinn der Sprachen und der Harmonie, durch die Bücher und musikalischen Instrumente vorgestellt. Dieses Fest ist den Indiern so heilig, daß sie sich, wenn man sie an diesem Tage angriffe, nicht vertheidigen würden.

Gleich

Gleich darauf, am zehnten Tag nach dem Neumond, feyert man das Fest **Wigra-Deschemi**, und verwahrt seine Waffen wieder. Einige hauen, ehe sie noch dieselben in die Scheide stecken, nach dem Beyspiel der alten Könige jungen Ziegen die Köpfe ab. Nachmittag trägt man die Gözenbilder ausser der Stadt zur Jagd, und tödet dort ein vierfüssiges Thier.

Am Abend vor dem Neumond wird in den Häusern das Fest **Diwawali** gefeyert. Es besteht einzig darinn, daß man sich den Kopf wasche, das heißt, daß man sich erst mit Oele salbe, dann im Wasser bade, und nach dem Bade wenigstens vier und zwanzig Stunden lang der ehelichen Vergnügungen und erfrischender Speisen sich enthalte. Wischenu hat dieser Ceremonie das nämliche Verdienst beygelegt, als wenn man sich im Ganges gebadet hätte. Die übrige Zeit des Tages wird mit allerley Ergözlichkeiten zugebracht.

Im achten Monat am Neumond ist das Fest **Paor-Nomi** im Tempel Tirunamaley, weil an eben diesem Tag der Berg erschien, auf welchem der Tempel stehet. Die Schiwenisten feyern es neun Tage lang in allen Pagoden, eine Menge Pilger strömmt von der ganzen Küste in Tirunamaley zusammen, und bey dieser Gelegenheit ist auch grosser Markt daselbst. Die Geschichte von **Tirunamaley** füllt ein ganzes Puranon aus. Der Tempelberg stellt den Schiwen vor. Denn als dieser um den zwischen Wischenu und Bruma entstandenen Rangstreit zu entscheiden, in einer Feuersäule erschienen war, so verwandelte er zum Andenken dieser Begebenheit die Säule in einen Berg von Erde, und befahl seinen Anhängern ihn zu verehren. Sie machen deswegen auf dem Gipfel desselben in einem ungeheuer grossen küpfernen Kessel ein Feuer an, und unter-

halten

halten es die neun Tage hindurch mit Butter und Kampfer, den man aus der ganzen benachbarten Gegend dahin schickt. Das Dacht dieser Flamme besteht aus Leinwandstüken, iedes vier und sechzig Ellen lang. Den Zunder sammeln die Bramanen sorgfältig, und theilen ihn ihren Freunden und Wohlthätern aus, die sich täglich etwas weniges davon an die Stirne schmieren. Auch in ihren Häusern machen die Schiwenisten einen grossen Kuchen aus Reismehl und Wasser mit einer Oeffnung in der Mitte, die sie mit Butter füllen, und dann ein kleines darinn steckendes Dacht anzünden. Diese Flamme beten sie an, fasten den ganzen Tag, und essen erst Abends den Kuchen und einige Früchte dazu.

Die Anhänger des Wischenu feyern an eben denselben Tage ein grosses Fest. Sie zünden vor den Tempeln Freudenfeuer an, erleuchten Gassen und Häuser, und tragen die Götter in Procession umher. Ihrem Vorgeben nach hat Wischenu an diesem Tage den Riesen **Mahabeli**, der als ein besondrer Liebhaber von solchen Beleuchtungen während seiner Regierung in iedem Hause Oel hatte austheilen lassen, in das Padalon verwiesen, ihm aber dabey zugleich versprochen, daß die von ihm auf der Oberwelt eingeführten Gebräuche fortgesetzt werden sollten, und er selbst alle Jahre an diesem Tage auf die Erde zurük kommen dürfte, um mit eignen Augen zu sehen, wie getreu Wischenu seine Zusage halte. Aus diesem Grunde geschieht die Erleuchtung, und die Kinder belustigen sich, mit Fackeln in den Händen auf den Gassen, indem sie ruffen: **Mahabeliro**.

Im neunten Monat am eilften Tag nach dem Neumond wird in den Tempeln des Wischenu ein sehr wichtiges Fest, nämlich das **Waikondon-Ragadeschi** oder das Fest des Paradieses dieses Gottes, gefeyert. Seine Anhänger

hänger fasten den ganzen Tag, und bringen die Nacht mit Beten und Wachen zu.

Im zehnten Monat am ersten und zweyten Tag desselben ist das **Pongol**, das größte Fest der Indier, dadurch man die Rükkehr der Sonne von Norden feyert. Am ersten Tag heißt es **Boi-Pandighe** oder **Perun-Pongol**, das heißt, grosses **Pongol**. Man läßt Reis mit Milch kochen, um aus der Art, wie die Milch aufkochet zu wahrsagen. Sobald sie anfängt aufzuwallen, ruffen die umstehenden Weiber und Kinder **Pongol**, das heißt, es siedet. Der im Innern des Hauses dazu bestimmte Platz muß zuvor mit Kühmist gereiniget werden, ehe man daselbst den Ofen aufrichtet. Man bietet den Reis zuerst den Göttern dar, dann läßt man alle im Hause etwas weniges davon essen. Am zweyten Tag heißt das Fest **Madu-Pongol** oder **Kühe-Pongol**. Man bemalt die Hörner dieser Thiere und behängt sie mit Blumen, läßt sie auf den Gassen herumlaufen und verrichtet dann zu Hause das Pongol für sie. Am Abend trägt man das Götzenbild in Procession auf dem Felde herum. Es sitzt auf einem hölzernen Pferde, dessen vordere Füsse aufgehoben sind, die hintern aber auf einem hölzernen Gestelle stehen, welches von vier Männern also getragen wird, daß sie immer die Queere gehen, wie ein Pferd das sich bäumt und ausschlägt. Das Bild hält eine Lanze in der Hand, als ob es auf die Jagd gieng. Man tödet auch wirklich ein eigenes für dieses Fest aufbehaltenes Thier, das aber ein vierfüssiges seyn muß, und beobachtet genau, auf welche Seite es zulauft, wenn man es losläßet, um daraus gewisse Vorbedeutungen zu nehmen. An eben diesem Tage werfen die Bramanen das Loos, um die Begebenheiten des zukünftigen Jahres zu erfahren. Sie bereden das Volk, daß **Sangrandi**, einer der Dewerkels, alle Jahre an diesem Tage auf

die

die Erde komme, um das zukünftige Gute und Böse durch die Frucht, die er genießt, und durch das Thier, worauf er reitet, anzukündigen, und daß sie, die Bramanen, solches durch das Loos erfahren. Am nämlichen Abend versammeln sich die Indier Familienweise, geben sich Geschenke, und besuchen einander in feyerlichem Anzug, um sich gegenseitig ein gutes Pongol, wie wir ein gutes neues Jahr, zu wünschen. Diese Besuche dauern acht Tage.

Im eilften Monat am Vollmond ist das Fest Massimagon. Man reiniget sich an demselben in geweihten Wasser. Die Einwohner von Pondischery, welche in ihren Pagoden keine heilige Teiche haben, gehen zu dem Ende an den Fluß Tirkangi. Man muß auch fasten und das Darpenou verrichten. Am dreyzehnten nach dem Vollmond ist das Fest Schiwe=Ratri oder Nacht des Schiwen. Seine Anhänger müssen am Tage desselben fasten, die Nacht hindurch beten, Allmosen austheilen, und den Pandarons zu essen geben.

Im zwölften Monat ist ausser zwey andern Festen am neunten Tag nach dem Vollmond das Fest Stri=Rama=Naomi oder das Geburtsfest des Rama. Es wird neun Tage lang in den Tempeln des Wischenu sehr feyerlich begangen. Jeden Abend führt man den Gott in Procession auf verschiedenen Thieren reitend durch die Strassen und setzt ihn dann in einem Madan des Tempels, das heißt, auf einem steinernen Altar mit einer Oberdecke die allenthalben mit Schnitzwerk geziert ist, öffentlich aus, damit ihm das Volk seine Gebete und Opfer bringe.

In vielen Tempeln werden noch besondre Feste gefeyert, die nicht in die Klasse der allgemeinen jährlichen gehören. Eines der vornehmsten darunter ist das Manmagon,

magon, das zu Kombukonom, einem Dorf in Tanschaur alle zwölf Jahre einmahl gefeyert wird. Das Jahr, worinn es fällt, wird für so unglüklich gehalten, daß sich während demselben niemand, die Aberglaubigsten auch sogar im vorhergehenden und nachfolgenden nicht, zu verheyrathen getrauet.

Die Feste der Untergötter, die unter den gewöhnlichen Jahresfesten nicht angesezt sind, werden von den Bramanen nicht für giltig erkannt. Ein solches ist zuerst das Fest der Mariatale. Man kann es feyern, zu welcher Zeit man will. Wer sich der Göttinn für erhaltene Wohlthaten verbunden erkennt, oder künftig dergleichen zu erlangen wünscht, thut das Gelübde, sich in der Luft aufhängen zu lassen. Dies gehet so zu. Man heftet dem Leidenden zwey eiserne Hacken, die an einem langen auf einer etwa zwanzig Fuß hohen Stange liegenden Hebebaum hängen, in die Haut am Rüken, drükt das andre Ende des Hebebaums nieder, und der Mann schwebt nun in der Luft. In dieser Stellung dreht man ihn so oft im Kreise herum, als er will, und während dem hält er einen Säbel und einen Schild in den Händen und geberdet sich als ob er sich mit iemand schlüge. Er darf sichs nicht merken lassen, daß er Schmerzen fühle, wenn er nicht aus seinem Stamme verstossen seyn will. Jeder, der sich in die Hacken hängen läßt, trinkt zuvor ein berauschendes Getränke, das ihn beynahe fühllos macht. Nachdem man ihn einigemahle herumgedreht, läßt man ihn wieder nieder, und er ist bald wieder von seinen Wunden geheilet, welches man für ein von der Göttinn gewirktes Wunder ansiehet. Die Bramanen verachten diese Ceremonie, und nur in den niedrigsten Stämmen findet man Anbeter der Mariatale. Sie hat die Macht, die Kinderpocken zu heilen, und ist die grosse Göttinn der Parias, die sie sogar über Gott selbst erheben, und ihr zu

Ehren Tänze anstellen, bey denen sie einige mit Margosierblättern eingefaßte Wasserkrüge übereinander auf dem Kopf tragen. Diese Göttinn hat in allen Flecken Tempel, man stellt aber nur blos ihr Haupt in das innere Heiligthum, und die Indier aus den angesehenen Kasten verehren auch nur dieses; ihr übriger Körper wird an die Thüre des Tempels gestellt, und daselbst von den Parias angebetet.

Ayenar, weil er kein Gott vom ersten Range ist, hat auch keine öffentlichen Feste, weil man ihn jedoch für den Beschützer der guten Ordnung und Policey erkennt, verehren ihn wenigstens die, welche von ihm einige Gnade erhalten wollen. Sie opfern ihm Ziegen und Hähne in seinen von Städten, Dörfern und Landstrassen abgelegenen Tempeln, stellen auch zu seiner Ehre unter den bedeckten Gängen vor seinen Tempeln Pferde aus gebrannter Erde hin.

Zur Ehre des **Manarsuami** feyert man während dem ganzen Jahre in seinem Tempel verschiedene Feste, mit vielen Ceremonien, doch aber an keinem bestimmten Tage.

Dem **Darma-Raia** und der **Drobete** zu Ehren hat man ein einziges öffentliches Fest, das **Nerpu-Tirunal** oder Feuerfest, welches achtzehen Tage lang dauert. Während derselben müssen alle, die es feyern, fasten, sich der Weiber enthalten, ohne Matraze auf der Erde schlafen, und über einen glühenden Kohlhaufen gehen. Am achtzehnten Tag ziehen sie dazu mit Musik auf, das Haupt mit Blumen bekränzt, den Leib mit Safran bestrichen, und folgen taktmässig den beyden Götzenbildern, die in Procession getragen werden. Man rüttelt den Kohlenhaufen tüchtig untereinander, damit er desto feuriger werde, die Andächtigen beschmieren sich dann mit etwas Asche die

Stirne,

Stirne, und gehen, nachdem man die Bilder dreymahl rings um die Glut getragen hat, geschwinder oder langsamer über dieselbe weg, einige ihre Kinder unter den Armen, andre Lanzen, Säbel und Fahnen tragend. Der glühende Haufe ist ungefähr vierzig Fuß lang. Die eifrigsten gehen einigemahl nach einander darüber. Nach geendigter Ceremonie sammelt das Volk etwas von der Asche und beschmiert sich die Stirne damit, bittet auch die Andächtigen um einige Blumen, womit sie bekränzt waren, die es als etwas köstliches aufbewahrt. Dieses Fest bezieht sich darauf, daß Drobede fünf Brüder zugleich heyrathete, aber alle Jahre einen verließ, um sich in die Arme eines andern zu werfen, doch zuvor sich allemahl durch das Feuer reinigte.

6.

Besondre Ceremonien der Indier.

Alle Ceremonien, die bey der alltäglichen Verehrung einer Gottheit nöthig sind, werden unter dem Namen Putsche begriffen. Sie bestehen darinn, daß man den Gott in Wasser und Milch badet, mit Butter und wohlriechenden Oel salbet, mit reichen Kleidern schmükt und mit Edelsteinen umhängt, Lampen, darinn Butter statt Oel brennet, vor dem Götzenbild anzündet, ihm auch Blumen, die von einer besondern ihm geheiligten Gattung seyn müssen, zuwirft. Während dieser ganzen Ceremonie tanzen Tänzerinnen nach Instrumententon vor dem Bilde. Ein Theil der Bramanen veriagt mit Wedeln aus weissem Roßhaar oder Pfauenfedern die Fliegen, und die übrigen bieten ihm die Opfer dar. Denn nie kommen die Indier mit leeren Händen in die Tempel, sondern bringen Reis, Kampfer, Butter, Blumen, Früchte, und wenn sie nichts von dem allen haben, so geben ihnen die Bramanen Blumen, deren sie immer einige

Körbe voll in Bereitschaft haben, lassen sich aber dieselben erst baar bezahlen, und opfern sie dann den Göttern im Namen ihrer Verehrer. Nur von den Bramanen kann das Putsche in den Privathäusern verrichtet werden, weil die Gottheit selbst dabey gegenwärtig seyn muß, und iene allein das Recht haben, sie vom Himmel hernieder steigen zu machen. An gewissen iährlichen Festen sind zu dieser Ceremonie alle Indier verpflichtet, und denn müssen sie der Gottheit nebst andern Opfern auch ein Brandopfer bringen. Zu dem Ende wird der Fußboden des Zimmers mit Kühmist überstrichen und die Wände mit Kühharn besprengt, mitten ins Zimmer ein mit Wasser gefüllter Krug gestellt, und rings um denselben zündet man einige mit Butter gefüllte Lampen an. Hierauf setzt sich der Braman mit blossen Haupt auf die Erde, sagt einige Gebete her, während deren er Blumen und Reis auf den Krug wirft, und nun ist der Gott in dem Krug gegenwärtig. Man bringt ihm iezt Opfer von solchen Dingen, die man das Jahr hindurch hundertfältig zu erndten wünscht, als Früchte, Reis, Betel, aber kein Geld. Nach diesem verrichtet der Braman das Brandopfer; er verbrennt nämlich vor dem Krug viele Stükchen Holz, die er allein das Recht hat eins nach dem andern in den Augenblicken wo es das Gebet, das er dazwischen hersagt, erfordert in das Feuer zu werfen. Endlich giebt er durch ein anderes Gebet dem Gott wieder seinen Abschied.

Das **Dibaradane** oder Feueropfer macht auch einen Theil des Putsche aus. Der Braman hält in der einen Hand ein Glökchen, womit er schellt, und in der andern eine mit Butter gefüllte küpferne Lampe, die er einigemahl um das Gözenbild hin und her im Kreise schwingt, und während dem singen die Bayaderen unter beständigen Tänzern der Gottheit Loblieder. Das anwe-

anwesende Volk steht dabey mit gefaltenen Händen und trägt dem Götzen seine Wünsche vor. Nach dem zerreißt der Braman die Blumenkränze, womit das Bild geschmükt war, theilt die Stüke dem Volk aus, und empfängt die Opfer, die er der Gottheit darbringt.

Auch das Abischegam ist ein Theil des Putsche. Es besteht darinn, daß man Milch über den Lingam gießt, die man dann mit größter Sorgfalt aufbewahrt und den Sterbenden einige Tropfen davon giebt, damit sie der Freuden des Kailasson würdig werden. Dergleichen Libationen haben die Indier auch zum Dienst ihrer übrigen Götter. Sie begiessen sie mit Kokosöl, mit zerflossenen Butter, oder mit Wasser aus dem Ganges, ingleichen beschmieren sie dieselben mit Oel und Butter, so oft sie Gebete zu ihnen verrichten, oder ihnen Opfer bringen. Eben daher sind alle ihre Götzenbilder so schwarz, rauchicht und von stinkendem Fette beschmutzt.

Täglich verrichten die Bramanen zu Ehren der Götter überhaupt, und ieden Morgen insbesondre zur Ehre ihres Schöpfers Bruma, das Sandiwane. Sie schöpfen nämlich bey Sonnenaufgang mit der hohlen Hand Wasser aus einem Teich, giessen es bald vor bald hinter sich über die Schulter aus, rufen dabey den Bruma an und lobpreisen ihn, und diß reiniget sie und erwirbt ihnen seine Gnade. Hernach spritzen sie auch gegen die Sonne Wasser, um dieselbe dankbar dafür zu ehren, daß sie sich wieder sehen lassen und die Finsternisse zerstreuet hat. Endlich reinigen sie sich noch durch ein Bad.

Das **Darpenon** ist zu Ehren der Verstorbenen eingesetzt. Die Feyernden reinigen sich zuerst durch ein Bad und setzen sich dann vor einem Bramanen hin, der Gebete hersagt; hernach gießt derselbe ihnen mit einem kleinen küpfernen Geschirr, Schimbu genannt, Wasser

in die Hand, die sie offen hinhalten, wirft auch Herbeblätter und Gengelikörner darauf, und nennt dabey die Personen, für welche er betet. Diese Gebete werden für die Pidurs-Dewe-Dekels verrichtet, welche die beschützenden Dewerkels der Verstorbenen sind.

Das Nagaputsche oder den Schlangendienst verrichten meistens die Weiber. Sie gehen an gewissen Tagen an das Gestade eines Teiches, wo die Bäume Arischi und Margosier wachsen, und stellen unter dieselben ein steinernes Bild, das den Lingam zwischen zwey Schlangen vorstellt. Nachdem sie sich zuvor gebadet haben, waschen sie dann den Lingam, verbrennen vor ihm einige Stückchen Holz, werfen ihm Blumen zu, und bitten ihn um Reichthum, zahlreiche Nachkommenschaft und langes Leben ihrer Männer. Der Stein wird an dem Orte gelassen, und dient allen Weibern, die ihn daselbst finden, zu dem nämlichen Gebrauch. Wenn die genannten Bäume nicht an dem Teiche wachsen, so trägt man Aeste von solchen dahin, steckt sie zu beyden Seiten des Lingam in die Erde, und macht solchergestalt eine Laube über ihm. Die Indier halten den Arischi für den männlichen und den Margosier für den weiblichen Baum, ob sie gleich zu ganz verschiedenen Arten gehören.

7.

Von den indischen Mönchen.

Die Indier haben sehr viele Arten von Mönchen. Die verehrtesten darunter sind die Saniasi oder Sanaschis, die das Volk als Heilige betrachtet. Der Saniassi ist entweder ein Braman oder ein Schutre; er opfert sich ganz der Gottheit auf, gelobt Armuth, Keuschheit und Nüchternheit irrt allenthalben beynahe nackt mit geschornem Kopf herum, hat zu seiner Bedeckung blos ein

gelbes

gelbes Stück Leindwand über dem Rüken, lebt einzig von Allmosen, und ißt nur so viel, daß er nicht Hungers sterbe. Leute aus allen Kasten, nur die Parias ausgenommen, können Samiassi werden und jede Sekte hat die ihrigen. Sie folgen genau der Lehre der alten Brachmanen.

Die **Pandarons** stehen in keinem geringern Ansehen, als die Saniassi. Sie sind von der Sekte des Schiwen, beschmieren sich Gesicht, Brust und Arme mit Kühmistasche, betteln auf den Gassen und singen Loblieder zur Ehre des Schiwen. Dabey haben sie einen Büschel Pfauenfedern in der Hand und den Lingam am Halse hangen, tragen auch eine Menge von Hals- und Armbändern aus **Utraschon**. (Es ist dies der Saame einer bittern Frucht, die nur im nördlichen Indien wächst. Die eifrigern Indier tragen immer wenigstens einen solchen Kern bey sich, um den Gott des Todes von sich zu verscheuchen, wenn sie etwa plötzlich auf der Strasse stürben. Der Kern ist beynahe rund, sehr hart, und fast wie ein Pfirsichkern gestaltet. Schiwens Anhänger wollen auf demselben irgend eine Verwandlung ihres Gottes erkennen.) Die Pandarons, welche sich in gelbe Leinwand kleiden, verheyrathen sich und leben bey ihrer Familie; diejenigen, welche das Gelübde der Keuschheit gethan haben, leben in Gesellschaft entweder ihrer Familie oder anderer Pandarons. Für die Allmosen, die man ihnen giebt, theilen sie Asche von Sandelholz und Kühmist aus, die sie aus Heiligen Orten zu bringen vorgeben. Der Name **Pandaron** ist ein gemeinschaftlicher Titel aller Mönche, welche Schiwens Anhänger sind, so wie der Name **Tadin** aller von der Sekte des Wischenu.

Der **Kare-Patrepandaron** thut das Gelübde niemahl zu reden. Er bettelt, indem er die Hände

 gegen

gegen einander schägt, ohne ein Wort dabey zu sagen. Man schenkt ihm gekochten Reis, den man ihm in die Hände legt, der Mönch ißt ihn auf der Stelle, ohne etwas davon aufzubehalten, und ist er noch nicht satt, so bettelt er in einem andern Hause. Sein Name zeigt seine Lebensart an, denn Kare heißt Hand, und Patre Teller.

Der Paeni-Kaori muß die von den Indiern in dem dem Supramanier geheiligten Tempel Paeni dargebrachten Opfer an Geld, Zucker, Honig, Kampfer, Milch, Butter, Kokosnüssen, und so ferner, tragen. Er ist gewöhnlich gelb gekleidet, und trägt die aufgegebenen Geschenke an den zwei Enden einer Stange, über welche gegen die Sonnenhitze ein kleines Zelt von rothem Tuch gespannt ist.

Die Kaschi-Kaori wallfahrten nach Kaschi, wo sie Wasser aus dem Ganges schöpfen und es in irdenen Geschirren mit sich nach Hause nehmen, dann aber nach Ramessurie, nahe am Kap Komorin, hintragen, wo ein sehr berühmter Tempel des Schiwen ist. Dort wird es über einen Lingam ausgegossen, dann wieder aufgefaßt, und den Indiern ausgetheilt, die es sorgfältig bewahren, und wenn ein Kranker in Zügen liegt, gießt man ihm einen oder zwey Tropfen davon in den Mund und auf das Haupt.

Der Tadin geht von Hause zu Hause betteln, und tanzt und singt dabey zur Ehre des Wischenu, wozu er mit einer Hand eine Art von Trommel schlägt, und nach Endigung eines ieden Verses mit einem Stäbchen ein küpfernes Becken schlägt, welches am Arm unter der Faust hängt und einen sehr hellen und scharfen Ton von sich giebt. Ueber den Fußknöcheln trägt er küpferne hohle Ringe, Schelimbu genannt, die mit kleinen runden Kieselsteinen angefüllt sind und

viel

№ 12.

sich
und
elber
Steher
Rütze,

Kaste
Sie
n in
sie
wozu
uns.

Dai.
igen
dem
n.

ent.
ria.
ret.
geln
ami
ra.
em
mit
ird
Ka,
ge.
len
nes
or.
er.
und
sen
n

viel Getöse machen, und eben derselben bedient er sich zur Begleitung und zum Takte seines Gesanges und Tanzes. Diese Mönche bedecken ihren Leib mit gelber Leinwand und tragen eine gelbe Mütze. Ihr Vorsteher unterscheidet sich blos durch eine grosse rothe Mütze, deren Spitze sich vorwärts krümmt.

Die **Satadebens** machen eine eigne Mönchskaste aus, in die kein andrer Indier eintretten kann. Sie werden als Mönche gebohren, heyrathen und leben in ihren Familien. Sie binden Blumenkränze, die sie verkaufen, sammeln aber doch übrigens Allmosen, wozu sie wie die Tadins singen, und ihren Gesang mit einem unserer Zither ähnlichen Instrument, begleiten.

Eine solche besondre Zunft machen auch die **Waischenawins** aus. Sie unterscheiden sich von den vorigen nur durch ein kleines küpfernes Gefäß, das sie auf dem Kopf tragen die empfangenen Allmosen darein zu legen.

Die **Putschari** wiedmen sich der Verehrung entweder des **Manarsuani**, oder des **Darma-Raia**. Jedermann, ausser den Parias, kann in ihren Orden tretten. Sie verrichten die Ceremonien in den Tempeln beyder Gottheiten. Der Putschari des Manarsuami singt durch die Strasse ziehend dem Schiwen und Supramanier Lobgesänge, der andre hingegen besingt dem Darma-Raia; der erstere begleitet seinen Gesang mit dem Schelindu, der andre hat blos eine Schelle, wird aber doch meistens auch noch von seinem Weibe mit Kastagneten begleitet, die zu iedem von ihrem Manne gesungenen Verse Ja saget. Er trägt auch zu zuweilen Gemälde mit sich, worauf das Leben und die Kriege seines Gottes abgebildet sind, die er auf öffentlicher Strasse vorzeigt, und ihre Bedeutung liest oder singt; ein andermahl recitirt er seine Sentenzen oder Fabeln; und dies alles, um von den Vorbeygehenden ein Allmosen

zu bekommen. Auf eine ähnliche Art macht es auch der Putschari des Manarsuami, den dabey verschiedene Lehrlinge begleiten, die ihn theils mit einer kleinen Trommel, die mit den Fingern geschlagen wird, accompagniren, theils einmahl um das andre mit ihm schreyen, das zu bekräftigen was er sagt. Der Mönch selbst trägt ein Kistchen voll Kühmist, wovon er denen, die ihm Allmosen geben, etwas mittheilt. Die Putschari verheyrathen sich zwar, dürfen aber, wann sie wollen, ihre Weiber wieder verlassen.

Die Göttinn Mariatale hat auch ihre Putschari. Man nennt sie nach dem Instrumente, womit sie ihre Gesänge begleiten, Bainier. Sie sind meist aus der Kaste der Parias, betteln aber nirgends als in den Tempeln der Mariatale.

Endlich haben die Indier auch noch Büßer. Diese sind unter ihnen eben das, was bey den Mogolen die Fakirs. Sie sind meist von der Sekte des Schiwen, verlassen alles und behalten nichts eignes ausser einen Lingam, den sie beständig anbeten und eine Tigerhaut, auf der sie schlafen. Einige zerfleischen ihren Leib durch unaufhörliche Ruthenstreiche, oder lassen sich mit einer Kette an einen Baum auf Lebenslang schmieden; andre thun ein Gelübde, ihre Fäuste stets geschlossen zu halten, so daß die Nägel mit der Zeit die Hände durchwachsen, oder die Arme kreutzweise über die Brust oder den Kopf ausgestreckt zu halten, so daß sie endlich ganz unbiegsam werden, und diese unsinnigen Schwärmer lassen sich, weil sie selbst Arme und Hände nicht gebrauchen können, von ihren Schülern äzen. Viele graben sich mit lebendigem Leibe in die Erde und athmen nur durch eine kleine Oeffnung frische Luft, andre lassen sich nur bis an den Hals verscharren. Einige, die sich verlobet haben Lebenslang aufrecht zu stehen, stützen sich,

sich, wann sie schlafen wollen, an eine Mauer oder einem Baum, und schliessen ihren Hals in gewisse gitterähnliche Maschinen ein, die sie nie mehr ablegen können. Einige stehen stundenlang mit unverwendetem in die Sonne gerichteten Blick; andre halten dabey den einen Fuß in die Luft ausgestreckt, stehen mit dem einen nur auf einer Zehe, heben beyde Arme empor, und bleiben in dieser Stellung zwischen vier mit Feuer gefüllten Gefässen. Einige erscheinen vor dem Volk ganz nackt zum Zeichen, daß sie gar keiner Leidenschaft mehr fähig seyen; iedermann bringt ihnen zu essen, steckt denen, die den Gebrauch ihrer Hände verschworen haben, die Bissen in den Mund und säubert sie von ihrem Unflath, zuweilen küssen ihnen die Weiber sogar die Zeugungsglieder und beten selbige an. Doch hat seit einiger Zeit die Zahl dieser Schwärmer unter den Indiern abgenommen. Der einzige, den ich gesehen, hatte sich mit einem Eisen die Backen und die Zunge durchstochen, und dasselbe mit einem andern unter dem Kinn hingehenden zusamm geschmiedet. — Diese Büsser sind übrigens die hochmüthigsten Geschöpfe von der Welt. Sie vermeiden es sorgfältig, daß sie von niemand aus einer niedrigern Kaste oder gar von einem Europäer berührt und dadurch verunreiniget werden, selbst ihr weniges Geräthe lassen sie nicht betasten, und alles, was sie bey sich haben, muß irgend ein Geheimniß enthalten und höchstverehrungswürdig seyn.

8.

Moral der Indier, Himmel und Hölle.

Allgemeine Pflichten, wozu die heiligen Bücher ieden Indier verbinden, sind: das höchste Wesen anbeten, die Schutzgötter anrufen, leutseelig seyn, mit Unglücklichen Mitleiden haben und ihnen helfen, die Unannehmlich-

keiten

keiten im menschlichen Leben mit Gedult ertragen, nicht lügen, sich der Beywohnung seines Weibs vor dem vierdten Tag ihrer monatlichen Reinigung enthalten, nur sie lieben und den Ehebruch verabscheuen, die Göttergeschichten lesen und anhören, wenig reden, fasten, beten, und zu bestimmten Zeiten baden.

Ausserdem sind gewissen Zünften noch besondere Pflichten vorgeschrieben. Diejenigen Bramanen, welche Guru's sind, müssen die Wedams studiren und erklären, die Opfer verrichten oder dafür sorgen, daß man sie verrichte, die Allmosen in Empfang nehmen und sie austheilen. Die Kaias müssen auch die Wedams studiren, opfern, das Vaterland beschützen, und wider seine Feinde in den Krieg ziehen. Die Wassiers oder Wanigers müssen gleichfalls die Wedams studiren und Opfer bringen, auch die Geschäfte, die jedem sein Beruf auferlegt, treulich ausrichten, als das Feld bauen, Heerden hüten und für ihre Vermehrung Sorge tragen, Wechselhandlung treiben. Die Schutres müssen den Vorgenannten treulich dienen.

Was die Pflichten einzelner Personen betrifft, so ist jede Frau schuldig, auf das Hauswesen Acht zu haben, sich ihren Verwandten achtungs- und liebenswürdig zu machen, sich für ihrem Mann zu putzen, und, wenn er liederlich ist, ihn auf bessere Wege zu bringen suchen, allezeit aber ihn als ihren Abgott zu betrachten. Dafür darf sie in diesem und dem künftigen Leben Belohnungen hoffen.

Der Bramassari oder junge Braman muß nüchtern, bescheiden und verschwiegen seyn, seine Gebete zu gesetzten Stunden verrichten, die Wedams studiren, seinen Guru in Ehren halten, sich bey ihm zu Anfang und Ende jeder täglichen Unterweisung bedanken, und ihm auf alle Art zu Diensten stehen, auch nur in seiner

Gegen-

Gegenwart und auf seine Erlaubniß den von Haus zu Haus erbettelten Reis essen. Seine Unterscheidungszeichen müssen seyn: das Punanul, oder die baumwollene Schnur, welche die Bramanen um den Leib tragen, das Tugendblätterbündchen in der Hand, ein in einem Ring gewundenes Grashälmchen am Finger, und ein Gürtel vom Kraut Nanel. Seine Geschlechtstheile muß er mit einem Stük Leinwand bedecken, und auf einer Hirschhaut schlafen, vor allem aber sich vor dem Umgang mit Weibsleuten hüten. Denn das menschliche Herz ist wie Butter, der am Feuer zerfließt; selbst Bruma wurde, als er sich mit seiner Tochter allein befand, von einer sündlichen Leidenschaft überwältiget.

Der Einsidler soll sich blos von Wurzeln und Früchten nähren, die in der Wüste wachsen, darf aber doch dazu etwas Mehl und Reis geniessen, wann er sie zuvor dem höchsten Wesen dargebracht hat. Er muß seine Nahrung so oft, als er ihrer bedarf, erst suchen, seine Haare zusammgebunden tragen, in einer Grotte wohnen, auf der Erde schlafen, sich in Baumrinden kleiden. Kann ers aushalten, so muß er zwölf Jahr auf diese Art leben, und kann er nichts mehr vornehmen, so muß er sich aller Nahrungsmittel enthalten, und nun ernstlich sich bemühen, seine Sinne in seine Seele, und diese in die Gottheit zurück zu ziehen. Der Saniassi soll seine Blösse nur mit einem Stük Leinwand decken, und kein anders Geräthe haben, als einen Stock und einen Krug, in keiner Stadt oder Dorf länger als eine Nacht verweilen, über die Lehren der Wedams Betrachtungen anstellen, doch nie darüber disputiren, er soll nüchtern seyn, des Tags einmahl etwas weniges Reis oder Linsen essen, und sich nach dem Tode sehnen: Hat er noch mehr Muth, so wird er auch seinen Stock und Krug wegwerfen, und stumm, taub, blödsinnig und närrisch werden. Hitze und Kälte,

Kälte, Schmähungen und Lobserhebungen, Reichthum und Armuth, alles muß ihm gleichgültig seyn.

Der Laye muß alles Gute, das er thut, Gott aufopfern und nichts davon sich selbst zueignen. Er soll die Predigten der Weisen andächtig hören, sein Herz nicht an die Güter des Lebens, auch nicht einmahl an sein Weib und seine Kinder hängen, die vorgeschriebenen Abwaschungen und Gebete verrichten, Allmosen austheilen, vornehmlich den Bramanen, die Ceremonien für die Schwangerschaft seines Weibes und für die Verstorbenen verrichten, seinen Kindern die Nativität stellen lassen, und die heiligen Orte besuchen.

Eine Wohnung, wo sich viele Bramanen versammlen, ist sehr heilig. Ihre Würde geht über alle Vergleichung. Wischenu selbst verehrt sie. Der Staub von ihren Füssen wird im Himmel, auf Erde und in den Abgründen hochgeachtet. Indeß ist doch ein Weiser ungleich edler als ein Braman.

Die Handwerker sind verbunden, die Pflichten ihres Standes nicht zu vernachlässigen. Jeder, der sich klug, leutseelig und weise beträgt, wär er auch aus dem niedrigsten Stamme, wird auf dieser Welt geliebet und in der zukünftigen belohnt werden. Nur Rechtschaffenheit adelt dem Menschen wahrhaftig, und der angebohrne Adel ist blos ein äusserlicher und willkührlich geschätzter Vorzug.

Man sieht hieraus, daß die Sittenlehre der Indier sehr rein ist, und sie leben auch überhaupt genau nach derselben. Doch lassen sie sich oft durch die Tänzerinnen verleiten, die ihnen vorgeschriebene Enthaltsamkeit zu verabsäumen. Auch erlauben ihnen die Gesetze, aus Nachsicht wegen des heissen Klima, die Vielweiberey, wiewohl sie sich dieser Vergünstigung selten bedienen,

ausser wenn sie nach mehrern Jahren des Ehestandes von der ersten Frau keine Kinder bekommen.

Die ihnen vorzüglich empfohlenen Tugenden sind: Dankbarkeit, Mildthätigkeit, und Mitleiden, zufolge dessen man das Leben aller Geschöpfe schonen soll. Nur Unwissende richten ihre Gebete an Götzenbilder, die von Menschenhänden gemacht worden, der Weise betet Gott im Geiste an. Wer seinen Leib gering achtet, überwindet auch bald seine Begierden und erleichtert sich die Tugend. Die Tugenden theilen sich in zwey Klassen ab: in Prawarty und Niwarty. Die erstere begreift theils alle bey den gottesdienstlichen Ceremonien verrichtete Handlungen, theils gute Werke, als Tempel und Ruhegebäude bauen, Teiche graben, Alleen pflanzen, und dergl. Alle, die diese Werke verrichten, kommen nach dem Tode in das Land des Mondes, wo sie ihren Verdiensten gemäs glüklich sind. In dem Zustande von Niwarty brennt die Seele vom Feuer der Weisheit, deren Kraft alle Handlungen der Sinne vernichtet, und eine solche Seele geht in die Unermeßlichkeit des Universalwesens ein. Jeder in diesem Zustand Sterbende geht in das Paradies des Bruma, Satialogam genannt, ein, und genießt dort die unaussprechlichen Vergnügungen, die das Antheil der Götter sind, kommt nachher in das Sorgon, von wo aus die Anhänger des Wischenu in das Waikondon und die Anhänger des Schiwen in das Kailasson eingehen.

Die, welche die neun Brumas*) verehren, werden die Gabe der Fortpflanzung erhalten, die Göttinn Saras-

*) Die neun Brumas sind neun Urmenschen, sanfte, liebenswürdige, weise und mit allen Tugenden begabte Geschöpfe, welche **Bruma** aus seiner Zehe, Nabel, Ohr, Schultern, Händen, Angesicht, Nase, Geist und Augen hervorgebracht hat.

Saraſſuadi wird ihren Anbetern Reichthum zutheilen, der Gott des Feuers wird die ſeinigen mit Schönheit begaben, die Anbeter der Sonne werden Geſundheit zu ihrem Antheil erhalten, die Götter der acht Weltecken ſchenken ihren Verehrern die Leichtigkeit gute Werke auszuüben, und auf ſolche Art wenden ſich alle, die nach den genannten zeitlichen Glükſeeligkeiten ein Verlangen haben, an beſondere Gottheiten, alle aber, die zur künftigen Seeligkeit gelangen wollen, halten ſich nur allein an Gott, dem ſie alle ihre Begierden aufopfern, und die Seelen dieſer leztern werden nicht mehr das Unglük haben, aufs neue gebohren zu werden, ſondern in Gott ſeyn und Gott in ihnen.

Die Laſterhaften werden in die Hölle, Padalon, einen Ort unter der Erde an der Südſeite des Weltgebäudes, geſtürzt, wo Feuerflüſſe, ſcheußliche Ungeheuer, mörderiſche Waffen, peſtilenzialiſcher Geſtank, und alle mögliche Uebel zuſammgehäuft ſind. Sobald ein ſolcher Elender ſtirbt, führen ihn die Emaghinghilliers, Diener des Yamen, Gottes des Todes und Königs der Hölle, gefeſſelt dorthin, wo er dann zerprügelt, mit Ruthen geſtrichen, und mit Füſſen getretten wird, auf ſpitzigen Nägeln gehen muß, ſein Leib von Raben zerhackt, von Hunden zerriſſen, und endlich in einen Feuerſtrom geworfen wird. Dann erſt wird er vor dem Yamen gebracht und von dieſem ſtrengen Richter ſeinen begangenen Verbrechen gemäs verurtheilt.

Alle, welche die Religionslehre verachten, werden auf einen Haufen ſchneidender Waffen geworfen, und ſo viele Jahre lang gepeiniget, als ſie Haare auf dem Leib haben. Die, welche die Bramanen und andere in öffentlichen Würden ſtehende Perſonen beſchimpfen, werden in Stüke gehauen. Die Ehebrecher müſſen eine glühende Statue umarmen. Die, welche die Pflichten

gegen

gegen ihre Familie verabsäumen, werden unaufhörlich von Raben zerhacket. Alle, welche Menschen verletzen oder Thiere töden, werden in Abgründe geworfen, und dort von wilden Bestien gepeyniget. Die, welche weder ihre Eltern noch die Bramanen in Ehren gehalten haben, werden in einem Feuer brennen, dessen Flammen zehen tausend Joschenais hoch aufprasseln. Die, welche alten Leuten und Kindern übel begegnet sind, werden in glühende Oefen geworfen. Die sich bey Tage mit Huren zu Bette legen, müssen auf Dornen gehen. Die Verläumder werden auf Betten von glühenden Eisen gebunden und müssen ihren Unflath fressen. Die Geitzhälse dienen den Würmern zur Nahrung. Die, welche die Bramanen bestehlen, werden mitten entzwey gesägt. Alle, die aus Eitelkeit bey Opfern Kühe und andere Thiere töden, werden auf einem Amboß zerschlagen. Die falschen Zeugen werden von Berggipfeln herabgestürzt. Die Wollüstlinge, Müssiggänger und Unbarmherzigen werden in brennende Schlünde geworfen, unter Mühlsteinen zerquetscht, von Elephanten zertretten, und ihr zerrissenes Fleisch wird von Thieren aufgezehrt werden.

Alle diese Unglükliche werden Jahrtausende durch leiden, und ihre zerstükten Körper sich, wie Queksilber, immer wieder zusammfügen. Nach dieser Zeit werden sie zu einem neuen Leben verdammt, und durch eine Wirkung der göttlichen Macht in männlichen Saamen verwandelt, welcher, in die Gebährmutter des Weibes ausgegossen, schon viele Schmerzen leiden muß, in dem engen Durchweg auf die Welt ebenfalls viel auszustehen haben und im menschlichen Leben noch einer unendlichen Menge peinlicher Zufälle unterworfen seyn wird. Und diese qualvolle Wiedergeburt werden diese Elenden so oft wiederhohlen müssen, bis sie sich zulezt ganz der Tugend widmen.

9.
Von dem Ganges.

Den Indiern, die unter einem brennenden Himmelsstriche leben, war es sehr natürlich, das Wasser zu lieben, das ihnen die heilsamste Kühlung verschafte, und wahrscheinlich war die erste Verehrung, die sie ihm erzeigten, blos eine Ergiessung ihrer Dankbarkeit. Indessen haben sie dieselbe mit so abgeschmackten Mährchen verunstaltet, daß sie beynahe unkennbar geworden. Dies erhellet aus der Geschichte des Ganges, die im Kandon folgendermassen erzählt wird.

Die Göttinn Parwadi bedeckte einst die Augen des Schiwen, von welchen alle leuchtende Weltkörper ihr Licht erhalten, mit ihren Händen, und sogleich war die ganze Natur in Finsterniß gehüllt. Schiwen sah, um dieselbe zu zerstreuen, kein anderes Mittel vor sich, als ein neues Aug auf die Stirne zu setzen, dahero er auch mit einem dritten Aug auf der Stirne abgebildet wird, und seine Anhänger sich ein rundes rothes Zeichen auf die Stirne malen. Nun erhielten Sonne und Mond ihren vorigen Glanz wieder. Parwadi zog schnell ihre Hände zurük, aber indem sie den Schweiß, womit sie benetzt waren, abschüttelte, so entsprang von iedem Finger ein Gangesfluß, grösser als das Meer selbst, und diese zehen Ströme, die in ihrem Laufe sich immer mehr vergrösserten, drohten eine allgemeine Ueberschwemmung. In dieser dringenden Noth flehten Wischenu, Bruma und die Dewerkels den Schiwen um Hülfe an. Schiwen befahl den Strömen auf eine kleine Masse Wassers eingeschränkt vor ihm zu erscheinen, und versetzte sie auf sein Haupt. Jetzt baten Wischenu, Dewendren und Bruma den Schiwen, er sollte iedem ein Theil von diesen Gewässern geben, welches Schiwen auch

auch wirklich that und dazu sagte: ieder von euch bringe dieses Wasser in sein Land, und es wird dort ein grosser Fluß daraus entstehen. Aus dem Theil, den Bruma erhalten hatte, entstand nun der Ganges. Die Gebete und Bußwerke des Baghiraden zogen ihn auf die Erde hernieder, und er grub sich sein Bette nach den Gleisen, welche die Wagenräder dieses Büssers in die Erde drükten, als er sich bemühte, die Asche seiner Voreltern, der vom Kabiler erschlagenen Könige, wieder zu beleben.

Das Bagawadam, eines von den Puranons zu Ehren des Wischenu, erzählt dieses Wunder auf folgende Art. Sagaren, der verschiedene Königreiche erobert hatte und endlich einer von den sechs Sakrawartis oder König der ganzen Welt geworden war, wollte hundert Aswamediagon verrichten, d. i. hundert Pferde opfern, und hatte schon neun und neunzig vollendet, als ihm Dewendren aus Eifersucht das noch übrige Pferd stahl, und es nahe an dem Platz hin band, wo Kabiler sich in seinen Betrachtungen vertiefte. Sechzig tausend Söhne, welche dem Sagaren eine seiner Gemahlinnen gebohren hatte, wurden ausgeschickt, das Pferd zu suchen. Sie fanden es bey dem Büsser, und da sie ihn für den Räuber hielten, überhäuften sie ihn mit den gröbsten Beschimpfungen. Aber Kabiler tödtete sie alle mit einem einzigen Blick. Dies erfuhr Sagaren durch Anghissamanden, seinen noch einzigen Sohn von einer andern Gemahlinn, den er ausgeschickt hatte Nachricht von seinen Brüdern einzuhohlen, und wurde darüber so sehr gerührt, daß er die Krone seinem Sohne abtrat, und als Büsser in eine Wüste gieng. Auch Anghissamanden überließ bald den Thron seinem Sohne Tibilen und ward ein Büsser, um für seine Leibeskreuzigungen den Ganges, kraft dessen er seine Vorfahren wieder zum Leben bringen könnte, zum Lohn

zu erhalten; doch umsonst, und eben so gieng es auch dem Sibilen. Baghiraden hatte Entschlossenheit genug, in die Fußstapfen seiner Vorgänger zu tretten. Er beschwor die Göttinn Genga, auf die Erde hernieder zu kommen, verrichtete zu Ehren des Bruma, des Wischenu und des Schiwen eine Menge von Bußwerken und Gebeten, und der lezte willigte endlich in sein Begehren. Genga erhielt von Schiwen Befehl, dem Gleise von Baghiradens Wagen zu folgen. Sie kamen durch den Garten des Büssers Sannon. Dieser Mönch besorgte, der Strom könnte seinen Garten zerstören, faßte also das Wasser desselben auf, ballte es in eine Kugel zusammen und verschlang es, doch da Baghiraden zu Ehren des Sannon eine strenge Busse verrichtete, so gab dieser den Ganges wieder durch ein Ohr von sich. Baghiraden fuhr nun mit seinem Wagen über die Asche seiner Voreltern, die durch dieses göttliche Wasser befeuchtet wieder auflebten und in das Waikondon übergiengen. Aus diesem Grund hat man dem Ganges auch die Namen Sannunadi, Baghiradi, und Wischenubadi gegeben.

Diesem Fluß bezeigen die Indier die höchste Verehrung. Sie glauben, er entspringe unmittelbar aus den Füssen des Bruma und habe daher grosse Wunderkräfte. Wer an seinem Gestade stirbt und von seinem Wasser trinkt, ist von der Seelenwanderung befreyt. Sobald also ein Kranker von den Aerzten aufgegeben ist, bringen ihn seine Anverwandte eilend an das Ufer des Ganges, wo er viele Züge von dem heiligen Wasser thun muß. Sie vermengen sogar Schlamm mit dem Wasser, das sie ihm in den Mund giessen, und ersticken damit den Unglüklichen. Oft taucht man den Kranken ganz in den Fluß, der dann sein Grab wird. Alle, die von dem Fluß entfernet wohnen, haben doch immer etwas

von

von seinem heilsamen Wasser bey sich, um es in ihren letzten Zügen zu trinken. Die von den verbrannten Todenkörpern übrig gebliebnen Knochen werden mit grosser Sorgfalt so lange aufbewahrt, bis man Gelegenheit bekommt, sie in den Ganges zu werfen.

10.

Schöpfung der Welt nach der Meynung der Indier. Dauer der Welt und verschiedene Weltalter. Zeitabtheilungen.

Die Indier stimmen in ihren Meynungen über die Schöpfung der Welt nicht zusammen. Einige glauben, daß alles, was ist, ein Theil von Gott selbst sey, und daß nach der Zerstörung dieser Welt sich alles wieder mit dem höchsten Wesen vereinigen werde. Andre behaupten, daß alles aus dem Nichts komme. Gott, sagen sie, schuf durch seinen blossen Willen ein Sonnenstäubchen, aus dem er noch vier andre eben so kleine hervorbrachte, und aus diesen fünf Sonnenstäubchen ein unmerkliches Sandkörnchen bildete, aus welchem er wieder andre solche Körnchen hervorbrachte, durch deren Zusammensetzung dann Himmel, Erde und Meer entstanden sind.

Nach der Erklärung Andrer hat der Schöpfer fünf ursprüngliche Kräfte erschaffen, welche sie unter den fünf Elementen, nämlich der Luft, dem Winde, dem Feuer, dem Wasser und der Erde, anzudeuten scheinen. Sie nennen sie zusammen Panscha kartaghel, das heißt, die fünf Kräfte oder die fünf Götter. Sie behaupten, Gott habe durch seinen Willen die Luft aus dem Nichts erschaffen, die Bewegung der Luft habe den Wind erzeugt, aus dem Stoß der Luft und des Windes entstand das Feuer, welches bey seiner Verschwindung

eine Feuchtigkeit zurükließ, woraus das Wasser entsprang, und die Vereinigung dieser Kräfte erzeugte einen Schlamm, aus dem das Feuer durch seine Hitze eine Masse schmolz, die dann Erde war. Die Bramanen, sagen nicht, daß dies fünf Elemente seyen, sondern fünf Geister, welche dieselben beleben und beherrschen.

Sie setzen die erste Schöpfung in sehr entfernte Zeiten hinaus. Die Anhänger des Schiwen und des Wischenu stimmen beyde über diese Epoche zusammen, und rechnen iezt (1783) seit derselben 3, 892, 884 Jahre. Drey Weltalter sind bereits verflossen, und das vierte muß bis auf eine bestimmte Zahl von Jahren dauern, nach deren Verlauf die Welt aufhören und wieder von neuem anfangen wird. Das erste Weltalter dauerte 1, 728, 000 Jahre, das zweyte 1, 296, 000 das dritte 864, 000, und das vierte wird 432, 000 Jahre dauern, so daß also die gesammte Summe aller Jahre dieser vier Weltalter die Zahl 4, 320, 000 giebt. Das erste Weltalter war durchaus vollkommen, und heißt deswegen die Zeit der Unschuld. Damahls herrschte die Tugend unter der Gestalt einer Kuh auf Erde, und gieng auf vier Füssen. Im zweyten Weltalter ward sie schon schwächer, und gieng nur auf drey Füssen. Im dritten mußte sie gar auf zwey gehen, und im iezigen stüzt sie sich nur noch auf einen Fuß. Deswegen heißt es das Weltalter des Elends und Unglüks.

Wann der Gott **Bruma** entschläft, wird alles, was er geschaffen hat durch Feuer zerstört, die Gewässer bedecken alle Welten, alle Andons bersten, und es bleibt nichts mehr übrig als das Kailasson und das Waikondon. Dann sezt sich **Wischenu** in der Gestalt eines kleinen Kindes auf ein Blat vom Baum **Allemaron** (Ficus admirabilis Linn: **oder der grosse Pagoden Feigenbaum,**) und schwimmt also auf dem

Milch-

Milchmeer, indem er an der grossen Zehe seines rechten Fusses saugt. In dieser Stellung bleibt er, bis Bruma abermahls in einer Tamareblume aus seinem Nabel hervorwächst. Auf diese Art folgen beständig Zeiten und Welten auf einander: Man betet in vielen Tempeln den Wischenu unter der so eben beschriebenen Gestalt, welche Watapatraschai heißt, an, und die Indier haben in ihren Häusern allemahl ein Gemälde, das den Gott unter einer Gestalt vorstellt.

Die Zahlen, welche die Bramanen der Dauer der Welt und ihren verschiedenen Altern zuschreiben, sind, wie Le Gentil schon bemerkt hat, astronomische Perioden, die ehedem bey den Chaldäern üblich waren, welche dieselben von den Brachmanen entlehnt haben.

Das indische Jahr ist ein Sonneniahr und in 12 Monate abgetheilt. Es besteht, nach der gemeinen Meynung aus 365 Tagen, 17 Naschighes und 33 Winaschighes, welche nach europäischer Rechnung 365 Tage 7 Stunden 1 Minute 12 Sekunden, betragen. Da die Tamuler nichts von Schaltiahren wissen, so vertheilen sie, um die Jahre gegen einander auszugleichen, die übrigen Stunden auf die Monate, und daher sind ihre Monate nicht in allen Jahren gleich. Eben dies ist ein Mittel dessen sich die Bramanen bedienen, sich unentbehrlich zu machen, und das Volk in der größten Geistesunterwürfigkeit zu erhalten.

Bey den Indiern fängt das Jahr und seine Monate an verschiedenen Stunden des Tages an. Der erste Monat fällt auf unsern April doch kommen unsre Monate nicht mit den ihrigen überein, weil sie einen von zwey und dreyßig und wieder ein paar von neun und zwanzig Tagen haben, auch der Anfang derselben manchmahl auf den siebten und manchmahl auf den dreyzehnten unsrer Monate fällt.

 Die

Die Bramanen von Tanschaur und vom Tempel Kanschiwaron bestimmen in iedem Jahr den Anfang des Jahrs und der Monate, und verfertigen die Panschangans, nach denen sich alle Bewohner von Karnate richten.

Die Tamuler theilen den Tag in sechzig Theile oder kleine Stunden, Naschighes genannt, ab. Die erste fängt sich mit Sonnenaufgang an, und dreyßig endigt sich mit Sonnenuntergang, von da nehmen die dreißig übrigen ihren Anfang und enden sich mit Sonnenaufgang des folgenden Tages. Manchmahl theilen sie den Tag in acht Wachen, davon vier auf den Tag und vier auf die Nacht kommen. Die Wochentage sind, wie die unsrigen, Planeten geheiliget.

11.

Von den glüklichen und unglüklichen Tagen.

Die Bramanen, deren Vortheil es ist, die Macht des Aberglaubens zu unterhalten, zeigen alliährlich die Tage des Glüks und Unglüks an, wonach sie denn alle Handlungen der Indier anordnen. Nach ihrer Berechnung fällt auf ieden Tag ein Natschetron, ein Yogon, ein Tidi, zwey Karemons, zwölf Lakenons, ein Nagukalu, ein Kulighen, und manchmahl auch ein Wartschion.

Die Natschetrons sind sieben und zwanzig Sterne, die der Mond hintereinander durchlauft, und in deren iedem er sich vier und zwanzig Stunden oder sechzig Naschighes aufhält. Sie nennen selbige die Häuser des Mondes, und heiligen iedem ein vierfüssiges Thier, einen Vogel und einen Baum, auch die Sylben

ben ihrer Sprache, so daß die Namen, die mit dieser oder iener Sylbe anfangen, diesem oder ienem Natschetron heilig sind.

Die Tidis sind die Tage der Mondsperiode. Man zählt ihrer vierzehn, davon aber der Neumond und Vollmond ausgenommen sind, welche Amawasse und Paruwon heissen. Man wiederholt nach dem Vollmond die Tidis in der nämlichen Ordnung, wie sie nach dem Neumond aufeinander folgten. Ihre Namen sind numerische Namen aus der Samskrutamsprache, und die Indier haben in der Folge der Zeit Gottheiten daraus gemacht.

Die Lakenons sind die zwölf Zeichen des Thierkreises. Jeden Monat tritt die Sonne in eines dieser Zeichen, und alle Zwölfe bewegen sich täglich um die Erde. Um zu wissen, unter welchem Lakenon man sich zu einer Tagsstunde befinde, muß man bey der ersten Tagsstunde das Lakenon des Monats zu zählen anfangen, und dann die übrigen nach ihrer Ordnung dazu rechnen, deren iedem seine Dauer bestimmt ist.

Das Nagukalu und das Kulighen dauern nur drey und drey Viertel Naschighes, und fallen auf ieden Tag zu festgesetzten Stunden, und das Wartschion, das von gleicher Dauer ist, fällt nur auf einen gewissen Tag.

Der Yogons sind sieben und zwanzig, davon iedes gemeiniglich sechzig Naschighes dauert. Der Karemons sind eilf. Jedes dauert dreyßig Naschighes. Was aber ein Yogon und ein Karemon sey, wissen die Indier selbst nicht mehr.

Unter den Natschetrons, Yogons, Tidis, Lakenons Karemons und Wochentagen giebt es gute und böse. Ist der grössere Theil von ienen Abtheilungen gut, so ist auch der Tag keiner von den unglüklichen; im Gegentheil aber ist er bös. Das Nagukalu ist allemahl böse,

hingegen das Kulighen allemahl gut, und so lange dieses dauert, darf man keine traurige Dinge verrichten. Das Wartschion ist fürchterlich, die Indier unternehmen, solang es währet, ganz und gar nichts, sollte auch ihr ganzes Glük daran hangen. Die Tage des Neumonds und Vollmonds sind allemahl böse. Das siebenzehnte Yogon, **Wedibadon** oder **Watibate** genannt, wird für so böse gehalten, daß man es für den gemeinsamen Namen aller unglüklichen Tage braucht, und wenn man sich von irgend einem Geschäfte wegen einem eingefallnen unglüklichen Tage entziehen will, zu sagen pflegt: es ist heute Watibate. Es sind auch gewisse Monate, als **Schittere**, **Wayassi**, **Addi** und **Tai**, bey uns April, May, Julius und Januar, vor andern glüklich zum Heyrathen, Häuser zu bauen, Brunnen zu graben rc. Eine zweyte Heyrath feyert man nur in dem Monat **Kartighe**, der mit unserm November überein kommt. In allen übrigen Monaten wird kein Indier iemahls eine wichtige Sache unternehmen, wenn er nicht mit Gewalt dazu gezwungen wird.

Die **Pandschangankarers** oder die Bramanen, welche die Almanache besorgen, müssen ieden Morgen die glüklichen oder unglüklichen Tage und Stunden in den Häusern, mit welchen sie in Verbindung stehen, ankündigen, wobey sie auch anzeigen, welcher Monatstag es sey, und wann das Wartschion einfällt.

Die übertriebene Neugierde der Indier zukünftige Dinge zu wissen, und ihre Ueberzeugung, daß die Bramanen in die Zukunft schauen können, treibt sie alle Augenblicke zu diesen scheinheiligen Betrügern hin, und so widersinnisch und mährchenhaft auch die Wahrsagereyen derselben abgefaßt sind, so richten sie doch alle ihre Geschäfte darnach ein. Die guten oder bösen Tage, die glüklichen oder unglüklichen Stunden, die Zurükkunft

von

von einer Reise, die Genesung eines Kranken, der Verlust einiger Mobilien, kurz alle möglichen Zufälle im gemeinen Leben geben Stoff sich an die Wahrsager zu wenden. Auch aus dem Flug, Geschrey oder Gesang der Vögel wollen sie die Zukunft ergründen. Nichts ist vermögend, einem Indier die Furcht zu benehmen, die er aus einer bösen Vorbedeutung geschöpft hat, wenn er schon tägliche Beweise von der Nichtigkeit seiner Zeichendeuterey vor sich siehet.

Die periodischen Krankheiten der Weiber prognosticiren, Vorbedeutungen aus der Art, wie man geniesset hat, ziehen, Träume auslegen, die Tage ausspähen, an denen es gut Bart scheeren, ein neues Haus beziehen oder bauen, erforschen ob ein Weib mit einem Knäbchen oder Mädchen schwanger gehet, die giftigen Thiere beschwören, bestimmen ob die Ansicht oder Bewegung eines Thiers etwas gutes oder böses bedeute und s. f. dieß alles heißt bey den Indiern Wissenschaft, und macht die vornehmste Beschäftigung der Bramanen aus, deren Interesse ist, das Volk in diesen Albernheiten zu bestärken.

12.

Symbol der Bramanen nach dem Kandon.

Das höchste Wesen, welches wir Schiwen, andre aber Wischenu heissen, ist das Einzige, das wir für allmächtig erkennen. Es ist das Principium der fünf Elemente, die Substanz und denkende Kraft unsrer Seele. Es ist der Gott aller Götter, ewig und von Niemand gebohren, unermeßlich und gleich dem Lichte sich allenthalben verbreitend, hat das Weltall, Götter, Menschen und Thiere erschaffen, um seine Güte fühlbar zu machen, seine Weisheit, Macht und Anschläge sind unergründlich, es

erhält

erhält alles durch seine Güte, hat schon einigemahl durch seine zernichtende Gewalt die Welt zerstöret, und wird sie auch künftig wieder zerstören.

Obschon dieser höchste Gott keinen Körper, auch nicht so klein als ein Sonnenstäubgen, besizt, so nimmt er doch manchmahl eine sichtbare Gestalt an, damit seine vernünftigen in Finsterniß vergrabnen Geschöpfe Licht empfangen, ist aber dann gegen Wollust und Schmerz unempfindlich und seiner Natur nach alles Vergänglichen unfähig.

Kleiner als das geringste Sonnenstäubgen ist er doch unendlich grösser als das ganze Weltgebäude. Auf seinen Befehl bläst der Wind, scheint die Sonne, wärmt das Feuer, und fällt der Regen.

Was die Götter anbetrift, deren wir eine so grosse Menge und unter so verschiedenen Bildern anbeten, so sind sie nur um der schwachen Seelen willen so gestaltet worden, welche die Güte und Grösse des höchsten Wesens ohne diese Vorstellungen nicht begreifen könnten, nun aber, wenn sie seine Attribute sehen, aus denen man so verschiedene Götter gemacht hat, allemahl an ihn erinnert werden. Dagegen haben dieienigen, welche diesen Gott begreifen können, keiner Bilder nöthig.

Wir glauben auch, daß die Pflanzen und die Thiere wirklich wie wir eine Seele haben, daß eben deswegen alle lebendige Geschöpfe geschont werden müssen, und daß dieienigen, welche sie schlachten, eine grosse Sünde begehen.

Wir verehren die Heiligkeit verschiedener Orte und Flüsse, weil uns Gott versprochen hat, er wolle seine Gnaden über die ausgiessen, welche dieselben besuchen würden.

Die

Die Abtheilungen unsrer Familien sind auf ihren Ursprung aus Bruma gegründet. Vielleicht sind diese Abstammungen aus seinem Angesicht, Schultern, Bauch und Füssen nur Allegorien, aber wir glauben sie als wahrhaft.

Unser Glaube ist zwar nicht vollkommen, weil wir die Art Gott noch besser zu gefallen nicht wissen, allein seine überschwängliche Barmherzigkeit ersetzt, was unserm Gottesdienste mangelt. Wir wissen nur, daß wir Gott fürchten und ihm dienen müssen, und hierinn sind wir alle miteinander einig, und glauben alle, der Verschiedenheit unsrer Sekten ohngeachtet, daß die, welche Gutes thun, nach ihren guten Werken belohnt, und hingegen iene die Böses thun, nach ihren bösen Thaten gestraft werden. Die Güte Gottes und seine Strafgerechtigkeit vertragen sich wohl mit einander, aber die Geheimnisse seiner Handlungsweise sind unerforschlich. Wer kann die Tiefe seiner Rathschläge messen? Wir beten sein unbegreifliches Wesen an.

Nachlese
zum ersten Kapitel.

Der Name Karomandel wird von den Tamulern für ein verdorbenes Wort angesehen. Nach ihren Traditionen soll ehehin zu Madure ein König, Namens Soja, ein anderer, Namens Stra, zu Tanschaur, und noch ein dritter, der sich Pundi nannte, in der Gegend von Pondischery geherrschet haben. Ihre Königreiche hiessen Mandalam, welches in der Landessprache einen Kreis bedeutet, und so sagte man Soja-Mandalam, Stra-Mandalam und Pundi-Mandalam. Soja sprechen die Tamuler Choya, die Portugiesen Koha aus. Koha konnte leicht durch eine verdorbene Aussprache Kora oder Koro werden, und zwischen Mandalam und Mandel ist der Unterschied sehr geringe.

Anderhalb Meilen von Pondischery nordwestwärts von der Stadt siehet man oben auf einem Hügel ein kleines Lustwäldchen, das diesem Theil des Hügels sehr viele Anmuth giebt. Die Bäume stehen so dicht an einander, daß sich oben ihre Zweige in einander verwickeln und kein Sonnenstrahl durchdringen kann. Man hat daraus nach der Westseite eine schöne Aussicht über ein mit Dörfern besäetes Thal, das in einer Breite von mehr als zehen (französischen) Meilen bis an den Fuß einer Bergkette reicht, welche die Aussicht, die zu der Zeit, da der Reis grünet, die schönste ist, begränzet. Auf der Ostseite entdeckt man, wenn man etwa sechshundert Fuß vorwärts geht, die Stadt Pondischery, die Rheeden und ein unabsehliches Meer. Der Lustwald beträgt in seiner Länge zwey hundert und siebenzig Fuß, und eben so viel in

in die Breite. Diesen grossen Raum bedeckt ein einziger Baum, von der Art, die man den Banianen- oder Pagoden-Baum nennt, weil er gewöhnlich um die Pagoden gepflanzt wird. Die Natur hat diesem Baume ausser seiner Frucht noch einen andern Weg verliehen, sich zu vermehren. Aus seinem Gipfel oder aus seinen Zweigen wächst eine Sprosse hervor, die senkrecht auf die Erde herabhängt, Wurzel schlägt, und mit der Zeit selbst zu einem Baume wird. Auf diesem neuen Baume sezt sich ein Gipfel, der mit dem Gipfel des nächsten Baumes zusammenwächst, und mit dem sich wieder ein neuer Baum vereiniget, welches so weit fortgehet, daß oft ein einziger Baum eine Meile ins Gevierte einnimmt. Man kann den Stammbaum gemeiniglich schwer unterscheiden, zuweilen nur an seiner Dicke, die oft so beträchtiglich ist, daß ihn kaum drey Männer umklaftern können. Ein solcher Baum wird oft etliche hundert Jahre alt. Die Indier pflegen die dünnern und jüngern Stämme abzuhauen, um sich einen Eingang zu bahnen, und legen Lauben unter ihm an. Es könnten sich etliche tausend Menschen unter einem solchen Baume verbergen. Die Küste von Pondischery ist so niedrig, daß das gedachte Lustwäldchen den Schiffen, die dorthin seegeln, zum einzigen Kennzeichen dienet.

Ungefähr eine Meile von Gudelur (Kudulur, Kuddalore,) d. i. schwarze Stadt, liegt auf einem Berge das Fort St. David, eine kleine aber starke und regelmäßige Vestung. Die Gegend umher ist sehr angenehm, die Luft heiter und selten neblicht. Man findet allenthalben niedliche Landhäuser mit Gärten, die mit vielen Geschmack angelegt sind, und Früchte von allerley Arten enthalten, als Zirbelnüsse, Reyenkerne, Orangen, Limonien, Granatäpfel, Ahornbäume, Bananoes, Mangoes, rothe und weisse Guavas, Bedams (eine Art Mandeln), Pimplenose (die in Westindien Chadocks heissen,

sen, eine sehr schöne Frucht von der Citronenart), und noch sehr viele andre Früchte, ingleichen viele europäische Küchenpflanzen, als Sellery, Salat, Zwiebeln, Petersilien, Krausemünze, Artischocken, Spinat. Rettiche werden in grosser Menge gefunden, sie sind dick und von weisser Farbe, und wenn sie gekocht sind, haben sie einen bessern Geschmack als Steckrüben. Blumenkohl und gemeiner Kohl wachsen hier auch, aber nicht in Menge. Trauben sind sehr selten, und kommen überhaupt in den heissen Gegenden bis zum fünf und zwanzigsten oder dreyßigsten Grad der Linie nicht wohl fort. Am Ende eines Gartens wird man allemahl von einem schattichten Hain von Kokosbäumen empfangen.

Die Gegend um Negapatnam, so wie die ganze Küste der Halbinsel am Meerbusen von Bengalen, ist sehr niedrig, und man entdeckt sie erst in einer Entfernung von drey bis vier Meilen. Eine oder anderthalb Meilen vom Lande hat man noch zwölf Klafter Tiefe. Zeichen, daß man nahe am Land sey, sind theils ein starker Thau, der Morgens und Abends aufs Schif fällt, theils die abwechselnden See- und Landwinde, allein es finden sich diese Zeichen nicht allemahl ein.

Die sogenannten Ruhegebäude (Chauderies) oder öffentliche Gasthäuser sind dem Karavanserayen in Persien fast völlig ähnlich. Sie führen gemeiniglich den Namen ihres Stifters, der darinn auf seine Kosten einen Bramanen unterhält, welcher den Wanderern zu trinken geben, und hiezu das aus dem nahen Teiche geholte Wasser in Töpfen in seinem Zimmer in Bereitschaft haben muß. Man kann nicht leicht eine halbe Meile gehen, ohne ein solches Gasthaus anzutreffen. Fällt es ein, so wird es nie wieder aufgebauet, und selbst der Grund bleibt ungenützt liegen, doch kann man sicher darauf rechnen, bald ein neues in der Gegend aufgeführt

zu

zu sehen. Bey einem ieden solchen Gasthause giebt es einen Markt, wo Reis, Zucker, Früchte und dergleichen verkauft werden. Von Pondischery pflegt man in kleinen Gesellschaften Lustreisen nach irgend einem Gasthause zu machen, und darinn etliche Tage zuzubringen. Man wählt sich zu dem Ende die bequemsten Zimmer, und läßt das Benöthigte hintragen.

Auf der Küste Koromandel wechseln eigentlich nur zwey Jahrszeiten ab, indem der südwestliche und der nordostliche Monson Winter und Sommer bestimmen. Frühling und Herbst sind fast gar nicht merklich, ausser daß im Herbst eine sechswöchige Regenzeit vor dem Winter voran gehet, und im Frühling der Südwind herrschet.

In der Gegend um Pondischery giebt es Landplagen, die von den Moskiten, Schlangen, Ameisen und tollen Hunden verursacht werden.

Der Name **Moskito** ist ursprünglich portugiesisch, und heißt eine Müke. Die hiesigen haben sehr lange Füsse und stechen sehr heftig. Bey Tage verbergen sie sich, kommen aber Abends zum Vorschein, und so wie die Nacht einbricht hört man ein Gesumse im ganzen Zimmer. Kaum ist man im Bette, so umgeben sie es, und quälen einen so sehr, daß man nicht davor schlafen kann. Sie machen mit ihren Flügeln ein so starkes Geräusch, daß man aufwachen muß. Vornehmlich aber ist ihr Stich unerträglich, weil die Haut aufschwillt und ausserordentlich iuckt. Man verwahrt sich vor ihnen mit Mükenvorhängen, die zu Pondischery aus sehr feinem Gase gemacht werden, und ziehet sie so genau ums Bette, daß die Müken nicht durchkommen können. Diese Müken sind besonders den Europäern, deren Haut von der Sonne noch nicht welk und hart gebrannt ist, gefähr.

Das Gift der sogenannten Brillenschlange, einer Natterart, ist so stark, daß es in kurzer Zeit tödet. Doch ist diese Art auf der Küste Koromandel äusserst selten, hingegen auf der Küste Malabar häufiger. Sie greifen aber nie iemand an, wenn sie nicht getretten oder sonst gereitzet werden. Sie sind sehr vertraulich und lieben die Wärme, weswegen sie sich gern in die Betten schleichen. Man hat aber nichts von ihnen zu befürchten, wenn man ruhig aufstehet. Le Gentil fand zuweilen, wann er aufstand, Schlangen an der Wand seiner Kammer sitzen, die sein indischer Bedienter unverzagt mit den Händen anfaßte, hinauswarf, und dabey versicherte, daß sie nicht gefährlich wären.

Von den Anmeisen hat man zu gewissen Jahrszeiten grosse Beschwerniß. Sie fallen vorzüglich auf Fleisch und Zucker. Der Zucker, den man zu Pondischery braucht, ist nicht raffinirt und in Hüte geformt, sondern blos eine sehr weisse und gute Art Farin Zucker. Man thut ihn in irdene an der Sonne gebrannte Töpfe, und hängt diese unter dem Boden an einem Stricke auf, oder setzt sie auf ein Gestell, wovon die Füsse und die Rolle gut betheert sind. Ohne diese Vorsicht kommen in wenig Stunden Millionen von Ameisen, die den Zucker durchlöchern. Selbst der sinesische Zucker, der doch härter als unser Zuckerkandi ist, wird von ihnen angefressen. Um die Zuckerbüchsen gegen sie zu verwahren, sezt man sie auf einen tiefen mit Wasser angefüllten Teller. Man muß aber oft frisches Wasser aufgiessen, weil von den ertrunkenen Ameisen, die über diesen Graben zu kommen suchten, bald ein ordentlicher Damm entsteht, auf welchen die übrigen bis an den Zucker selbst gelangen.

Die größte Beschwerniß ist die Tollheit der Hunde, die hier sehr gemein ist. Doch werden die

Indier von tollen Hunden weit häufiger gebissen, als die Europäer, weil iene sich weniger in acht nehmen als diese. Sonderbar ist, daß man diese Krankheit auf den philippinischen Inseln, wo es auch eine ungeheure Menge von Hunden giebt, gar nicht kennt. Vielleicht kommt es von dem ungemein feuchten Boden auf diesen Inseln. Man schwitzt daselbst ausserordentlich, und ist während der grossen Hitze gleichsam beständig in einem heissen Dampfbade. Auf der Küste Koromandel hingegen schwitzt man nicht und die Haut ist so trocken als Pergament.

Nach **Le Gentil** sind die Indier überhaupt schön und wohlgebauet. Sie haben ein schwarzes, lebhaftes, geistvolles Auge. Man findet sehr hübsche und gutgewachsene Frauenzimmer, die völlig europäische Züge haben. Die Kaste der Bramanen zeichnet sich vorzüglich durch ihre Schönheit aus, man sieht unter ihnen die schönsten Weiber und Kinder, und überall herrscht die größte Reinlichkeit.

Unter diesem Volke kommen einem Europäer sonderlich zwey Gewohnheiten befremdend und lächerlich vor. Die eine ist das beständige Betelkäuen, das ihren Mund ganz roth färbt, und ihnen beständig Speichel ziehet. Die andre ist, daß sie ihre Nägel wachsen lassen, und sich die Zähne schwärzen. Weisse Zähne, sagen sie, schicken sich nur für Hunde und Affen, und die Länge der Nägel beweist, daß man von gutem Herkommen und nicht gewohnt ist, sich mit niedriger Dienstarbeit abzugeben.

Die morgenländische Gewohnheit des **Reibens** ist auch auf der Küste Koromandel eingeführt. Man läßt sich, im blossen Hemde auf einem Sopha liegend, alle Glieder am ganzen Körper mit geballten Händen reiben, und die äussere Gliedmassen bis zum Krachen

 ziehen.

ziehen. Eigne Männer und Frauen verrichten diese Arbeit, und zwar mit besondrer Geschicklichkeit. Es soll dieses Reiben den Umlauf der Säfte befördern, die von der Hitze leicht zu sehr verdicket werden. Viele europäische Frauen lassen sich auf diese Art fast täglich, gewöhnlich zur Zeit der Mittagsruhe, reiben. Man fällt dabey in einen sanften Schlaf, oder gar in eine leichte Ohnmacht. Die Reichen liegen auf einer Menge kleiner Kissen, und die Indier halten so viel auf diese Gewohnheit, daß sie viele ihrer Gottheiten auf solchen Kissen liegend abbilden.

Eine bey den Indiern sehr übliche **Probe der Wahrheit** besteht darinn, trocknen Reis zu essen. Ist die Person unschuldig, so wird sie, sagen sie, den Reis ohne Mühe niederschlucken; ist sie aber schuldig, so wird sie nicht genug Speichel dazu im Munde haben. Ausserdem haben sie noch andre Proben, als mit dem Feuer, oder daß sie die Hände in heisses Quecksilber halten, und dergleichen.

Bey Sonnen- und Mondfinsternissen pflegen sie in Teiche, oder in Flüsse, oder ins Meer bis an den Gürtel ins Wasser zu laufen, und dabey auf eine fürchterliche Art zu heulen und Gebete zu schreyen, um die Gestirne von ihrer Noth zu befreyen.

Die Weiber müssen sich zu ihrer periodischen Zeit unter den Gallerien vor den Häusern aufhalten, wohin man ihnen auch ihr Essen bringt. Es scheint, als wenn sie selbst die Erniedrigung fühlten, die ihnen von ihren Männern wiederfährt. Denn wenn sie sich von einem vorbeygehenden Europäer beobachtet sehen, wenden sie sich gleich nach der Mauer um, bis er sich entfernt hat.

Unter eben diesen Vordächern sieht man zu Pondischery öffentliche **Schulen**. Die Knaben sitzen darinn Reyhenweise, und haben in der einen Hand kleine Hefte von Pisangblättern, und in der andern einen Stift

zum

zum schreiben, der nur einen leichten aber deutlichen Zug macht, welcher blos durch die dünne Haut gehet, womit das Blat überzogen ist. Man hört bey diesen Schulen immer ein leises Gemurmel von den Kindern, die ihre Lektion hersagen. Ein Braman erhält sie mit einem Rohr in Ehrfurcht und Ordnung. Mädchen lernen nichts, als was zu ihrer Religion gehört, und dieser Unterricht wird ihnen zu Hause gegeben.

Fahrzeuge, deren sich die Indier auf dem Wasser bedienen sind das **Katimaron** und der Scheling.

Ein Katimaron besteht aus drey dicken Balken von funfzehen bis zwanzig Fuß Länge, die nach der Länge dicht aneinander gebunden sind. Man höllet sie oben etwas aus, um sie über die Oberfläche des Wassers zu erhalten. Am einen Ende werden sie nach Art eines Schnabels behauen. Zwey Indier regieren es mit ihren Pagayen, einer Art Ruder, der eine sitzt vorn und der andre hinten, und beyde haben die Füsse ins Wasser hängend. Mit diesem gebrechlichen Fahrzeuge wagen sie sich oft zwey Meilen weit ins Meer hinaus. Wann sie zurükkommen, so ziehen sie es aufs Ufer, und bringen es, wenn sie es wieder brauchen, mit geringer Mühe ins Wasser. Man braucht die Katimarone zum Fischfang und um Schiffen, die weit vom Ufer vorbey seegeln, Nachrichten zu ertheilen und welche von ihnen zu hohlen. Die Indier wickeln Briefe, die man auf diese Art fortschickt, in das Stük Tuch, womit sie sich bedecken, und schlagen es sich wie einen Gürtel um den Leib. Wenn die Wellen hochgehen, so werden sie beständig naß, und kommen am ganzen Körper mit Salzkörnern bedeckt, welche die Hitze der Sonne kristallisirt, zurük.

Die Schelinge braucht man, um über die Riffe, oder Reihen von Sandbänken und Felsen zu kommen, die

den Eingang der Häfen und Flüsse erschweren, und die Schiffe abhalten sich den Küsten zu nähern. Sie bestehen aus Brettern, die über einander gelegt werden, und mit dünnen aus der innern Rinde von Kokosnüssen gemachten Stricken an einander geheftet sind. Die Fugen werden mit Werg aus eben dieser Rinde verstopft, welches man nur mit einem Messer hineindrückt. Der Boden dieser Fahrzeuge ist von der nämlichen Art als der Bord. Sie sind fast eben so breit als lang, und zu Pondischery gewöhnlich vier bis fünf Fuß tief. Alle diese zusammgeheftete Bretter sind sehr biegsam, damit das Fahrzeug nachgeben kann, wenn es auf den Rif stößt. Der Bord, der fünf bis sechs Fuß hoch ist, schützt gegen die Wellen.

Die grosse Gebirgkette von Gate, die sich von Norden nach Süden erstreckt und die Halbinsel in zwey Theile theilet, hält den Lauf der Monsonwinde auf, und verursacht auf der Küste von Kartate und Malabar zwey entgegengesetzte Jahrszeiten, ohngeachtet diese Küsten keine hundert Meilen von einander entfernt sind, und unter den nämlichen Graden der Breite liegen. Hat man zu Pondischery Sommer, so ist zu Mahe Winter, und so geht es längst dem ganzen Striche der beyden Küsten. Da also das Gebirg Gate den Lauf des Windes auf der Küste Malabar während des südwestlichen und westlichen Monsons aufhält, so treiben diese Winde eine ungeheure Menge Wolken zusammen, die von den Gebirgen aufgehalten werden und sich nicht weiter verbreiten können. Hieraus entsteht ein fürchterlicher Winter, in welchem beständige Stürme und ein unaufhörlicher Regen herrschen. Es soll zu Mahe alle Jahre blos vom May bis zum Oktober sieben bis acht Fuß Regenwasser fallen. Die Stürme sind alsdann längst dieser Küste so fürchterlich, daß kein

Schiff

Schiff sich ihr zu nähern wagt. Selbst in einer Entfernung von funfzig Meilen merkt man auf der See das schlechte Wetter, das auf der Küste herrscht. Eben dies ereignet sich auf der Küste Koromandel von der Mitte des Oktobers bis zur Mitte des Jäners, doch mit dem Unterschiede, daß der Winter zu Pondischery bey weitem nicht so schlimm und regnerisch ist, auch nicht so lange dauert, als zu Mahe, da das Gebirg weiter von der koromandelischen Küste entfernt ist. Eben diese Lage des Gebirgs und die Richtung der Monsonwinde macht, daß während des Sommers Westwinde auf der Küste Koromandel wehen, denen man den Namen Landwinde zum Unterschied von den Nordwinden gegeben hat.

Diese Winde sind gemeiniglich heftig und brennend heiß, doch nicht alle Jahre in gleichem Grade, weil die Stürme und Regen, die zuweilen vorhergehen, sie mässigen. Wenn aber der April trocken ist, und die Sonne Zeit hat, die Luft und den Erdboden zu erwärmen, so sind die ersten Landwinde, die sich einstellen, erstickend heiß. Zum Glük werden sie oft unterbrochen, und sind auch des Nachts nie so heftig und brennend als des Tags. Der kühle Wind, der die Landwinde mässiget, kommt von der See, und wird der Südostwind oder die Seekühlung genennt. Die Landwinde fangen des Morgens gegen neun Uhr an zu wehen, allein der Seewind hält seine Stunde nicht so genau, doch tritt er gewöhnlich zwischen zwölf Uhr des Mittags und Sonnenuntergang ein. Hat er sich alsdann noch nicht eingefunden, so darf man ihn gar nicht erwarten. Gegen Sonnenuntergang dreht er sich nach Süden, und weht kaum merklich die Nacht über, bis die Sonne erscheint und dem Landwinde den Weg bahnt. Diese Landwinde wehen nur stoßweise und mit untermischten Windstillen,

 die

die einige Minuten dauern. Gewöhnlich wehen sie von eilf Uhr Vormittags bis ein Uhr Nachmittags am heftigsten, und führen zuweilen eine Menge von Sand und Staub nach dem Meere zu, daß man ihn für einen starken Regen halten sollte. Bey diesen Windstössen lösen sich oft die Schiffe von ihrem Anker. So lange die Heftigkeit dieses Windes dauert, wagt man sich nicht in die freye Luft, weil sie so heiß ist, als ob man sich vor der Oeffnung eines Backofens befände, und der häufige Sand das Sehen benimmt und das ganze Gesicht verbrennt. Man schwitzt nie bey diesem Winde, und es ist glaublich, daß er die Ausdünstungen, so wie sie aus den Schweißlöchern hervorkommen, sogleich trocknet. Sobald hingegen der Seewind anfängt, erscheint die Ausdünstung wieder, und man findet sich fast als in einem warmen Bade. Man sieht diesem Winde zu Pondischery mit der größten Sehnsucht entgegen. In dem Augenblick da er eintritt, fühlt man gleichsam neues Leben, und der Körper wird leichter und geschmeidiger.

Die **Rajas** oder Kriegsleute werden zu Wachen, Fasten und allerley Beschwerlichkeiten gewöhnt. Auf dem Marsche sowohl als zu andern Zeiten ist ihr Bette nur das Tuch, das sie um den Leib tragen, welches sie über die Erde ausbreiten und sich mit dem Kopf an ihre Büchse lehnen. Bey aller dieser kriegerischen Abhärtung halten sie aber doch niemahls Stand, wenn sie gegen europäische reguläre Truppen geführt werden.

Die **Niers** auf der Küste Malabar gehören mit zu den vornehmsten Kasten. Sie begegnen ihren armen Landsleuten mit grossem Stolze, und zeigen ihren höhern Rang dadurch an, daß sie ein Schwerd und eine Art von Stock, die von denen verschieden ist, welche die gemeinen Leute führen, in der Hand tragen. Auf der

Küste Koromandel sind die Niers nicht so vornehm, sondern begnügen sich mit dem Kaufmannsstande und übernehmen sogar oft noch weit geringere Geschäfte. Einige derselben nennen sich Christen und sagen, der Apostel Thomas habe ihnen das Christenthum geprediget, und sie wären nachher von einem Patriarchen regiert worden, den die Portugiesen getödet haben. Mit ihm sey auch das Christenthum verfallen; denn sie müßten die Abgötterey selbst einer Lehre vorziehen, deren Anhänger so viele Abscheulichkeiten begiengen.

Niadde und Pullie sind zwey niedrige und äusserst verachtete Kasten auf der Küste Malabar. Wenn sie von andern etwas kaufen wollen, müssen sie in einiger Entfernung laut rufen, ihren Korb niedersetzen und das Geld hinein legen. Dann kommt der Verkäufer, legt das verlangte hinein, und der Käufer hohlt es, wann jener wieder weggegangen ist. Ihre gewöhnlichste Beschäftigung ist Viehhüten. Sie dürfen nie auf der Erde schlafen, sondern in Bäumen, und nur an einem gewissen Tage im Jahre sich den Städten nähern, da sie dann zusammen in Haufen gehen. Gelingt es ihnen dann, eine vorübergehende Weibsperson mit Koth zu werfen, so muß diese, sie sey aus welcher Kaste sie wolle, sogleich ihre Sklavinn werden.

Da die Indier alle von verschiedenen Kasten sind, und keiner, der aus einer höhern ist, das geringste thut, was für eine niedrigere gehört, so kann ein europäischer Kaufmann, der irgend beträchtliche Geschäfte hat, nicht weniger als ein dutzend oder funfzehen Bedienten halten. Sie tragen alle Turbans; die vornehmsten kleiden sich schön und sehr reinlich, besonders diejenigen, welchen ihre Religion viele Reinigungen vorschreibt. Früh Morgens waschen sie sich vor allem in einem Fluß, und sagen hernach am Ufer ihre Gebete her. Fragt

 man

man sie: was oder für wen sie beten? so werden sie gewiß antworten: für den Herrn, daß Gott wolle dem Herrn günstig seyn, damit der Herr uns wieder günstig sey. Sie sind ein listiges verschlagenes Volk, und ungemein geschikt in Antworten.

Folgende sind die verschiedenen Arten dieser Bedienten, bey deren Namen die englische Orthographie beybehalten ist.

Chief-Dubasch, ein Bedienter zum Staat, um Botschaften und Besuche anzunehmen, und an der Thüre zu antworten. Er ist auch der Dollmetscher und besorgt alle Ausgaben. Von ieder Pagode, die bezahlt oder eingenommen wird, hat er einen Fanon, und von iedem Hundert Pagoden einen zu seinen Vortheil.

Dubasch-Bay. Dieß ist ein gewöhnlicher Bedienter oder Laquay, der seinen Herrn ankleidet, seinem Palankin zur Seite geht, und bey dem Essen hinter dem Stuhl seines Herrn stehet. Sein monatlicher Lohn ist zu Madras ein Pagode ein und zwanzig Fanons, in Bengalen acht Rupien.

Conucopola. Hält Rechnung, bezahlt die übrigen Bedienten, und hilft dem Dubasch im Kaufen und Verkaufen. Zu Bengalen heißt er Sekretär, und gehört zu der Kaste der Bramanen. Sein Lohn ist zehen Rupien. Zu Bombay heißt er Purvo, und bekommt monatlich fünf Rupien, zu Madras aber acht Pagoden. Er trägt immer Cajanblätter an der Seite herabhangend, und hat seinen eisernen Griffel in einer Scheide, wie ein Messer. Wenn diese Bediente etwas aufsetzen wollen, so halten sie die eiserne Feder in der rechten Hand und die Blätter in der linken; in dem Daumen der Linken haben sie eine kleine Kerbe gemacht, um die Schreibtafel zu befestigen, und so können sie mit grosser Geschwindigkeit schreiben oder vielmehr eingraben. Sie sind

ausserordentlich fertig im Rechnen, aber dabey so listig, daß sie selten ihre Rechnung anzeigen. Sagt man auf ihre Frage bey einer Ausgabe; wie viel man herausgebracht habe? mehr als wirklich ist, so schreyen sie gleich: Ganz recht, Herr; sagt man weniger, so werden sie den Irrthum alsobald anzeigen. Werden sie über einem Betruge ertappt, so entschuldigen sie sich mit der Gewohnheit des Landes. Denn sie haben ein Sprichwort: was die weissen Menschen vergessen, das giebt Gott den schwarzen.

Roundel-Bay. Trägt einen Sonnenschirm über den Kopf seines Herrn, wenn er aus dem Palankin steigt, oder zu Fuß gehet.

Peon. Wird zum Verschicken gebraucht. Er trägt ein Schwerd unter dem Arm, und ein indisches Rohr in der Hand, um die übrigen Bedienten in Gehorsam zu erhalten. Er geht vor dem Palankin seines Herrn her, und ist eine Art Leibwache. Je mehr solche Bediente man hält, für desto vornehmer wird man gehalten. Sie sind alle aus der Kaste der Fechter. Ihr monatlicher Lohn zu Madras ist, ein Pagode und zwanzig Fanons, zu Bombay vier und einen halben Rupie. An diesem letztern Orte heissen sie Sepoys.

Domar-Bay. Er ist aus der niedrigen Kaste der Parias, und verrichtet deswegen auch die niedrigsten Dienste, ist Schuhputzer, kehrt das Haus, und trägt alles Wasser, wenn man nicht noch eine Harry oder Wassermagd hält. Sein vornehmstes Geschäft ist bey Nacht mit einer Fackel vor dem Palankin seines Herrn herzugehn.

Palankin-Bays. Sind vier oder sechs Träger des Palankin. Ihr Lohn in Bengalen ist zwölf und ein halber Rupie, in Bombay sechzehen Rupien und in Madras sechs Pagoden sechs Fanons.

Com-

Compidore. Er hohlt allerley Dinge, Früchte und s. w. vom Markte, und ist gleich den vorigen aus einer der niedrigsten Kasten. Sein monatlicher Lohn in Bengalen ist zwey und ein halber Rupie, zu Madras eine Pagode. Zu Bombay sind keine Compidores gebräuchlich.

Derwan. Dies sind eigentliche Thürhüter. In Bengalen gebraucht man gemeiniglich Mohren, in Madras Peons, in Bombay Sepoys. Ihr monatlicher Lohn ist zwey und ein halber Rupie.

Jeder dieser Bedienten könnte in der Zeit, da ihn sein Herr nicht braucht, leicht noch einmahl so viel als seinen Lohn verdienen, ist aber mit dem wenigen, was er hat zufrieden, und verspielt und verschläft lieber seine übrige Zeit. Wann diese Bedienten geessen haben, so legen sie sich auf die Erde in ein Fenster, auf einen Tisch, am liebsten aber in den Sand, der noch vom vorigen Tage heiß ist. Sie sind ausserordenlich tückisch, und wenn zwey oder drey von ihnen in einem bösen Streiche zusammhalten, so ist es dem Herrn unmöglich, die wahre Beschaffenheit der Sache zu entdecken.

Bey Leichenbegängnissen findet sich nichts trauriges, ausser den zwey acht bis zehen Fuß langen Trompeten, die dicht vor der Leiche geblasen und nur von Zeit zu Zeit wechselsweise angestossen werden. Eine iede hat nur einen einzigen Ton, und beyde sind nur um eine kleine Sekunde von einander unterschieden. Wenn der eine Trompeter das c angiebt und diesen Ton ungefähr fünf Sekunden lang hält, so antwortet ihm der andre im h auf die nämliche Art.

Diejenigen Leichen, denen kein Palankin erlaubt ist werden auf einem Dulis getragen, welches eine Art von einem grossen Sack ist, der an beyden Enden spitzig zulauft und an zwey Bambusstangen befestiget ist. Man

macht

macht zur Verbrennung armer Leute ein Grab, das höchstens einen Fuß tief ist und eben den Leichnam, der in ein altes Stük Zeug gewickelt ist, fassen kann. Dann bedeckt man ihn mit Stroh, legt darüber wieder einige Klumpen an der Sonne getrockneten Kühmistes, über welche eine etliche Zoll dicke Lage von einer thonichten feuchten Erde kommt, so daß also der Tode gleichsam in einer Art von Tortenpfanne oder dicht verschlossenem Backofen liegt. Man steckt darauf das Stroh und den Kühmist überall, wo sie unter dem Thon hervorragen, an, das Feuer koncentrirt sich unter der Erdlage und dauert ungefähr dreyßig Stunden, in welcher Zeit der Körper völlig verzehrt wird. Man findet an seiner Stelle blos etwas Asche, und zuweilen noch etliche Knochen, die man leicht mit den Fingern zerreiben kann.

Man sagt von den indischen Gauklern, daß sie die Kunst besitzen, Schlangen ihr Gift zu nehmen, sie zahm zu machen, und nach einer Art von Sackpfeife tanzen zu lehren. Le Gentil sah zu Pondischery einen iungen Indier, der selbst mit der gefährlichsten Art, welche die Portugiesen Cobra de Capelo (Kappenschlange) nennen, sehr dreist war, und überwand sich endlich auch so weit, daß er sie berühren und sich von ihnen lecken lassen konnte. Diese Schlangen geben sich mit ihrer Kappe ein prächtiges Ansehen. Sie kriechen nicht völlig, sondern schleppen sich gewissermassen auf einigen hinten bey ihrem Schwanze anfangenden Krümmungen fort, und tragen den übrigen Theil ihres Körpers aufrecht. Der iunge Indier blies erst auf seiner Sackpfeife, schlug darauf etlichemahl auf den Korb, worinn er die Schlangen herumtrug, als wenn er sie munter machen wollte, und hob endlich den Deckel ab. Die Schlangen hoben sich und nickten mit dem Kopfe, während der Indier fortfuhr zu blasen. Um sie noch

mehr zu reitzen, schlug er sie oft mit dem Finger auf die Nase und bey iedem Schlage knirschte die Schlange mit den Zähnen, fuhr auf ihn zu, und stach die Hand mit ihrer Zunge. Wenn er sie mit einem vorgehaltenen Schnupftuch reitzte, so bissen sie hinein und hielten es mit den Zähnen fest. Er brauchte weder Kräuter, noch andre Verwahrungsmittel, und wahrscheinlich wußte er sich blos der Furchtsamkeit dieser Thiere geschickt zu bedienen, die gemeiniglich vor dem Menschen fliehen, so lang sie ihm noch ausweichen können. Ausserdem suchte er sie durch Hunger zu zähmen, indem er seinen drey Schlangen täglich nur ein Ey gab, und gieng mit Schlangen, die eben erst gefangen waren, weit behutsamer um. Eben derselbe wurde von einer Brillenschlange, die er vor einigen Zuschauern ihre Künste machen ließ, aufs Blut gebissen, fühlte gleich einen Schmerz im Arm, auf welchen Zuckungen folgten, und starb in sehr kurzer Zeit.

Unter den Handwerkern ist auch der Kleiderhändler zu gedenken. Sie bedienen sich niemahls einer Elle oder irgend eines Maaßes, sondern messen alles nach dem Raum, der sich bey einem erwachsenen Menschen zwischen dem Ellenbogen und der Spitze des Mittelfingers befindet, ohne daß sie sich dabey irrten. Man läßt den Schneider zu sich ins Haus kommen und bey sich arbeiten. Wenn man die elenden Werkzeuge dieser Leute ansieht, besonders ihre rostigen Scheeren, so sollte man es für unmöglich halten, daß sie damit ein Kleid schneiden könnten, und doch ist der indische Schneider ein so genauer Nachahmer, daß man fast immer mit seiner Arbeit zufrieden ist. Dies ist destomehr zu bewundern, da er niemahls das Maaß von der Person nimmt, für die er arbeitet, sondern nur fragt: dem Herrn zum Muster? Dies Muster mag noch so sonderbar seyn, so wird er ihm seine Arbeit doch immer gerecht machen.

Der indische Barbier hat ein so sonderbares Ansehen daß man, wenn man ihn nicht schon kennet, schwerlich errathen wird, wer er ist. Seine Werkzeuge sind acht bis zehen Scheermesser, ein Wetzstein, eine Oelbouteille, zwey lederne Riemen, ein kleiner Spiegel, zwey oder drey Handqueelen, eine Betelnuß, ein Betelblat, Seife und ein kleines kupfernes Gefäß, und dies alles trägt er mitten um seinem Leib. Seine Operation ist eben so sonderbar, denn er macht den Seifenschaum auf dem Kopfe, nicht im Becken, welches nicht grösser ist als eine Theetasse, scheert aber ungemein gut und geschwind.

Die Steinbrecher brauchen den Granit, eine sehr harte Steinart, zu brechen, blos ein spitziges Messer oder Stift und einen Hammer. Mit diesen elenden Werkzeugen brechen sie die ungeheuern Klumpen Granit, die man in ihren Pagoden auf der Küste Koromandel siehet. Vermuthlich war es aber doch noch schwerer diese Stüke aus den Gebirgen Gingi (Dschinschi) über funfzehen Meilen weit herzuschleppen. Die Indier haben die Gedult, eine Säule in ihrer wagrechten Lage im Steinbruch selbst mit ihrem Stifte und Hammer zu behauen, so daß sie unten nur noch mit einem schmalen Streife mit dem Felsen zusammenhänget. Wenn sie so weit fertig ist, so meisseln sie auch diesen Streif ab, und machen sie dadurch völlig los. Le Gentil maß einige von diesen Säulen, und fand sie vier und zwanzig Fuß lang, die Gründfläche hielt sechs Fuß. Bey verschiedenen waren am Fußgestelle ganze Figuren ausgehauen, die mit der Säule zusammenliefen. An kleinern Säulen waren Elephantenfiguren aus dem nämlichen Klumpen gehauen. Diese Arbeiten sind zwar nur grob, verdienen aber doch Bewunderung, wenn man an die Weichlichkeit der Arbeiter und an ihre Unwissenheit in unsern Künsten denkt.

Zwischen

Zwischen Aureng-abad und Eder-abad findet man eine ungeheure grosse Pagode, die ganz in den Felsen gehauen ist. Nach dem zu urtheilen, was ein französischer Officier davon sagte, der sie gesehen hat, muß der Felsen nicht aus Granit, sondern aus einer andern Steinart bestehen, deren man sich auch zu Paris bedient, und die so weich ist, daß sie sich leicht aushauen läßt.

Eine eben so bewunderswürdige Arbeit sind die berühmten Ketten von Stein, von denen man noch Spuren an der Pagode zu Tharambrun findet. Einige Reisende sind auf den Gedanken gekommen, daß die Indier ein Geheimniß, Steine zu schmelzen, besessen hätten. Liesse sich auch dieses denken: so würde es doch äusserst unwahrscheinlich seyn, daß diese Kunst sich hätte verliehren können, da alle Handwerker bey den Indiern erblich sind.

Die Indier brauchen keinen Pflug, sondern die Büffel und Ochsen kneten das Land mit ihren Füssen, und machen es dadurch zur Aussaat geschickt. Diese Thiere und ihr Treiber sinken oft bis an die Kniee in die Erde und das Wasser hinab. Der Reis muß, so lang er im Wachsen ist, unten mit dem Stengel im Wasser stehen.

Auf den Feldern von Pondischery giebt es jährlich zwey oder wohl gar drey Reiserndten. Im März sieht man zu gleicher Zeit den Acker bestellen, den Reis säen und verpflanzen, auf einer andern Stelle kommt er eben hervor, oder steht im Stengel, oder nähert sich schon seiner Reife, und auf der dritten wird er gar schon eingeerndtet. Diese Erndte erstreckt sich über das ganze Feld, da der Reis, der zugleich ausgesäet ward, auch immer zu einerley Zeit reif wird.

Die Europäer zu Pondischery essen vortreffliches Brod, wozu sie das Mehl aus Bengalen und Surate,

zwey

zwey ihres guten Getreydes wegen berühmten Gegenden, kommen lassen. Viele Europäer können den Reis nicht vertragen, welches vielleicht von der Art ihn zu kochen, oder von seiner kalten Natur herkommt. Die Indier hingegen vertragen ihn besser, weil sie einmahl daran gewöhnt sind, und weil die Gewürze, die sie daran thun, die Verdauung desselben befördern.

Wenn eine Pagode aufgeführt werden soll, so läßt man in der Gegend, wo man sie anlegen will, eine Kuh des Nachts frey herumlaufen. Den nächsten Morgen gehen die Bramanen mit Tagesanbruch dahin, und suchen sorgfältig die Stelle auf, wo die Kuh ihren Dünger hat fallen lassen. Dies ist der Platz, den sich die Gottheit wählte und man zieht die Mittagslinie darüber, nach welcher die Pagode ihre Richtung erhält. Auf der eigentlichen Stelle, wo der Mist lag, gräbt man ein tiefes Loch, in welches eine ziemlich hoch über der Erde hervorragende Säule gesetzt wird, welche dem Bilde des Gottes zum Fußgestell dienet. Man mißt darauf einen grossen Hofplatz ab, der mit einer Mauer von gehauenen Steinen eingefaßt wird. Inwendig geht längst der Mauer eine Gallerie umher, die aus ungefähr zwanzig Fuß hohen Pfeilern besteht, auf denen ein grosses plattes Dach von grossen gehauenen Steinen ruht. Man kommt zu den Pagoden immer durch lange und breite Gänge von Bäumen, die auf ein Portal zuführen. Die Pagoden auf der Küste Malabar sind fast alle von Marmor, auf der Küste Koromandel hingegen theils von Granit, theils von Ziegelsteinen.

Bey den Wagenprocessionen läßt man Elephanten, wenn man welche hat, vor dem Zuge vorangehen. Dies Thier ist zwar an sich selbst häßlich, verliehrt aber seine Häßlichkeit, wenn es nach indischer Art bemalt und geschmükt ist. In deren Ermangelung fängt der Zug wohl

auch mit einem Kameel an, auf welchem ein Indier sitzt, der von Zeit zu Zeit mit den Händen auf eine kleine Trommel schlägt. Unmittelbar darauf folgen zwey lange Reihen Fackelträger. Diese Fackeln bestehen eigentlich aus einer Art tiefer Feuerbecken, die auf einem drey bis vier Fuß langen Stocke sitzen, und mit getrockneten Kühmist angefüllt sind. Dieser Kühmist wird angesteckt und von Zeit zu Zeit mit Oehl angefeuchtet, wovon sich ein sehr widriger Geruch verbreitet; und dies ist aller Weyhrauch, den die Indier ihrer Gottheit anbieten. Auf die Fackelträger folgen weisgekleidete Tänzerinnen in zwey Reihen, und dicht hinter ihnen kommt der Wagen selbst. Vor dem ganzen Zuge geht der Ceremonienmeister, uud läutet von Zeit zu Zeit mit einem kleinen Glöckchen. Auf dieses Zeichen macht der Zug Halte, und die Tänzerinnen tanzen einige Augenblicke um die Bildnisse herum, worauf sich die Procession wieder in Marsch setzet.

Zweytes Kapitel.

Nachrichten von Sina, von dem Königreich Pegu, von Madagascar, von den Inseln France und Bourbon, von dem Vorgebirg der guten Hoffnung, von Seylan, von den maldivischen Inseln, von Malakka, von den Philippinen und Molukken.

I. Von Sina.

Man hat von den Sinesern so viel ausserordentliches erzählet, und ihre Gesetze und Sitten so sehr bewundert, daß dieses Volk mehr als irgend ein andres die Aufmerksamkeit des Beobachters und das Studium des Philosophen verdient.

Europa lernte das entlegene Sina meist nur durch die erbaulichen Nachrichten der christlichen Missionäre kennen, die bey ihrem Eifer, abgöttischen Nationen zur Seeligkeit zu verhelfen, eine Ehre darinn suchten, ihren Landesleuten unerhörte Nachrichten und Schilderungen eines der höchsten Bewunderung würdigen Volkes zu liefern, und deren Kenntnisse ausserdem sich meist nur

auf unnütze Spekulationen der Schultheologie und auf solche moralische Grundsätze, die durchaus nach den Vorschriften des Evangeliums und der Christenthumslehre (oder vielmehr der Mönchsmoral) geformt waren, einschränkte.

Zwar läßt sich dieses von den Jesuiten nicht sagen. Indessen hatten diese ihre besondern Absichten, wenn sie uns die Sineser in dem vortheilhaftesten Lichte und mit den blendendesten Farben schilderten.

Ich will ohne alle Partheylichkeit von Sina schreiben, und blos das berichten, was ich mit eignen Augen gesehen, was mir die Sineser selbst erzählt haben und was sie mir aus ihren Traditionen versichern konnten.

Die Hindernisse, welche die Sineser ieder Verbindung zwischen ihnen und Ausländern in den Weg legen, haben sicher keinen andern Grund als das Gefühl ihrer Schwäche. Hätten sie den Europäern gestattet, sich unter ihnen fest zu setzen, so würden sie bald durch ihren mistrauischen und unruhigen Charakter Zänkereyen veranlaßt haben, die ein kleiner Haufe starker und muthiger Europäer leicht würde beygeleget und für immer verhütet haben. Die sinesische Regierungsform ist, wie bey allen sklavischen Völkern, viel zu fehlerhaft, als daß sie sich durch ihre eigne Kräfte das nöthige Ansehen verschaffen könnte. Und was die gepriesene Erleuchtung und die Tugenden dieser Nation betrifft, so sind es meist nichts als Kenntnisse und Sitten eines gefesselten Volkes, das vor den Gesetzen zittert, die es, nur die wenigen Gelehrten ausgenommen, selbst nicht kennt, und auf den blossen Anblick der Gewalt erbebt, dessen erstes Triebrad es anbeten muß.

Ich will nicht untersuchen, ob Sina durch eine indische Kolonie bevölkert worden sey. Aber das kann ich zuverlässig behaupten, daß nach den allgemeinen Revolutionen

tionen unsres Erdballs, dieses Land, welches von unzähligen Flüssen und Morästen durchschnitten ist, unstreitig erst lange nach Indien und Persien, deren Lage das Ablaufen des Gewässers begünstigte, trockner Boden und folglich wohnbar werden konnte.

Wahrscheinlich beherrschten die ersten von den Sinesern erwählten Oberhäupter ihre Untergebenen wie Hausväter und waren weder Kaiser noch Despoten. Aber unmerklich gewöhnten sie sich, die ihnen anvertraute Gewalt als ein persönliches Eigenthum anzusehen, führten statt der weisen natürlichen-Gesetze willkührliche ein und nun nähert man sich ihnen schon seit mehrern Jahrhunderten nur mit banger Furcht. Um sich diese zu verschaffen, blendeten sie das Volk durch äussern Pracht und liessen sich als Söhne Gottes anbeten. Aus diesem Grunde ist der Kaiser auch der oberste Patriarch seiner Nation und der einzige Schiedsrichter in Religionsstreitigkeiten.

Um die oberste Gewalt aufrecht zu erhalten, bedurfte es Armeen und Leibwachen, weil sie immer von Rebellen angefochten wurde, mit denen man, wenn sie einen Beschützer nicht aber einen König verlangten, als mit Barbaren und Wilden umgieng. Da die Einkünfte nicht groß waren, vervielfältigte man die Auflagen. Und so verlohr das unglükliche Volk durch die Gewalt eines Einzigen seine Sitten und seinen ursprünglichen Charakter, und ward erniedrigt und untergedrükt.

Ehe man noch von dem Fluß Kanton wußte und ehe noch europäische Schiffe nach Sina seegelten, giengen Karavannen dorthin, welche die Produkte des Bodens und der Industrie aufsuchten und sie dann durch ganz Europa verhandelten. Sie zogen daraus beträchtliche Gewinnste, bis die Portugiesen als Herren von Indien die Nothwendigkeit einsahen, einen Handel zur See nach Sina zu eröffnen.

Ihre Schiffe landeten zum ersten mahl 1518 vor Kanton. Diese Provinz wurde eben dazumahl von Seeräubern beunruhiget, die auf den an der Mündung des Flusses liegenden und heut zu Tag so genannten Diebsinseln wohnten, und von da aus sich der ßinesischen Fahrzeuge bemächtigten. Die schwachen und feigherzigen Sßineser hatten zu wenig Muth, aus ihren Häfen auf eine Handvoll Leute loszugehen, die durch ihre rauhe Lebensart unternehmend geworden waren. Es war ihnen genug, sie Wilde zu nennen, und eine europäische Nation mußte ihnen erst begreiflich machen, daß diese Wilden gar nicht unüberwindlich wären.

Da den Portugiesen daran gelegen war, sie zu dämpfen, so suchten sie eben hiedurch sich um die Sßineser verdient zu machen, und boten ihnen ihren Beistand an, welcher begierig angenommen wurde. Die Sßineser rüsteten sich zugleich mit ienen, behielten sich aber dabey vor, daß sie nur blosse Zuschauer seyn dürften. Die Portugiesen gewannen ein Treffen nach dem andern, und säuberten endlich das Land von diesen so gefürchteten Räubern. Dafür wurde ihnen eine kleine dürre und unfruchtbare Insel an der Mündung des Flusses Kanton eingeräumt, auf welche sie Makao erbauten, auch erhielten sie die vortrefflichen Privilegien, die man ihnen aber in der Folge wieder abnahm. Makao verblieb ihnen zwar, aber die Sßineser legten ein Fort an, welches die portugiesische Stadt und Citadelle bestreicht und ihnen bey der mindesten Beschwerde wieder sie die Zufuhr der Lebensmittel versperrt.

Die Holländer, die bereits im Besitz des Monopoliums von Indien waren, wollten auch nach Sßina einen festbestehenden Handel errichten. Es wurde ihnen auf ihr Ansuchen ein Platz angewiesen, wo sie eine Niederlage bauen dürften, sie führten aber ein Fort auf, das in

kurzer Zeit fürchterlich geworden wäre, wenn es ihnen geglükt hätte, Kanonen hinein zu bringen. Dies war aber, da immer beym Ausladen Mandarinnen zugegen waren, keine so leichte Sache. Man kam also auf den Einfall, die Kanonen in grossen Fässern an Land zu bringen. Allein ein geborstenes Faß verrieth ihre List, und noch in der nämlichen Nacht wurden ihre Fahrzeuge in Brand gesteckt, ihre Niederlage, von der man noch Spuren sieht, zerstört, und der holländischen Nation der Handel nach Sina verbotten. Lange nachher hat sie es durch viele Geschenke und Bitten wieder dahin gebracht, ihre Handelsfreyheit zu erneuern.

Als nach dem Vorgang der Portugiesen auch andre europäische Nationen nach Sina zu handeln versuchten, hielten es die ihrer eignen Schwäche bewußten Sineser für nothwendig eine gewisse Ordnung festzusetzen, wodurch die nach ihren Produkten gierigen Europäer in Schranken gehalten würden. Ohne diese Vorsicht könnte eine Handvoll Europäer ihre Fahrzeuge zu Grunde richten, ihre Städte in Brand stecken den Absatz der Waaren, die sie mit grossen Kosten nach Kanton führen, sperren, und sie dadurch in grosses Elend versetzen.

Die nach Sina seegelnden Schiffe müssen bey Makao vor Anker legen, und daselbst den Steuermann erwarten, der sie den Fluß hinauf führe. Dieser bringt ihnen zuvörderst ihren Schappe oder Passeport, worinn den Barbaren erlaubt wird, sich den Reichsgesetzen zu unterwerfen und im Lande Handlung zu treiben. Dann betet er seinen Pussa an, einen Gott der Ninifo heißt und immer mit einem dicken Bauch abgebildet wird, und nachdem er ihn zu Rath gezogen, läßt er den Anker lichten, und man fährt den Fluß hinauf. Nach zurükgelegten funfzehen Meilen lenkt man in den Fluß Tiger ein, der deswegen so heißt, weil man die Gestalt einer

an seiner Mündung liegenden Insel einem Tigerrachen ähnlich befunden haben will. Auf beyden Seiten verwehrt eine Schanze das Einlaufen. Hier erscheint ein Zollbedienter von zwey oder drey Soldaten begleitet, welche auf Kosten des Schiffes so lange an Bord bleiben, bis es vor Wampu ankert. Beyde Ufer, an denen man vorbeyfährt, sind durch unzählige Bäche bewässert und mit Reis besäet. Einige ausgestreute Wohnungen die man nach und nach hinter den verbrannten Bergen erblickt, geben eine malerische Ansicht, aber ärgern muß man sich, daß ein zum Ackerbau so herrlicher Boden mit Grabmälern überdeckt ist, deren iedes einen unermeßlichen Raum einnimmt. Sieben Meilen von der Mündung des Tiger erblickt man den Löwenthurm. Hier müssen einer Sandbank wegen, auf welcher das Wasser nur siebenzehen Fuß tief ist die grossen Schiffe verziehen, bis die Fluth kommt. Die Sineser haben daselbst eine Batterie mit einigen äusserstschlecht beschaffenen Kanonen.

Sobald man sich vor Wampu legt, kommen zwey Wachtschiffe, die sich auf beyden Seiten an das Schiff hängen, so daß nichts hinein oder herausgebracht werden kann, ohne von ihnen untersucht worden zu seyn. Will man nach Kanton gehen, so muß man von dem Zollbedienten einen Paß haben, und selbigen vier andern Zollschiffen vorzeigen, von denen man eben so genau wie von den vorigen durchsucht wird. Bloß in den Booten der Kapitäne läßt sich Schleichhandel treiben. Denn da sie das Recht haben die Flagge aufzustecken, so werden sie, wann sie nur einmahl zu Kanton durchsucht und mit einem Paß versehen worden, von andern Zollschiffen nicht mehr angehalten. Sie lassen dann den vornehmsten Zollbedienten in die Niederlage kommen, und unterhandlen mit ihm, was für Kontrebande sie ausführen wollen; nun wird alles öffentlich eingeschifft, und man kommt

unter dem Schutz der Flagge und der Nacht ohne die mindeste Widerrede an Bord.

Es darf keine Waare weder ein- noch ausgeladen werden, wenn nicht zuvor das Schiff gemessen worden ist, welches allezeit mit sehr vielen Umständen geschieht. Dies muß der Op e'u thun, der so viel als Aufseher über eine Provinz ist. Abends zuvor läßt er sich durch den Fiador und den Komprador ansagen. Ersterer muß die Schiffsladungen herbeyschaffen, und ist allezeit Bürge für die Nation, mit der er zu schaffen hat; an ihn hält sich die Justiz, wenn ein Europäer etwas zu Schulden kommen läßt. Der andere besorgt überhaupt alles nöthige, ausser den Schiffsladungen; für iede Nation ist ein eigner bestellt; er selbst versieht die Niederlage mit Mundvorrath, und verschiedene unter ihm stehende Bediente thun das nämliche für die Schiffe. Wann der Op e'u am folgenden Tage von Kanton sich aufmacht, lassen sich sogleich auf allen Zollschiffen die Tamtams hören. Unter vielem Gepränge besteigt er eine mit einem Schirm versehene Galeere, und hat gemeiniglich drey bis vier Hanisten bey sich. (Dies sind reiche in Kompagnie handelnde Kaufleute an der Zahl sieben, die das ausschliessende Handlungsprivilegium zu Kanton haben, und an andre die Erlaubniß entweder in grossen oder in kleinen zu handeln verkaufen. Sie haben Kanton in so viele Quartiere eingetheilet als ihrer in Kompagnie sind, und ieder muß von den Handelsleuten in seinem Quartier die Abgaben einfordern.) Verschiedene andre Galeeren, auf denen seine Musik und alle seine Hausbediente befindlich sind, begleiten ihn. Sobald man die seinige ansichtig wird, fährt ihm ein Officier in einem Boote entgegen, um ihm das Kompliment zu machen, und das Schiff giebt mit eilf Kanonenschüssen Salve. Wann alle an Bord steigen, stellen sich seine Büttel in zwey Reihen und schreyen

Hu! Dieses Geheul, dadurch er angekündiget wird, bedeutet, daß man sich in Ordnung stellen soll. Nun wird das Schiff unter dem Verdeck vom Besansmast bis zum Fockmast, und die Breite am mittelsten Queerbalken gemessen. Nach diesem Maaß bestimmt man die Abgaben, welche sich gewöhnlich auf vier bis fünftehalb hunderttausend Piaster belaufen, wenn das Schiff groß ist. Um etwas weniger bezahlen zu dürfen, legt man den Besansmast vorwärts und den Fockmast rükwärts.

Wann das Messen geschehen ist, führt man den Ope'u in die Rathsstube wo für ihn eine prächtige kalte Schale bereitet ist, die nach seinem Aufbruch seinen Bedienten und Bütteln zu Theil wird. Man benüzt diesen Augenblick, ihm die Edelsteine und Seltenheiten vorzuzeigen, die man zum Verkauf hat, und die Hanisten müssen alles, woran er ein Belieben zu finden scheinet, sey es noch so theuer, kaufen, und ihm damit ein Geschenk machen, so daß ihnen ein solcher Tag manchmahl auf 50, 000 Piaster zu stehen kommt. Beym Abschied verehrt er dem Kapitän zwey Ochsen, zwey Säcke Mehl, und vier grosse Flaschen Samsu (ein elender aus Reis gemachter Liqueur der bey den Sinesern Mandarinwein heißt,) und wann er sich entfernet, giebt man noch einmahl mit eilf Kanonenschüssen Salve.

Die Schiffsladung wird auf grosse Fahrzeuge gebracht, die man Lastschiffe nennt, und welche zehen bis funfzehen Tonnen halten. Der Fiador macht darüber ein genaues Verzeichniß, das er dem Ope'u einhändigen läßt, welcher es durchsieht und hernach einen Zollbeamten überschickt, der die einzupackenden Waaren besiegelt. Dieser Zollbeamte kommt folgenden Tag mit einem Haufen Schreiber in die Niederlage, und da der Kaufmann gewöhnlich von allem, was er verkauft, Abgaben entrichten muß, so zeichnet er mit seinem eigenen

Siegel

Siegel auf jeder Kiste und Ballen, was darinn enthalten ist. Ist der Kaufmann schon bekannt, so untersucht man blos, ob die Kisten nicht geöffnet und andre Waare, als er angegeben hat, hinein gebracht worden, und drükt auf jede ein Zeichen, Schappe genannt. Hierauf werden sie eingeschifft. Fällts dem Zollbeamten ein, so läßt er einige Kisten aufschlagen, um zu sehen, ob auch wirklich die angegebenen Waaren darinn sind, oft aber wird nicht eine einzige eröffnet. Dem Schiffspatron wird die Facktur der Ladung zurükgegeben, und er muß sie auf der weitern Fahrt nach Wampu vier Zollbeamten vorweisen, doch weiß man kein Beyspiel, daß sie, ob sie gleich das Recht dazu haben, die Kisten eröffneten. Sie sehen nur darauf, ob es mit ihrer Anzahl seine Richtigkeit habe, und ob sich die Schappe gehörig darauf befinde. Wann das Fahrzeug an das Schiff kommt, sind immer verschiedene Zollbeamte beym Ausladen zugegen.

Kanton liegt am Flusse Tiger, der auch unter dem Namen des gelben Flusses bekannt ist, dreyßig Meilen von der Seeküste, und drey von Wampu. Die auf allen Seiten bis an das Meer zerstreuten Kanäle bilden eine Menge Inseln. Die Fluth steigt bis an Kanton hinauf, und man ist um sich mit frischem Wasser zu versehen genöthiget, bey der Ebbe Schaluppen auf zwey Meilen über diese Stadt hinauf zu schicken. Sie ist ihrer Lage und schönen Hafens wegen, der für einen der besten in Sina gehalten wird, der Sammelplatz aller sinesischen Fahrzeuge, die nach Hainam, Japan, Formosa, Koschinsina, Manila, Malakka und Batavia gehen. Die Europäer ziehen aus allen Provinzen dieses ungeheuren Reiches Handelsleute dahin, da sie die einzigen sind, die mit baaren Gelde daselbst handeln, andre Nationen hingegen nur durch Tausch ihre Waaren umsetzen. Sobald sie abgereist sind, gehen auch jene Handelsleute wieder fort,

fort, und die, welche nicht in ihre Provinz rükkehren, setzen sich in der Tatarstadt an, die von Kanton blos durch eine schlechte Mauer geschieden ist.

Die Provinz wird von einem Vicekönig, Somptok genannt, regiert. Er darf nichts ohne Einwilligung seines Rathes, der aus zwey von dem Kaiser ernannten Mandarinen besteht, unternehmen. Hat er aber diese erlangt, so ist er in der Ausübung seiner Gewalt unumschränkt.

Kanton ist ungemein groß, aber sehr schlecht gebauet, die Gassen sind enge und unsauber, und nicht, wie man vorgegeben hat, nach der Schnur angelegt; denn eine solche Regelmässigkeit vertrüge sich nicht mit der Denkungsart und dem Aberglauben der Sineser. Die einzigen dieser Art sind die Kaufmannsgasse, von den Europäern die Porcelängasse genannt, und die Mützenmachergasse, in welchen die Sineser wohl bey Tag verkaufen, sich aber nicht entschliessen können, eine beständige Wohnung darinn zu beziehen, weil sie besorgen, daß sie sich hiedurch unglüklich machen würden.

Die übrigen Gassen stellen eine Art von Mosaik, einige mehr andre weniger vor, indem der Sineser, um grösser Glük als sein Nachbar zu haben, sein Haus wenigstens einen Schuh, oft auch zwey oder drey Schuh weiter herausbaut, wovon eine widerliche Ungleichheit entsteht. Statt der vergoldeten Säulen, die der P. Le Comte beschreibt, findet man blos zwey schlechte roh ausgearbeitete und mit brauner Farbe angestrichene Pfeiler, auf denen ein kleines Obdach ruhet, wovon die Kaufbude Schatten erhält. Ueber der Thüre hängt eine grosse schwarze Tafel, auf welcher mit gelben oder goldenen Buchstaben der Name und das Gewerbe des Eigenthümers geschrieben stehet. Die Stadt ist in verschiedene

schiedene Quartiere abgetheilet, welche durch schlechte Schlagbäume von einander abgesondert sind. Diese werden alle Abende um neun oder zehen Uhr zugemacht, man kann dann nicht mehr von einem Quartier ins andre kommen, und muß sehr gut bekannt seyn, wenn man durchgelassen werden will. Geht ein Europäer bey Tag vor die Stadt hinaus, so wird ihm beym äussersten Schlagbaum ein Soldat mitgegeben, der ihn begleiten, und genau auf ihn Acht haben, ihn auch wieder die Beschimpfungen des Pöbels, besonders der Kinder beschützen muß, wofür ihm bey der Rükkunft etwas gereichet wird.

Die Häuser machen fünf bis sechs hintereinander stehende Schoppen aus, die durch grosse Höfe geschieden sind, in welche man meist durch eine runde Thür gehet. Sie haben nie über ein Stockwerk. Die Weibsleute halten sich in einer besondern Wohnung auf. Jedes Haus nimmt einen ansehnlichen Platz ein, so daß eine sinesische Stadt von der Grösse als Paris nicht über 100, 000 Seelen enthält. Ich habe selbst mit verschiedenen Sinesern die Volksmenge von Kanton, von der Tatarstadt und von der Schiffsstadt, welche der P. Le Comte auf 1500, 000, und der P. Dü Halde auf eine Million, angiebt, berechnet, aber doch, ob es gleich Meßzeit war, nicht mehr als 75, 000 herausbringen können. Demohngeachtet ist Kanton nach Surate eine der vornehmsten und durch den Handel berühmtesten Städte Asiens. Die Eingebohrnen haben mich versichert, es seyen alle übrigen sinesischen Städte eben so gebauet, und wenn das ist, so müßten sie, um eben so viel Einwohner als Paris zu enthalten, wenigstens funfzig Meilen im Umkreise haben, welches aber gar nicht mit den Berichten der Missionäre übereinkommt, nach denen Pekin, das doch nur sechs Meilen im Umfang hat, mehrere Millionen Einwohner enthalten soll.

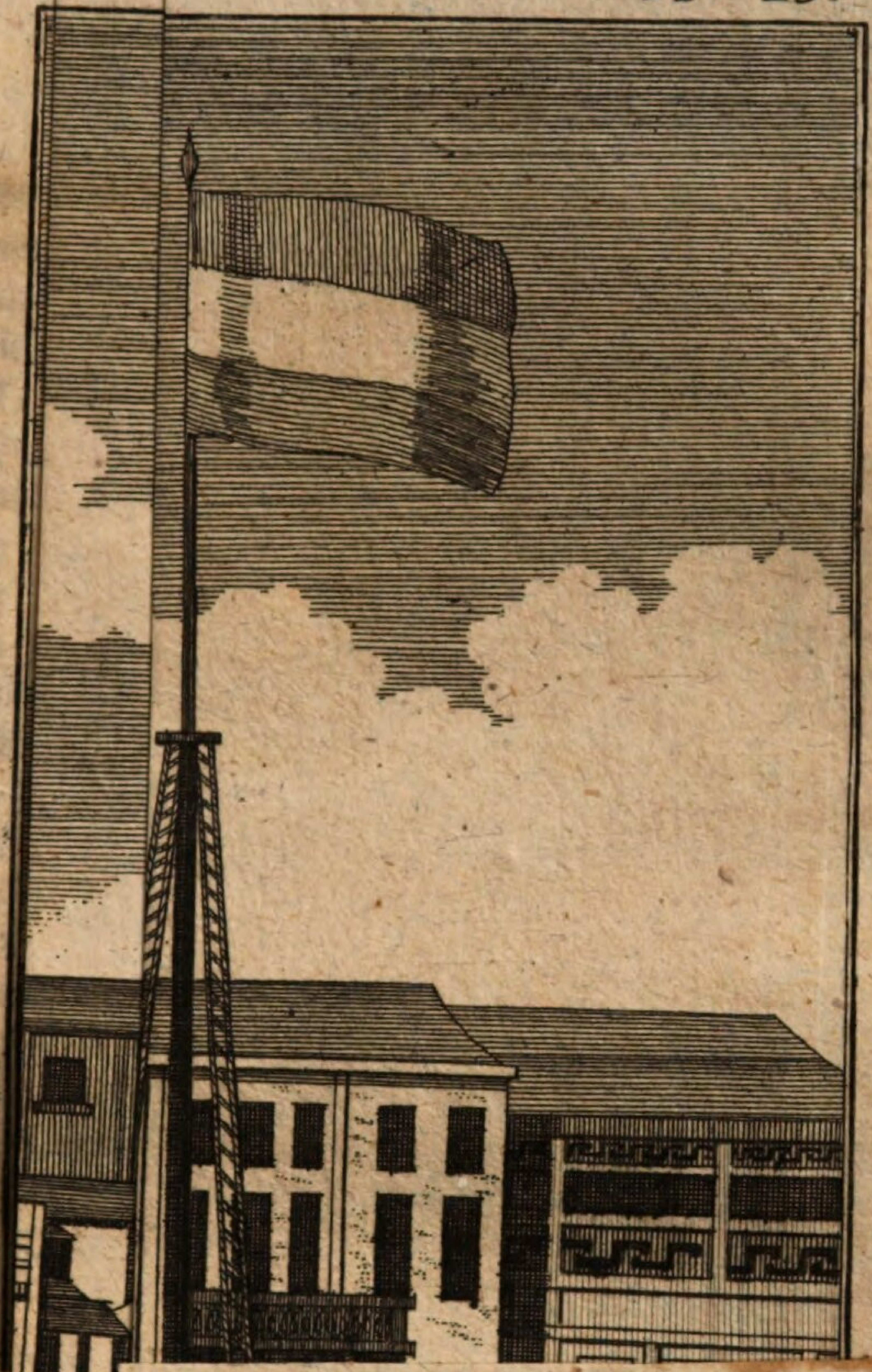
Die fruchtbarsten Landstriche werden zu Grabstätten angewendet. Es ist heut zu Tag keine unbekannte Sache, daß das Innere von Csina weder bevölkert noch angebaut ist, daß die Csineser sich an die Flüsse, und an die zum Handel bequemsten Pläze gezogen haben, daß übrigens das Land voll ungeheurer Wälder und nur von wilden Thieren oder von Leuten bewohnt ist, die niemand unterthan sind, und in Hölen unter der Erde blos von Wurzeln leben, sich auch zuweilen zusammrotten, um die zu äusserst liegenden Dörfer zu plündern. Man kann hieraus schliessen, daß die Volksmenge in Csina bey weitem nicht so groß ist, als man uns glauben machen wollte.

Die europäischen Waarenlager, die man hier Hams nennt, stehen auf einem prächtigen Kay (gemauerten und gepflästerten Ufer des Flusses,) das auf Kosten der Europäer gemacht wurde. Sie sind sehr schön, besonders werden die Französischen und englischen Gebäude für die schönsten gehalten. Für eine ansehnliche Summe, die sie bezahlten, wurde ihnen erlaubt, die Façade nach ihrer Manier aufzuführen, doch unter dem Beding, daß das Innere nach ßinesischer Art seyn sollte, wie es auch wirklich ist. Jede Nation hat vor ihrer Niederlage ihre Flagge aufgesteckt, nicht daß sie respektirt würde, sondern nur als ein Zeichen, wodurch sie sich von den andern unterscheidet.

Es ist falsch, daß die europäischen Schiffe, wie man glaubte, ehemahls bis unter die Mauern von Kanton hinaufgefahren seyen, und daß man uns wegen unsrer Lebensart und freyen Aufführung gegen die Weibsleute wieder nach Wampu zurük verwiesen habe. Denn es war allezeit wegen der Bauart unsrer Schiffe unmöglich höher hinauf zu fahren, wie denn selbst die ßinesischen Lastschiffe, wenn sie etwas groß sind, dieß nicht

thun

№ 15.



thun können, ob sie gleich einen flachen Boden haben. Indeß haben die Chineser Vortheil davon, daß unsre Schiffe so weit von dieser Stadt sich vor Anker legen. Die Reisekosten halten viele unsrer Leute in Wampu zurük, die ausserdem täglich nach Kanton kommen würden. Die grosse Menge der Europäer würde den Chinesern Furcht einjagen, unsre jungen Matrosen würden, ohne sich um das Interesse ihrer Herren zu bekümmern, bey der geringsten Zänkerey sich auf die Menge verlassen, um die Ehre der Nation zu behaupten, und seit langer Zeit würde der chinesische Handel ein Ende genommen haben. Und gäbe man ihn auf, wie sehr würden nicht die südlichen Provinzen darunter leiden? was würde aus den Manufakturen von Pekin, Nankin und Gaza werden? was aus den unermeßlichen Theefeldern? Es ist doch immer ein grosser Unterschied, ob man für sein Land arbeitet, oder für Ausländer, die den Vorrath, der im Lande selbst nicht verkonsumirt wird, ausführen. —

Man hat lange darüber gestritten, ob die fünf europäischen Nationen, die nach China handeln und ihr Geld dorthin führen, Vortheil davon haben; und allerdings ist jeder Handel, bei dem man Gold und Silber gegen Waaren umsezt, dem Staate nachtheilig. Wenn auch die Europäer nicht nach China giengen, so würden drum unsre Damen eben so gut Flor und Spitzen tragen, unsre Porcellän- und feine Töpfermanufakturen würden mehr im Schwung seyn, und unsre gewürzhaften Pflanzen würden den Mangel des Thee ersetzen. Wir haben sogar Chineser gesehen, welche ihm unsren Salbey vorgezogen haben.

Der Handel der Europäer nach China kann sich in Friedenszeiten auf vier und zwanzig bis sechs und zwanzig Millionen belaufen. Die Franzosen schicken mit zwey Schiffen zwey bis drey Millionen hin. Die englische

lische Kompagnie schickt vier, sechs, manchmahl auch acht Schiffe hin, ohne funfzehen bis zwanzig Küstenschiffe zu rechnen. Sie selbst führt vier Millionen an Geld und drey Millionen an Tuch ein, und die englischen Kaufleute von Bengalen, Madras, Surate, Bombay und Kambaya zwey Millionen an Geld und zwey an Baumwolle, Kalin, Opium und Rotingrohr. Die Holländer lassen alljährlich vier Schiffe hingehen, mit vier Millionen an Geld und zwey Millionen an Produkten aus ihren Kolonien, die Schweden und die Dänen schicken nur zwey Schiffe hin, jedes mit zwey Millionen. Der König in Preussen schickte ehehin ein Schiff, aber nun sieht man seine Flagge schon lange nicht mehr. Die Spanier von Manila und einige Portugiesen von Goa gehen auch nach Sina, kaufen aber blos von den übrigen Nationen den Ausschuß; ihr eigner Handel bedeutet wenig und belauft sich nicht über eine Million.

Die europäischen Nationen führen aus Sina Thee-Buy, grünen Thee und Saothon. Diese Sorten sind von einerley Art und blos der Zubereitung nach verschieden. Ich habe zwar sechserley Arten gefunden, aber nur Eine wird allgemein im ganzen Reiche gepflanzt. Sie ist die beste und hat viel Wohlgeruch, wenn man nur die Blätterchen abpflükt, noch ehe die Staude Blüte treibt. Man ist über die Eigenschaften des Thee noch nicht einig. Ueberhaupt geben die südlichen Provinzen den besten; es gehört aber viele Geschicklichkeit dazu ihn zu unterscheiden. Die Ladungen für die Schiffe bestehen fast alle aus Thee-Buy.

Man hohlt auch aus Sina grobes Porcelän, rohe Seide, Rhabarber, Kampher, Borax, Rottingrohre, die von Malakka hingebracht worden, Gummilak, Nankins, Pekins, und andre seidene Stoffe. Ehehin führte man auch Gold aus, woran man fünf und zwanzig Procent Gewinn

Gewinn hatte, aber heutiges Tages gewinnt man nur an dem, was man aus Indien hineinführt, achtzehen bis zwanzig. Die verschiedenen Revolutionen und die Kriege mit ihren Nachbaren haben sie dieses kostbare Metall schätzen gelernt, weil sie sich damit die Ausfuhr ihrer Waaren in alle Gegenden erleichtern.

So sehr die Sineser von ihren Obern mit Ungerechtigkeit behandelt werden, so nicht weniger die Europäer, und es haben diese noch kein Mittel ausfindig machen können, sich Recht zu verschaffen. Da ihnen nicht gestattet wird in die Tatarstadt, wo der Ope'u und Vicekönig wohnen, zu kommen, so können sie ihre Beschwerden nur mittelbar durch den Fiador anbringen, und dieser läßt sich die Sache blos nach dem grössern oder geringern Interesse, das er selbst dabey hat, angelegen seyn. Die Engländer, welche in Indien Despoten sind, möchten freylich gern auch in Sina diese Rolle spielen, und machen deswegen alliährlich einen gewaltigen Lärm, aber das Ende davon ist immer, daß sie für die geringste Thorheit beträchtliche Summen zahlen müssen. Kommen also die gegründesten Klagen nicht einmahl vor das Oberhaupt von Kanton, wie sollten sie erst vor den Thron selbst gelangen? Man weiß, seit der Zeit daß die Europäer nach Sina handeln, blos ein einziges Exempel. Die Engländer, die schon lange her, entweder wegen ihrer Freygebigkeit, oder weil man befurchte sie möchten zu mächtig werden, vielmehr als die übrigen Nationen gemißhandelt wurden, schickten in Geheim ein Fahrzeug mit dem Rath Quilt, der von Jugend auf in Sina gewohnt hatte und das sinesische so fertig als ein Eingebohrner redete. Diesem gaben sie den Auftrag, daß er bey dem Kaiser um Gerechtigkeit ansuchen und ihm im Namen des Raths eine Bittschrift überreichen sollte. Alles geschah so heimlich, daß niemand eher etwas davon

erfuhr, als bis sie nach Pekin kamen. Ihre Beschwerden gelangten nun wirklich vor den Thron. Es wurden vier Kommissäre ernannt, welche mit vielem Gepränge untersuchten, ob sie auch gegründet wären, allein bald stimmten sie alle, durch beträchtliche Summen bestochen, einhellig dahin, daß sie ungerecht wären. Man nimmt das Schiff in Beschlag, die Mannschaft verschwindet, und Quilt wird um den Verfasser der Bittschrift befraget. Sein Sprachmeister nebst dem, der sie abgeschrieben hatte, verlieren den Kopf, auch er selbst wird zu gleicher Strafe verurtheilt, doch, weil man ihn als einen Wilden betrachtete, dem die Gesetze nicht bekannt seyen, wird sie dahin abgeändert, daß er funfzig Stockschläge bekommen, drey Jahre zu Makao gefangen sitzen, und dann mit Schimpf aus dem Reiche geiagt werden sollte. Und dennoch haben die Engländer den sinesischen Handel immerfort getrieben. —

Kein Sineser darf die Gesetze für sich auffordern. Hat er Schuldner, so kann er weiter nichts thun, als daß er ihnen Aussätzige ins Haus schicket, die sie nicht fortiagen dürfen. Will er processiren, so richtet er sich zu Grund und bereichert die Verwalter der Gerechtigkeit. Der Mandarin saugt die unter ihm stehenden Beamten aus, diese leben auf Kosten des Volks und das Volk ist elend und arm.

Wenn ein Mandarin durch eine Stadt ziehet, so läßt er, wie es ihm einfällt, ieden greifen und auf den Tod prügeln, ohne daß iemand sich des Unglüklichen annehmen dürfte. Hundert Büttel sind sein fürchterlicher Vortrab, und kündigen ihn durch eine Art von Geheul an. Vergißt iemand sich an die Mauer zu stellen, so wird er mit Ketten und Bambusstöcken zu Boden geschlagen.

Indeß

Indeß ist der Mandarin selbst nicht vor dem Stocke sicher, sondern der Kaiser läßt ihn um des geringsten Versehens willen prügeln. Sogar Prinzen von Geblüt sind nicht frey von den Fesseln der Sklaverey. Die vornehmsten Mandarine führen, zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit, die Instrumente ihrer Bestrafung stets mit sich, nämlich Ketten und einen kurzen breiten Säbel, die in einer mit gedruckter Leinwand überzogenen und von zwey vorausgehenden Leuten getragenen Kiste verschlossen liegen. Befiehlt es der Kaiser, so müssen sie sich in diese Ketten schlagen lassen und so vor ihm erscheinen, um ihm ihren Gehorsam zu bezeugen. Wenn das Tribunal der Sittenrichter, welches die Jesuiten den Rath der Weisen nannten, und das dem Vorgeben nach in den ersten Zeiten niedergesetzt war, um den Kaiser zu leiten und ihm die Regierungskunst zu lehren, sich unterstünde ihm Vorstellungen zu machen, wie man uns doch versichert, so würde ieder von diesen Sittenrichtern eines qualvollen Todes sterben müssen. Der Kaiser Ti-sang durchbohrte mit eigner Hand ihrer eilfe und ließ sie mitten entzwey sägen, weil sie es gewagt hatten, ihm den Haß, den er durch seine Grausamkeiten bey dem Volke wider sich erregt hatte, zu entdecken.

Ob man gleich vorgegeben hat, daß die Mandarinstellen nur nach Verdienst ertheilt würden, so ist es doch an dem, daß sie erkauft werden. Man muß sich zwar einigen Prüfungen unterwerfen, allein die Richter drücken der erhaltenen Geschenke wegen schon ein Auge zu. Ein wohlhabender Kaufmann kann für sich oder seinen Sohn eine Mandarinstelle kaufen, und von diesem Augenblick an zeichnet er sich durch einen goldenen Knopf an seiner Mütze aus, und ist nun frey vom Schabuk, das ein vorbeygehender Mandarin Jedem, dem er nur will, geben lassen darf. Die Kriegs-Mandarinstellen

sind die gemeinsten. Man muß, um sie zu erlangen, zuvor einige Prüfungen aushalten, welche darinn bestehen, daß man mit einem ungeheuer schweren Säbel einen Ast abhaue, mit ausgestreckten Armen sehr schwere Sachen vom Boden aufhebe, und mit Schuhen, deren Sohlen von Kupfer sind und die wenigstens dreyßig Pfund wiegen, im Schlamme laufe. Wenn die Regierung irgend einen reichen Kaufmann weiß, so macht sie ihn zum Salz-Mandarin, um ihm auf eine ehrenvolle Art das Seinige abzunehmen. Diese in andern Ländern so einträgliche Stelle, verschafft in China zwar einiges Ansehen, endigt sich aber allemahl damit, daß ihre Inhaber zu Bettlern werden. Ein sehr geitziger Chineser, der 1772 zum Salz Mandarin ernennt worden war, wollte lieber sterben als diese Würde bekleiden, er verschloß sich also in eine Grabstätte und starb darinn nach vier Tagen.

Die Befehle der Regierung werden allezeit öffentlich angeschlagen, sind aber nur so lang kräftig, als die Witterung sie unversehrt läßt; sobald der Anschlagzettel nicht mehr da ist, hört man auch auf, ihn zu befolgen, ohne deswegen Straffe zu befürchten. Wird ein Verbrechen oder sonst etwas wider die gute Ordnung begangen, so erfährt die Regierung nichts davon, sondern der erste Mandarin, dem es zu Ohren kommt, begiebt sich auf den Platz und läßt die Schuldigen strafen! doch kann man sich von den Stockschlägen loskaufen.

So ungegründet demnach die Lobsprüche sind, die man der weisen chinesischen Nation ertheilet hat, so hat man doch auch auf einer andern Seite wirkliche Fakta verunstaltet und den Chinesern ohne Grund einige abscheuliche Gebräuche angedichtet, z. E. daß ein Chineser sein Weib und seine Kinder, ohne sich einer Ahndung von den Gesetzen zu besorgen, umbringen dürfe. Wenn ia manchmahl ein Nichtswürdiger dergleichen Gräuel verübet hat, so sollte man

sie

sie doch nicht der ganzen Nation aufbürden. Eben so wenig sollte man ihnen zur Last legen, daß sie in der äussersten Dürftigkeit ihre Kinder aussezen, oder sie verkaufen, um ihnen den Unterhalt zu versichern, den sie selbst ihnen nicht geben können. Die Indier halten es für eine Strafe von Gott, keine Kinder zu haben, ihre Religion macht es ihnen zur Pflicht, viele zu zeugen und zu lieben, wofern sie glüklich werden wollen, und gleichwohl sieht man zur Zeit einer Hungersnoth die zärtlichsten Väter und Mütter ihre Kinder um einige Maaß Reis an uns verhandeln. Käme ein Sineser in unsre Findelhäuser, was für Vorwürfe könnte er nicht uns machen? Eben so ungegründet ist die Beschuldigung, daß sie ihre Kinder ersäufen. Alle, die man neben den Schiffen mit einem leeren auf den Rüken gebundenen Kürbis schwimmen sieht, mögen wohl Schifferkinder seyn, die aus Unachtsamkeit in das Wasser gefallen sind, und von ihren Vätern nicht gerettet werden konnten, und wahrscheinlich ist ihnen der Kürbis deswegen angebunden, daß sie, wenn sich dieser Zufall ereignet, obenauf schwimmen können, eine Vorsicht, die man nicht anwenden würde, wenn man sich seine Kinder vom Halse schaffen wollte.

Das Ansehen des Kaisers ist unbegränzt. Man darf ihn nicht anders als auf der Erde liegend anreden, und seine Hofherren müssen seine Befehle mit gebogenen Knieen anhören. Ein Mandarin würde ein grosses Versehen begehen, wenn er vor dem Thor des kaiserlichen Palastes zu Pferde oder im Wagen vorbeykäme, und wenn der Kaiser selbst ausfährt, muß iedermann sein Haus zuschliessen. Wer sich auf der Strasse betreffen läßt, kann dem Tode nur dadurch entgehen, daß er den Rüken kehrt und sich mit dem Gesicht auf die Erde wirft. Aus dieser Ursache hat kein sinesisches Haus ein Fenster auf die Strassen, und man schließt auch alle Kramläden

zu, wo der Kaiser vorbeyzieht. Vor ihm gehen 2000 Büttel her, welche Ruthenbündel, Tamtams und alle Arten von Waffen der Gerechtigkeit bey sich haben. Das ist der Fürst, den uns die Missionäre als so gütig und sein Glük in der Liebe seiner Unterthanen suchend schildern.—

Künste und Wissenschaften werden nie in Sina emporkommen. Die Regierung wird ihnen allezeit Hindernisse entgegen setzen, weil sie nothwendig, wenn das Volk sich aufzuklären anfieng, eine andre Form annehmen müßte. Die Gelehrtesten können mit genauer Noth am Ende ihres Lebens lesen und schreiben. Ihre Wissenschaft und Geschicklichkeit bestehet darinn, daß sie Schwierigkeiten überwunden haben und die Regierung ist nur darum ruhig, weil das Volk feigherzig ist.

Ob gleich diese Nation sehr alt ist, so denkt sie doch nicht daran ihre Misbräuche zu verbessern. Die Sineser haben keinen Funken Genie, gar keine Lebhaftigkeit der Imagination, sondern alles geschicht bey ihnen maschinenmäßig und nach angenommener Weise. Hierinn stimmen die Reisebeschreiber überein, und wenn man in ihren Nachrichten das Enthusiastische bey Seite setzt, so wird man sehen, daß die sinesische Industrie sich blos mit Kleinigkeiten abgiebt. Der reiche Sineser treibt nicht einmahl Feldbau, und alles, was man hierüber erzählt hat, ist falsch. Mit der Erlernung der unzähligen Karaktere seiner Sprache bringt er die eine Hälfte seines Lebens, und die andre im Serail zu. Man versteht in diesem Lande nichts vom Verpflanzen, Beschneiden und Propfen der Bäume. Die Gärten sehen gar nichts gleich, und enthalten nicht einmahl Fruchtbäume, wenn sie nicht von sich selbst darinn wachsen. Man suche darinn ja nicht, wie in den europäischen, Pflanzen aus allen vier Theilen der Welt: ein erkünstelter Fels, eine kleine Brüke, ein Belveder und einige Irrgänge machen ihre ganze Schönheit aus.

aus. Der so gerühmte Ackerbau besteht blos in der Pflanzung des Reises, den ein bis an die Kniee im Wasser stehender Kerl in die am Ufer der Flüsse gemachten Löcher sezt.

Man findet unter ihnen keinen einzigen Maler; denn sie bringen in ihre Stüke weder Zeichnung, noch Komposition. Zwar wissen sie die Farben artig auf Glas zu legen, allein die ungemischten und zu sehr gegen einander abstechenden Farben können nur von denen, die nichts davon verstehen, Malereyen genennt werden. Ihre schlecht gezeichneten Schildereyen blenden blos durch die Erleuchtung; wenn sie den Umriß gemacht haben, entwerfen sie selbige niemahl im Ganzen, um von ihrer Wirkung urtheilen zu können, sondern arbeiten ieden Theil einzeln aus, ohne an das Ganze zu denken. Da sie sich nicht auf die Zusammsetzung verstehen, so zeichnen sie alles, was sie malen, durchaus, und da der, welcher den Kopf und die Arme malt, das Gewand nicht malen kann, so kommt das Stük unter eine zweyte Hand, und aus dieser unter eine dritte, die den Grund ausarbeitet. Ueberdies haben sie gar keine Vorstellung von der Perspektiv, der Grund ist eben so hellfarbig als die Figuren, und die entferntern stehen in den Wolken.

Die Bildhauerkunst kennen sie fast gar nicht; sie haben weder marmorne, noch steinerne Statuen. Man sieht blos in ihren Pagoden einige grosse Figuren aus Holz oder gemaltem Pappendeckel, die eine Riesengrösse aber kein Ebenmaaß und eben so wenig Zierlichkeit haben; die ganze Figur wird von zwey Stük Holz vom Kopf bis an die Füsse zusammgehalten, daß sie auf ihrem Fußgestell aufrecht stehen kann. Ihre Fratzenfiguren sind heutiges Tags in ganz Europa bekannt. Sie schnitzen wohl Porträte, allein nach ihrer Art zu arbeiten ist es immer ein blosser Zufall, wenn sie treffen; der

Künstler macht zuerst einen Kopf nach seiner Einbildung, und läßt indeß von einem Lehrpurschen den Rumpf machen, dann bemüht er sich, dem Kopf die Züge des Originals zu geben, und wann er damit fertig ist, so sezt er ihn auf den Rumpf und befestigt ihn vermittelst eines durchgehenden Stük Holzes, worauf ein andrer Arbeiter verschiedene Lagen feines Papier darauf klebt, und das Werk an einem dritten abgiebt, der es wechselsweise mit Roth und Weiß belegt.

Die Geometrie und Baukunst werden daselbst eben so schlecht studirt, und man findet gar keinen Bauverständigen. Die Tempel, die doch in allen übrigen Ländern durch ihre Pracht Ehrfurcht einflössen, haben in Sina gar nichts maiestätisches. Die Säulen, die ihre vornehmste Schönheit von aussen ausmachen sollen, sind von Holz, durchaus gleich dicke, und stehen so nahe an einander, daß die Pagoden vielmehr Hallen als Tempeln gleich sehen. Man erkennt sie blos an einigen kolossalischen pappendekelnen Figuren, womit der Eingang geziert ist. In der Mitte ist allezeit ein Heerd, worauf Sandelholz und Goldpapier verbrannt wird, und im Hintergrunde ein Altar, auf welchem ein Dickbauchigter Götze sizt. Man brennt daselbst, wie auf unsern Altären, Wachslichter, und während dem Gottesdienst liegt das Volk auf den Boden hingestreckt.

Die Jesuiten haben die Sineser für grosse Astronomen ausgegeben. Aber wie sollten sie eine Sonn- oder Mondsfinsterniß ausrechnen können, da sie blos nach angefädelten Kügelchen, wie ehehin die Russen, zählen und damit ungleiche Brüche nicht angeben können. Oder haben sie einige zur Beobachtung der Gestirne taugliche Instrumente erfunden? Wenn sie ia einigen Hang zur Sternkunde haben, so kommt das blos von ihrer Indolenz und ihrem Aberglauben her, und die Jesuiten wurden von

ihnen

ihnen nicht sowohl als Astronomen, sondern als Astrologen geachtet, wie denn der P. du Halde, der Apologiste dieses Volkes, selbst versichert, sie würden nur deswegen geduldet, weil sie die Almanache verfertigten und niemahls vergässen, sie mit astrologischen Wahrsagereyen, die nach dem Geschmack der Grossen und der Nation wären anzufüllen.

Als die Jesuiten und die übrigen Missionäre mit einander stritten, ob das Wort Tien Himmel oder Gott bedeute, so sahen die Chineser diese Ausländer für eine Rotte unruhiger Köpfe an, die Faktionen stiften könnten, besorgten, sie möchten sich Anhänger verschaffen, und verwiesen sie nach Makao, wo sie sich wieder einschiffen sollten. Ein glüklicher Zufall aber machte, daß sie nach Pekin zurukberuffen wurden. Kurz nach ihrer Vertreibung hatte ein gelehrter Astronome von der ersten Klasse eine Finsterniß verkündigt, und seine Berechnungen waren von dem Tribunal der Mathematiker, welches dieselben für richtig hielt, bestättiget worden. Da aber die Verfinsterung sich einen Tag später, als er sie angesetzt hatte, zutrug, so ließ ihm der Kaiser den Kopf abschlagen, rief zugleich, von der Unwissenheit seines Volks überzeugt, die Missionäre zurük, schloß sie aber in einen gewissen Bezirk ein, damit sie im Reich keine Unruhen stiften könnten. — Da seit Aufhebung des Jesuiterordens wenig gelehrte Missionäre mehr nach China kommen, so schickte der Kaiser 1778 nach Kanton, und ließ sich von allen Nationen Künstler und vornehmlich Astronomen ausbitten, mit dem Versprechen, daß sie am Hofe zu Pekin alle Arten von Freyheiten geniessen und wie Mandarine gehalten werden sollten.

Ihre Unwissenheit in der Astronomie läßt sich sowohl aus ihrer Meynung von den Planeten, die eben so weit als die Fixsterne von uns entfernt seyn sollen,

 als

als aus ihrer ausnehmenden Furcht bey einer nahe bevorstehenden Sonnenfinsterniß abnehmen. Man macht sie drey Tage vor ihrem Eintritt bekannt, und befiehlt allen Sinesern, daß sie zu dem Pussa beten sollen, damit die Amme-Paoa, oder die Kröte mit drey Pfoten, die Sonne nicht verschlinge.

In der Geographie sind ihre Kenntnisse nicht besser. Die Erde ist, wie sie sichs vorstellen, ein Viereck, in dessen Mittelpunkt ihr Reich liegt.

Vom Seewesen verstehen sie auch nichts. Sie glauben, daß die Ebbe und Fluth von einem grossen Fisch verursacht werde, der sich auf dem Grunde des Meeres aufhält. Bey Seestürmen, wann wegen der Gefahr die emsigste Thätigkeit nöthig ist, beten sie den Kompaß an, und gehen mit ihrem Idol zu Grunde.

Ihre Schiffe oder Sommen sind ungeheure Maschinen. Es giebt welche, die auf tausend Tonnen tragen. Die beyden Rände sind ganz erstaunlich hoch, und geben dem Wind eine beträchtliche Oberfläche blos. Die Hälfte davon geht zu Grunde, weil sie sich nicht mehr aushelfen können, wann sie einmahl sich umgelegt haben. Ihre Anker sind von Holz, ihre Seegel aus Matten, und ihre Schiffstaue von Rotingrohr.

Die Instrumente, womit wir die Höhe nehmen, sind ihnen unbekannt. Die nach Japan oder den Philippinen seegeln, richten sich nach den Gestirnen, wie der dummste Wilde auch thun würde, und die, so nach Batavia, Malakka oder Queda seegeln, lassen niemahls das Land aus dem Gesicht. Dieser Unkunde des Seewesens ohngeachtet, haben sie doch ehehin nach Indien gehandelt. Sie schifften nach der Küste Koromandel, und selbst bis in den bengalischen Meerbusen hinein. Noch sieht man zu Negapatnam die Ueberbleibsel eines sinesischen

schen Thurms. Das aber ist nicht wahr, daß sie iemahls unternommen hätten, ein Geschwader von sechshundert Schiffen nach Europa zu schicken, wie verschiedene Jesuiten vorgegeben haben, und daß selbige bey Umschiffung des Vorgebirgs der guten Hoffnung durch einen Sturm theils versenkt, theils auf die hohe See verschlagen worden seyen. Hätte es damit seine Richtigkeit, so würden sich auf dieser Küste von Afrika Sineser in Menge befinden, aber so sind die wenigen, die sich daselbst aufhalten, aus Batavia gebürtig, oder stammen von solchen ab, die sich dort niedergelassen haben.

Vielleicht ists ein Glük für dieses Reich, daß es seine alten Gewohnheiten beybehalten hat. Wären die Sineser gute Seeleute geworden, so würden sie manche Länder, die ihnen vorhin unbekannt waren, entdeckt haben, und häufige Auswanderungen würden die Folge davon gewesen seyn. Es scheint, die Regierung habe dies vorausgesehen, weil sie Gesetze, wodurch Reisen in fremde Länder verbotten werden, gemacht, und dieienigen für ehrlos erklärt hat, die aus dem Reiche gehen würden. Dieienigen, welche auf den Philippinen, zu Malakka und zu Batavia ansässig sind, stammen von solchen Sinesern ab, die ihr Vaterland, als es die Tatarn unter sich brachten verliessen, um sich nicht die Haare abschneiden lassen zu dürfen.

Ihre Musik ist eben so schlecht, als bey den Indiern. Wer am meisten Lärm macht, ist der beste Virtuos.

Nie haben sie eine Taschen- oder Hanguhr zu Stande bringen können, ob sie sich gleich mit Fleiß darauf gelegt haben. Unsre plumpsten Werke dieser Art erregen bey ihnen Verwunderung.

Die Schönheit ihres Firnisses haben sie der Natur zu verdanken.

Ihre

Ihre Seidenwaaren, die man bey uns bewundert, weil sie weit herkommen und im Lande wohlfeil sind, dürfen in keine Vergleichung mit unsern Lyoner Manufakturarbeiten gesetzt werden, und die Werkzeuge, deren sie sich bey ihrer Verfertigung bedienen, sind bey weitem nicht so einfach, als die unsern, und sie haben sie blos den Anweisungen oer Jesuiten zu danken.

Ihr Porcelán ist wohl nicht besser als das von Seve und das sächsische.

Ungeachtet der entsetzlichen Menge von Gelehrten sind doch die schönen Wissenschaften bey ihnen noch immer in der Kindheit. Ihre Encyklopädie beweist, wie weit sie noch in diesem Fach den europäischen Nationen und selbst den Indiern nachstehen, denn sie handelt insbesondre von der Art, wie man die glüklichen Tage kennen lernen soll, auf welche Seite des Zimmers das Bett zu stellen sey, zu welcher Stunde man essen, ausgehen, das Haus reinigen müsse, und s. w. Niemahls wird auch diese Nation weitläuftige Kenntnisse erlangen, weil es unmöglich ist, daß Leute, deren ganzes Leben nicht hinreicht ihre Sprache zu erlernen, viel Unterricht empfangen.

Confucius, dieser grosse Gesetzgeber, den man über alle menschliche Weisheit erhebt, hat einige moralische Bücher abgefaßt, die ganz dem Karakter der Nation angemessen sind. Denn sie enthalten nichts, als einen Haufen unverständlicher Dinge, Träumereyen, Sentenzen und alter Mährchen mit etwas Philosophie vermischt, und alle Manuscripte, welche uns die Missionäre als angebliche Uebersetzungen seiner Werke herausgeschickt haben, sind von ihnen selbst verfertiget worden.

Konfucius stiftete eine Sekte, zu welcher die Gelehrten und alle, die sich selbst Weise nennen, gehören.

Er wird für den größten Philosophen gehalten, den das sinesische Reich hervorgebracht hat. Seine Werke, ob sie gleich voll Albernheiten sind, werden angebetet, und ieder Privatmann, der eine Schule eröffnet, widmet sie dem Konfucius.

Er und seine Nachkommen haben viele 1000. Sentenzen geschrieben, die man allen Vorfällen angepaßt hat, so wie wir es mit denen des Nostradamus und des ewigen Juden gemacht haben. An diese glaubt nun heut zu Tage niemand mehr als alte Weiber und Kinder, nach ienen aber werden in Ssina alle Geschäfte eingerichtet.

Die Ssineser unternehmen nichts, ohne zuvor die Karaktere des Konfucius zu Rathe zu ziehen. Es sind dieses Pflöckchen von Bambus, auf welche man die vom Konsucius in seinen Kapitel von den Vorbedeutungen angegebenen Karaktere gegeben hat, hievon ziehet man einige, und ihre Karaktere müssen einander entsprechen. Ausserdem zündet man auch vor seinem Bilde eine Kerze von Sandelholz und ein Stük Goldpapier an. Andre ziehen die Schildkröte oder die Bohne zu Rath. Letztere ist eine Art von zerbrochener Form, welche die Ssineser in die Luft werfen, um zu sehen, ob die beyden Theile auf einerley Seite fallen werden. Diese drey Dinge werden für sehr wichtig gehalten, und drey Viertheile der Ssineser richten sich in ihren Handlungen einzig und allein darnach. Sie sind den ganzen Tag über unruhig, wenn das Orakel ihnen nicht angezeigt hat, daß er glüklich seyn werde.

Ihr Aberglaube für die Zahl neun ist ausserordentlich. Alles geschieht nach dieser Zahl. Man schlägt neunmahl das Haupt an, d. i. man neigt es neunmahl zur Erde, indem man sich niederwirft, wenn man einen Mandarin anredet, und dieser muß das nämliche thun, wenn er sich dem Kaiser nähert. Alle Thürme haben

neun Stockwerke; sie wurden von drey zu drey Meilen gebaut, um durch gewisse Signale sogleich der Hauptstadt von dem, was auf den Gränzen des Reichs vorgieng, Nachricht zu geben allein heut zu Tage, da sie angefangen zu verfallen, dienen sie nur noch zu Wachthäusern.

Die Mandarinen sind in neun Klassen eingetheilt. Man straft die Verwandten eines Missethäters bis in den neunten Grad, und seine Familie ist bis in die neunte Generation entehrt.

Die abgeschmackten Zeremonien, die sie beym Begrüssen, bey Besuchen und Gastereyen beobachten, sind Gesetze, denen kein Chineser zuwider handeln darf. Er würde selbst seinen besten Freund nicht anders als gestiefelt empfangen.

Der gewöhnliche Gruß gegen Jemanden seines gleichen, besteht darinn, daß man die Hände in einander geschlossen auf die Brust legt, sie darauf einigemahl bewegt, den Kopf ein wenig neigt, und sin sin dazu sagt. Aber gegen eine Person, für die man Respekt haben muß, bükt man sich mit dem ganzen Leibe tief und faltet dabey die Hände, die man in die Höhe hebt und wieder bis zur Erde sinken läßt.

Die Chineser nehmen so viele Weiber, als ihnen ihre Vermögensumstände erlauben. Ein so unnatürlicher Gebrauch muß nothwendig einen Einfluß auf die Sitten haben und der Bevölkerung hinderlich seyn. Sie sind ausserordentlich eifersüchtig und sperren ihre Weiber ein. Selbst ihrem Bruder wird nicht erlaubt, sie zu besuchen. Man sieht daher auf den Strassen nur Weiber solcher Armen, die nicht mehr als ein Weib ernähren können, und deren Füsse nicht geschraubt worden. Denn schon in der Kindheit legt man den Mädchen kupferne Schuhe an, damit ihre Füsse nicht wachsen können, wodurch

durch der Umlauf des Geblütes gehemmet und die Beine ausgetrocknet werden, so daß sie den Körper nicht mehr tragen können, daher sie auch einen so wackelnden Gang haben wie die Gänse. Diese Gewohnheit, die anfänglich eine Erfindung der Politik war, ist nun eine Wirkung der Eigenliebe: man verstümmelt sich solchergestalt, um zu zeigen, daß man in der Weichlichkeit lebe und nicht nöthig habe zu arbeiten; aus eben dieser Ursache lassen auch die Sineser ihre Nägel wachsen und schneiden sie niemahl ab.

Die Häuser sind nicht reich meublirt; einige Sessel, mit und ohne Lehnen, und Tischgen, worauf antike Gefäße stehen, machen die vornehmste Zierde aus. Das kostbarste von allen aber ist das Bild des Gottes, das man auf ein kleines Gehäuse stellt, und vor welchem man täglich sein Gebet mit gewissen Zeremonien verrichtet.

Die sinesische Kleidung ist eine Art seidenen Hemdes von allerley Farben, welches vorn zugeknüpft wird. Sie legen deren wohl acht übereinander an, und bey kalter Witterung noch dazu eine Art Mäntelchen von schwarzem Tuch. Darunter tragen sie grosse Hosen, und Stiefel von Atlas, die manchmahl durchgenähet sind und deren Solen von Papier über einen Zoll dick sind. Sie scheeren sich den Kopf, und lassen nur am Hinterhaupt einen Schopf stehen, um davon einen Zopf zu flechten, den sie Penese nennen, Zwikelbärte dürfen nur die Hausväter tragen, welche dieselben auch sorgfältig pflegen und fleissig mit der Hand streichen, um sie glatt zu erhalten. Den Nagel am kleinen Finger schneiden sie niemahl ab, die Handwerker ausgenommen, die ihrer Arbeit wegen diesen Staat nicht mitmachen können. Die Kleidung der Weibsleute ist fast einerley mit der männlichen. Die Verheyratheten in der Provinz Kanton binden ihre Haare mitten auf dem Kopfe zusammen, und machen Knoten daraus,

daraus, die sie mit Blumen schmüken und mit goldnen Stecknadeln zusammen heften. Die unverheuratheten Mädchen schneiden sie um die Stirne herum zwey Zoll von der Wurzel ab, und kräuseln sie nicht. Doch sind diese Moden nicht allgemein, sondern nach den Provinzen verschieden.

Die Mandarinen zeichnen sich durch einen Knopf von Gold, Perlen oder Korallen, den sie nach ihrem verschiedenen Range an ihrer Müze tragen, aus. Man erkennt ihren Rang auch aus der Menge Perlen, womit ihr Gürtel besezt ist. Die Mandarine von der ersten Klasse tragen auf der Brust und auf dem Rüken ein viereckigtes Stük Zeug, woran Gold und Silber glänzet, und worauf ihre Würde und Titeln gestickt sind. Man erkennt sie nebst dem auch an der Menge von Bütteln, die vor ihnen hergehen, und kleine Fahnen, Sonnenschirme und grosse Peitschen tragen, auch Ketten und Bambusstöcke mit sich schleppen. Durch diesen Aufzug blenden sie das Volk, das schon bey der blossen Ansicht eines so fürchterlichen und zahlreichen Gefolgs zittert. Die Mandarinen, welche zu Wasser reisen, haben Galeeren, oder eigentlich schwimmende Häuser, Schampans genannt, die sehr bequem und inwendig in verschiedene Zimmer abgetheilt sind. Gewöhnlich haben sie Musikanten, und ein ihrem Rang angemessenes Gefolge bey sich. Man erkennt die Stuffe ihrer Würde an den Wimpeln und Picken, die als Trophäen an dem Verdeck der Galeere aufgesteckt sind.

Die Vorstellung des Todes quält die Chineser unaufhörlich, und verfolgt sie selbst bey ihren Vergnügungen. Indeß kommt er ihnen minder fürchterlich vor, wenn sie einen Sarg kaufen und sich am Abhang eines Hügels in einer angenehmen Lage begraben lassen können.

№ 16.

Sie verschwenden übermässige Summen zu Leichbegängnissen, welche manchmahl erst sechs Jahre nach dem Todt mit erstaunlichem Pracht gefeyert werden. Sie miethen Leute, die in Weiß gekleidet sind, welche den Trauerzug ausmachen und hinter der Leiche weinen müssen. Verschiedene Tage nach einander führt man den Verstorbenen unter dem Schall einer Menge von Instrumenten auf dem Fluß herum. Das Fahrzeug, worauf er liegt, und so auch die übrigen mitfahrenden, sind auf eine solche Art beleuchtet, daß die vielfarbigten Lichter allerley Vorstellungen bis an die Spitze der Mastbäume bilden. Ist das Grab weit von dem Ort entfernt, wo der Csinese gestorben ist, so bringt man ihn mit grossen Gepränge dorthin, und schlägt in gewissen Weiten Gezelte auf um darinn den Leichnahm niederzusetzen. Seine Anverwandten und Freunde bringen ihm Geschenke und Lebensmittel, und wann er schon in seiner letzten Ruhestätte ist, fährt man doch noch immer fort, ihm zu essen zu bringen.

Weil bey den Csinesern die weisse Farbe die Trauerfarbe, die schwarze hingegen die Farbe der Freude ist, so tragen fast alle Europäer, um sich nach ihrer Sitte zu bequemen, schwarzatlassene Westen.

Es finden sich in diesem Reiche drey verschiedene Hauptsekten: Die Sekte der Gelehrten, welche der Lehre des **Konfucius** zugethan ist, die Sekte des **Lao-Kium**, und die Sekte des **Foe**. Die letztere ist die ansehnlichste und älteste, und ihre Lehrsätze sind mit denen des Wischenu einerley, und gründen sich auf die Seelenwanderung.

Die Priester des Foe nennen sich **Bonzen**; es giebt ihrer erstaunlich viel, und man zählt im Reiche über eine Million. Sie leben blos von Allmosen. Gleich den Mönchen aller Länder verbergen sie unter der Larve der Selbstverläugnung und Demuth viel Stolz und Habsucht.

 Sie

Sie stehen nicht, wie man uns bereden wollte, in Verachtung, vielmehr genießt ihr Oberhaupt die größten Freyheiten. Wenn er zu dem Vicekönig der Provinz kommt, grüßt er ihn nicht eher, bis er von diesem Herrn bewillkommet worden, und setzt sich vor ihm nieder, ohne auf Erlaubniß zu warten. Als Foe den Lehrsatz von der Seelenwanderung predigte, vergaß er nicht, der Vorschrift, nach welcher man die Thiere lieben soll, noch die beyzufügen, daß man sich auch gegen die Mönche freundlich bezeigen und ihnen Allmosen geben soll. Obwohl die Verbindung dieser zwey Vorschriften nicht ganz ungereimt ist, so sind doch beyde für sich abgeschmackt und schädlich.

Die Bonzen lassen sich das Penese wegscheeren, tragen einen grauen Rock, und verheurathen sich nicht. Die Obern haben mit vieler Schlauigkeit ein Mittel ausgedacht, um theils den Betrügereyen ihrer Untergebenen vorzubeugen, theils gewichtigere Allmosen zu erhalten. Es müssen nämlich die Sammler ein Papierheft bey sich führen, worein ieder das Geschenk, das er dem Kloster macht mit eigner Hand und Unterschrift einzeichnet: eine glükliche Erfindung, welche die Eigenliebe drängt, sich freygebig zu beweisen.

Die Sineser sind wohlgewachsen, flink, und tapfer, so lang nur gespaßt wird, wenn aber aus der Sache Ernst wird, so zeigen sie nichts als Furcht und Feigherzigkeit, die sie nöthigen die Flucht zu ergreifen. Von ihrer ersten Jugend an üben sie sich, Lasten von 100 bis 150 Pfunden mit gestreckten Armen von der Erde über den Kopf empor zu heben. Gegen sieben oder acht mit Erde gefüllte und an der Decke des Zimmers hangende Säcke schlagen sie sich weidlich herum; sie stellen sich mitten zwischen diese Säcke, schauckeln selbige und geben wohl acht, daß sie nicht von ihnen gestossen werden. Sie haben auch eine gewisse Art, ihre Muskeln steif zu machen,

welches

welches sie sich abhärten nennen, und deren sie sich beym Ringen mit Vortheil bedienen; Denn sie machen den Theil, welcher den Schlag empfangen soll steif, und der Gegner, der ihn giebt, empfindet dann mehr Schmerzen davon, als der welcher geschlagen wird.

Doch das alles giebt ihnen keinen wahren Muth. Sie sind sehr schlechte Krieger, und werden iedesmahl von den Nationen, die sie angreifen wollen, besiegt werden. Keine von ihren Städten kann eine dreytägige Belagerung aushalten. Alle ihre Vestungen sind fast rund und niedrig, die Mauern dünne, die Schießscharten ungleich und blosse Löcher, wodurch man den Kanonen nicht mehr als eine einzige Richtung geben kann, und ihre Artillerie taugt nur zu Freudenfesten. Ihre Flinten brennen sie noch mit Lunten los, wenden aber allemahl, sobald das Gewehr nach dem Ziel gerichtet ist, den Kopf weg.

Im Jahre 1640 erschien Lystsching an der Spitze einer Räuberbande, entthronte den Kaiser, ließ sich an seiner Statt ausrufen, und wurde bald Herr vom ganzen Reiche. Usankuei nahm sich des Kaisers an, sammelte Truppen, und grief den Usurpator an. Die Tataren machten sich diese Unruhen zu Nutze, ihr General nahm die Hauptstadt Pekin weg, und setzte seinen Neffen Schün-Tschi auf den Thron.

Noch vor Kurzem schlugen 30,000 Barmanen eine Armee von 100,000 Sinesern. Mit einem Wort, iedes Volk, das nur mit einer mittelmäßigen Macht in Sina eindringt, wird dieses Reich unter sich bringen.

Die Sineser verstehen den Waarenhandel gut, weil zu dieser Art von Handlung kein grosses Genie erforderlich ist. Sie haben nicht mehr als eine einzige Münze

von schlechtem Kupfer, die man Kasche nennt. In der Mitte hat sie ein Loch, damit sie angereihet werden kann. Ausserdem haben sie noch eine eingebildete Münze, die sie Taele nennen. Sie gilt zehen Massen, oder sieben Livr. Zehen Sols französisches Geld. Die Masse gilt zehen Kondorins, der Kondorin zehen Kasches, und die Kasche zehen Harde. Alle Rechnungen werden nach Taelen gemacht.

Die Sineser sind schelmisch, hochmüthig, grob und feigherzig. Zehn blos mit Prügeln versehene Europäer würden ihrer 1000 in die Flucht jagen, und daß sie uns nicht mehrere Freyheit einräumen, kommt blos vom Bewußtseyn ihrer Schwachheit her. Wir haben es uns zu sehr merken lassen, daß uns an dem Handel mit ihnen gelegen sey, und sie haben nicht ermangelt, sich das zu Nutze zu machen; überdieß macht die Furcht, ohne Ladung und Lebensmittel abziehen zu müssen, daß man sogar die Ehre seiner Nation aufopfert. Wie schimpflich ists doch für die Engländer, daß sie sich nöthigen liessen, einem Matrosen Geld zu geben, damit er den Schabuk statt eines ihrer Schiffskapitäne aushielt, der den Brand eines sinesischen Fahrzeuges unmöglich hatte verhindern können. Und wie schimpflich ists auch für die französische Nation, daß ein Bedienter des Herrn Rot, Faktors der Kompagnie, drey Jahre lang statt seines Herrn gefangen sitzen, und dieser noch ausserdem 4000 Piasters erlegen mußte, weil er das Unglük gehabt hatte, auf der Jagd ohne seinen Vorsatz einen Sineser zu erschiessen.

Blos die Gewinnsucht kann machen, daß die europäischen Nationen dergleichen Mishandlungen erdulden, und sich unter die Gunst eines Volks schmiegen, das wegen seines Karakters und seiner Unwissenheit gleich verachtungswerth ist.

2.
Von Pegu.

Als die Portugiesen sich in diesem Land niederliessen, fanden sie es in zwey Königreiche getheilt; die Abassys, die den Europäern unter dem Namen der Peguaner bekannt sind, bewohnten das Königreich Pegu, und die Barmanen das Reich Ava. Diese beyden Nationen, deren Beherrscher gegen einander eifersüchtig waren, lebten nicht lange in gutem Einverständnisse. Der König von Ava, dem der Handel seiner Nachbarn Verdruß erregte, zog 1685 zahlreiche Truppen zusammen, und kündigte ienen den Krieg an, überwand sie, brachte ihren König nebst seiner ganzen Familie ums Leben, und suchte sogar den Namen Pegu zu vertilgen. Beyde unter Einem Herrn vereinigten Staaten machten nun auch nur ein einziges Königreich aus. Es erstreckt sich auf der nördlichen Seite bis an Sina, gegen Morgen wird es von Tonkin, Quinam und Koschinßinn begränzt, gegen Mittag vom Königreich Siam, gegen Abend zum Theil vom Meer, und von da hinauf endigt es sich mit Schatigam, das an Bengalen stößt.

Im Jahr 1735 warfen die Besiegten das Joch ab und rächeten das Blut ihrer vormahligen Herren, machten nach dem Wiedervergeltungsrecht den Tyrannen und seine ganze Familie nieder, und da nun kein rechtmässiger Prinz mehr da war, so erwählten sie einen neuen König. Dieser Prinz stellte durch seine Standhaftigkeit die Ruhe wieder her. Nachdem er durch seinen Muth und durch die Abstraffung der Aufrührer seinen Thron bevestiget hatte, beschäftigte er sich einzig damit, seinen Staaten ihren vorigen Flor wieder zu verschaffen und den Handel aufs neue blühend zu machen. Die Europäer wurden hingezogen, und besonders machten

ten sich die Engländer die Umstände zu Nutz, und legten verschiedene Faktoreyen an, als zu Groß- und Klein-Negrailles und zu Bacim, an der westlichen Spitze der Küste von Pegu.

Zu gleicher Zeit wurden die Holländer von dem Nabab zu Bengalen, Allaverdikan, aus Bankibazard vertrieben, und flüchteten sich nach Pegu, wo sie mit Gewalt sich ansässig machen wollten; doch zu schwach, eine solche Unternehmung auszuführen, wurden sie niedergehauen.

Die Franzosen wußten die guten Gesinnungen des Königs besser zu benutzen. Herr Düpleix, General-Gouverneur von Indien, sandte 1751 einen Abgeordneten mit ansehnlichen Geschenken an ihn, und die Franzosen erhielten Erlaubniß, eine Faktorey zu Siriam zu errichten, einer Stadt, wohin ehemahl die Europäer handelten. Sie stehet zwar nicht mehr, aber doch führt der Fluß noch den Namen Siriam, wovon auch die schönen siriamischen Granaten genannt sind, die man irriger Weise syrische nennt. Hier würden sich die Franzosen erhalten haben, wenn nicht folgende Revolution sich ereignet hätte.

Nach zwanzig friedlichen Jahren stiftete ein gemeiner Landmann eine Empörung an. Er war seiner Abkunft nach ein Barman und hieß **Alompra.** Es schlugen sich bald viele andre Landleute zu ihm, an deren Spitze er nun der Befreyer seiner Nation werden und sie von dem Joche der Peguaner los machen wollte. Diese Rebellen, die blos mit Prügeln bewaffnet waren, führten gleich Anfangs einige glükliche Streiche aus. Der König von Pegu verachtete diesen Feind, und that ihm nur geringen Widerstand, erfuhr aber in der Folge, daß ieder Feind gefährlich ist. Der Anhang des Alompra verstärkte sich von Tag zu Tag, und bald sahe er sich an der Spitze von 20,000 Barmanen, mit deren

Hilfe

Hilfe er sich der Hauptstadt des Reichs bemächtigte, wo er Munition und Waffen vorfand. Hiedurch wurde er noch übermüthiger, ließ sich als König ausruffen, schiffte dem Strom mit erstaunlicher Schnelle hinab, und lagerte sich zwey Meilen vor Siriam an eben dem Platz, wo er die Stadt Rangon gründete, die nachher die allgemeine Handelsniederlage geworden ist. Hierauf belagerte er Siriam, und ließ sie schleifen, um die Einwohner für ihre achtzehen monatliche Gegenwehr zu strafen.

Die Franzosen hatten mit Alompra einen Neutralitätsvertrag geschlossen, den sie aber nicht hielten. Der König von Pegu verlangte Hilfe zu Pondischery man berathschlagte sich lange darüber, und ließ endlich 1756 im Monat Jul. einige Truppen mit Munition auf den Schiffen der Fleissige und die Galathee abgehen. Obgleich dieses leztere viel früher als das erstere ankam, so konnte es doch erst zwey Tage nach Uebergabe der Stadt vor Siriam ankern, und der Kapitän fiel bald in die Schlinge, die ihm Alompra gelegt hatte. Dieser gegen die Franzosen aufgebrachte Eroberer bemeisterte sich des Schiffes, ließ allen Officieren und auch dem Agenten der Nation die Köpfe abschlagen, und behielt die Matrosen und Soldaten als Gefangene.

Der Fleissige, der unterwegs auf den Nikobardischen Inseln hatte einlaufen müssen, kam sechs Wochen später als die Galathee an. Der Kapitän war behutsamer, schiffte mit vieler Vorsicht in dem Strom ein, und da er die Ermordung der Franzosen erfuhr, gieng er wieder nach Pondischery zurük.

Alompra machte sich die auf der Galathee weggenommene Munition und Soldaten wohl zu Nutze, versprach diesen Belohnungen, und blokirte den König von Pegu in seiner Hauptstadt. Dieser hielt die Belagerung bis in den May 1757 aus, da er sich denn endlich ergeben

 mußte.

mußte. Der Sieger bediente sich einer List, ihn aus dem Weg zu räumen. Es war nämlich in den Jahrbüchern eine Sage enthalten, daß derienige, der eine Krone auf die Pagode von Rangon setzen würde, alle seine Feinde überwinden und für den mächtigsten König erkannt werden würde. Er ließ also eine goldne mit Diamanten und Rubinen reich besetzte Krone, so schwer als er selbst, seine Gemahlinn und Kinder machen, setzte sie in Gegenwart des gefangenen Königs auf die Kuppel der Pagode, fragte ihn, ob er ihn für seinen Herrn erkennete, und da dieser mit Nein antwortete, so ließ er ihm den Kopf abschlagen.

Während dieser Unruhen befestigten sich die Engländer in ihren Besitzungen zu Bacim und Negrailles. Da sie die einzigen Europäer waren, die auf den Einfall kamen, Vestungen zu bauen, wurden sie dem neuen König verdächtig der sie einigemahl an der Spitze der Barmanen angrief, aber allemahl zurükgeschlagen wurde. Endlich bediente er sich der gefangenen Franzosen gegen sie, und iagte sie gänzlich aus seinem Reich.

Bekanntlich sind Elend und Entvölkerung unvermeidliche Folgen des Krieges. Da Alompra die Früchte seiner Bemühungen geniessen wollte, sah er zu seinem Verdruß, daß er nichts als ein verheertes Land zu beherrschen hätte. Dem abzuhelfen, zeigte sich ihm kein anders Mittel, als daß er Siam eroberte und die neu acquerirten Unterthanen in seine Staaten verpflanzte. Er zog also mit 40,000 Mann aus, nahm auf seinem Marsch Tavaye, Tennesserim und Merki weg, und drang in kurzer Zeit bis Siam vor, das er belagerte und ohne Zweifel gewonnen haben würde, wenn ihm nicht die Beschwerlichkeiten einer langen und mühsamen Belagerung eine Dysenterie zugezogen hätte, an der er im Sept. 1760 im funfzigsten Jahre seines Alters starb.

Seine Söhne, die ihn auf diesem Feldzug begleitet hatten, liessen seinen Leichnahm balsamiren und mit allem ihm gebührenden Gepränge nach Pegu bringen. Der älteste davon, Namens Kandropa, wurde zu seinem Nachfolger ernennt. Er liebte den Frieden und beherrschte sein Volk mit Weisheit, starb aber im fünften Jahr seiner ruhigen Regierung ohne Kinder, und die Krone kam nun auf seinen Bruder Zekinmedu.

Dieser trat in die Fußstapfen des Alompra und fieng den Krieg mit den Siamern vom neuen an, brachte ihn auch glüklich zu Ende. Siam wurde erobert, und der König gerieth nebst seiner ganzen Familie in die Gefangenschaft. Dieser unglükliche seiner Staaten beraubte Prinz ist noch heutiges Tages in Ava das rührendeste Beyspiel von der Unbeständigkeit des Glükes. Er mußte sich zu den niedrigsten Arbeiten abhärten, und lebt nun von allen seinen Gütern entblößt im äussersten Elend.

Nachdem Zekinmedu verschiedene Millionen gefangener Siamer in sein Reich versetzt hatte, machte er sich die Kassayer unterwürfig, und kündigte den Sinesern den Krieg an. Diesem zahlreichen Volk war es leicht, ihm eine Armee von 100, 000 Mann entgegen zu stellen, da hingegen die seinige nur 30, 000 stark war. Aber er grief sie so wütend an, daß er sie bald in Unordnung brachte, und 60, 000 Gefangene machte, die er in die Gegend von Ava schickte, daß sie daselbst das Land bauen sollten.

Fast zu gleicher Zeit, nämlich 1769, ließ die Ostindische Kompagnie bey ihm um Erlaubniß ansuchen, ihren Handel zu Pegu wieder erneuern zu dürfen. Der Fürst nahm den Deputirten mit vieler Achtung auf und sandte ihn mit einem Brief an den Rath von Pondischery zurük, worinnen er den Franzosen die Befreyung von allen Abgaben und einen ungestörten Handel zusichert, einen südwärts von Rangon

gelegenen Platz Namens, Mangthú, nebst einer Strecke Landes an dem Fluß hin einräumt, dabey aber verlangt, daß alle französischen Schiffe dem Statthalter von Rangon eine Berechnung ihrer Waaren, um die zu fordernden Geschenke darnach bestimmen zu können einliefern, auch ohne ausdrükliche Erlaubniß keine Kriegsmunition in seinen Staaten verkaufen sollen. Die Kompagnie erhielt also eine beträchtliche Besitzung bey Rangon, mit dem Recht, ihre Magazine daselbst anzulegen und die französische Flagge aufzustecken. Sie war die einzige, welcher der König von Pegu iemahls die leztere Freyheit zugestanden hatte, und die Engländer, Holländer und Armenier konnten sie nie erhalten. Allein da die Kompagnie diese Vortheile nicht genug zu benüzen wußte, so haben nun die Franzosen, die nach diesem Land handeln, nichts mehr vor den übrigen Nationen bevor, und der König betrachtet sie, sobald sie einen Fuß in sein Land sezen, als seine Sklaven.

Die Siamer blieben nicht lange Unterthanen der Barmanen. Die, welche sich, um der Sklaverey zu entgehen in die Wälder geflüchtet hatten, sammelten sich zusammen, wählten sich einen gebohrnen Sineser zum König, rükten unter seiner Anführung ins Feld, und iagten die Peguaner und Barmanen aus dem siamischen Reich. Der König von Ava wollte sie zum zweytenmahl unteriochen, und zog deswegen 1775 ein zahlreiches aus Peguanern und Barmanen bestehendes Heer zusammen. Die erstern, welche den andern überlegen waren, erregten einen Aufstand, machten den größten Theil der Barmanen nieder, und richteten ihre Waffen gegen Rangon, aber, weil es ihnen an Anführern mangelte, so blieb ihr Unternehmen fruchtlos, und sie bewirkten keine neue Revolution. Zekinmedu stellte die Ruhe in seinem Reich wieder her, und starb das Jahr darauf. Ihm hätten

nun,

nun, kraft der von Alompra hinterlassenen Verordnung, seine Brüder folgen sollen, allein Zekinmedu hatte einige Zeit vor seinem Tode seinen ältesten Sohn zum König erklären lassen, dieser bestieg auch den Thron in einem Alter von 22 Jahren, und ließ, allen Ansprüchen seiner Vatersbrüder auszuweichen, so wohl sie, fünf an der Zahl, als seine eigenen Brüder umbringen, und gleiches Schicksal erfuhren auch die Herren, die es mit ihnen hielten. Durch diese abscheulichen Mordthaten befindet er sich nun im ruhigen Besitz des Reichs.

Die **Peguaner** und **Barmanen** sind nicht in Kasten oder Stämme eingetheilt. Sie bekennen sich alle zu einerley Religion, welche ursprünglich die der Bramanen zu seyn scheint, weil die Grundlehre davon die Seelenwandrung ist, welche aber von ihnen so sehr entstellt worden ist, daß sie heutiges Tages alle Arten von Thieren, selbst das Rindvieh essen, und sich blos enthalten, selbst sie zu schlachten. Sie zählen sieben Hauptgötter, wovon die fünf vordersten sich bereits verkörpert und auf Erden gelebt haben, den Menschen die Tugend zu lehren. Die beyden übrigen sollen dereinst die glükliche Zeit der ersten Weltalter wieder auf die Erde bringen. Indeß beten sie doch nur einen an, den sie Godeman nennen; er ist der letzte unter den fünf, die sich verkörpert haben und scheint mit dem Wischenu einerley zu seyn.

Die heiligen Bücher geben die Zeit seines irdischen Lebens nicht an, sondern sagen nur, er habe sterbend versprochen, seinen Anbetern 6000 Jahre hindurch unendliche Gnaden zu ertheilen. Um sich dieser würdig zu machen, gehen die Peguaner und Barmaner ordentlicher Weise wöchentlich einmahl in seine Pagode, und an Festtagen singen sie darinn ihm zu Ehren Loblieder,

zünden

zünden vor seinem Bild Wachskerzen an, und opfern ihm Fleisch, Fische Hülsenfrüchte und gekochten Reis, welches alles den Hunden und andern Thieren, die ungehindert ein- und auslaufen, zur Beute wird.

Ihre Tempel haben einen anständigen Schmuck. Sie füllen sie nicht mit unzüchtigen Bildern an, wie die Bewohner der Küste Koromandel, Malabar und in Bengalen. Die Peguaner bezeugen eine vorzügliche Achtung für den Tempel Kelkel bey Siriam, und die Barmanen für den Tempel Digon bey Rangon. Der letztere ist auf eine sonderbare Art gebaut: er lauft kegelförmig in die Höhe, und hat weder Thüre noch Fenster, nur an der Spitze, worauf man die von Alompra hingesetzte Krone siehet, befindet sich eine Oeffnung, durch welche die Fürsten, die Vornehmen und das Volk die unermeßlichen Schätze, die sie opfern, hineinwerfen. Es muß hier der reichste Schatz von der Welt beysammen seyn, wenn er anders nicht von den Barmanen vermittelst unterirdischer Gänge geplündert wird.

Eine barbarische Gewohnheit ist, daß bey Erbauung einer Pagode die zuerst Vorbeygehenden in den Grund geworfen werden. Sie kommt indeß sehr häufig vor, weil diese Völker beynahe ihr ganzes Vermögen auf solche Gebäude verwenden, und hierinn ein grosses Verdienst suchen, so wie auch darinn, daß sie Baos, eine Art von Klöstern, stiften, und zu Leichbegängnissen ihre Talapoins, die mit vielem Pracht verbrannt werden, etwas beytragen.

Aus diesem Leichgepränge, das sie mit ihren Priestern treiben, läßt sich abnehmen, wie hoch sie dieselben verehren. Sie sind ungelehrter, als die Bramanen und führen den Namen Ponghis. Ob man sie gleich Talapoins nennet, so stehen sie doch in keiner Verbindung mit den Priestern von Tibet, und kennen auch den

grossen Lama nicht, wie von einigen Schriftstellern vorgegeben worden ist.

Der Souverän wird auf eine Art verehrt, die an die Anbetung gränzt. Nach einem bey den Morgenländern allgemein eingeführten Gebrauch wirft man sich vor ihm nieder, mit gefaltenen Händen und blossen Füssen, welche leztere gegen die Schenkel zurük gebogen werden. Selbst die Grossen müssen, so oft sie sich ihm nähern, diese demüthige Stellung annehmen.

Bey allen Feyerlichkeiten sezt er sich auf einen sehr hohen Thron, um zu zeigen, wie weit er über die Prinzen, die seinen Hof ausmachen, erhaben sey. Keiner von diesen darf, wann Er die Stadt verläßt, darinn bleiben, und man schließt sorgfältig die Thore. Er hält sich für so mächtig, als ob er allen Königen auf Erde Befehle geben dürfte, und iedesmahl, wann er abgespeiset hat, wird unter Trompetenschall ausgerufen, es habe sich der König aller Könige und aller Mächte von der Tafel erhoben, und nun habe auch ieder andre Erlaubniß, zu Tafel zu gehen. Er glaubt es gebe keinen Souverän, der ein so schönes Reich besitze, als das seinige ist, und es könnten ohne dasselbige die übrigen Nationen nicht leben. Auch das Volk steht in diesem Wahn; es nennt die Fremden hölzerne Leute und schiebt ieden Verstoß gegen ihre Landesgebräuche auf die natürliche Rohheit und schlechte Erziehung derselben.

Der Kaiser hat das Recht des Lebens und Todes über alle seine Unterthanen, die er als Sklaven betrachtet. Von dieser Knechtschaft gedrükt sehen sich Privatpersonen genöthiget für sich in elenden Umständen zu leben. Wer nur irgend einiges Vermögen besitzt, sezt den Talapoins iährliche Gehalte aus, oder läßt Pagoden bauen. Spart iemand sein Geld, so fängt der Gouverneur Händel mit ihm an, und in Kurzem ist er geplündert.

dert. Verbirgt ers und man kommt dahinter, so kostets ihm gar sein Leben, denn man zieht ihn in den Verdacht, er habe es zu heimlichen Ränken zurükbehalten.

Und gleichwohl ist der Peguaner in sein Vaterland verliebt. Er ist höflich, dienstfertig, leutseelig, dabey aber empfindlich und zänkisch. Die Gesetze fanden keinen tüchtigern Zaum für das Volk, als Geldstrafen. Man entgeht, das Verbrechen heisse wie es wolle, aller Ahndung, wenn man die darauf gesetzte Geldsumme hinterlegt, und den Richtern und Schreibern ihre Sporteln bezahlt. Doch ist hievon der Meuchelmord ausgenommen, wiewohl nur für das gemeine Volk, denn die Grossen entgehen der Strafe und dürfen ungeahndet sündigen. Wer einen andern gerichtlich belanget, darf nicht allezeit hoffen, daß er gewinnen werde; denn wenn es an Beweisen fehlet, so werden beyde Partheyen im Wasser untergetaucht, und der, welcher zuerst wieder heraufkommt hat seinen Proceß verlohren, kann sich aber noch retten, wenn er sich mit Haab und Gut dem Kaiser zu einen leibeigenen Sklaven übergiebt, denn in diesem Fall hat sein Gegner kein weiteres Recht an ihn.

Die Peguaner sind in ihrer Lebensart sehr mässig. Fast ihre ganze Nahrung besteht aus Gemüse und faulen Fischen, die sie Prox nennen, und womit sie, statt des Gewürzes, ihre Ragouts schmackhafter machen. Sie sind, gleich allen Morgenländern, wollüstig. Die eheliche Verbindung ist nicht unauflöslich, und kann gerichtlich getrennet werden, wobey aber der ansuchende Theil nichts aus dem Hause, ausser was er auf dem Leib hat, mitnehmen darf. Die sonst im Morgenlande so gewöhnliche Vielweiberey wird in Pegu nur geduldet, und ist sogar von der Religion verbotten. Indeß giebts daselbst öffentliche Bordele, wo ieder um Geld sich auswählen kann. Alle des Ebebruches überwiesene Weiber müssen hinein, und

und sich daselbst brauchen lassen. Die Mannspersonen sollten zwar nach dem Gesetz am Leben gestraft werden, sie können sich aber mit Geld loskaufen.

Die gemeinen Weibsleute gehen beynahe nackt. Sie dürfen weiter nichts als eine Art von Rock tragen, der nur bis an die Kniee reicht, von hinten angelegt wird, und nicht weit genug ist, um vorn ganz über einander geschlagen zu werden, so daß man einer Weibsperson im Gehen bis zu oberst an den Schenkel hinauf sehen kann. Die vornehmen Damen tragen nach dem ihnen zustehenden Rang längere oder kürzere.

Insgemein werden die Todten verbrannt. Die Grossen aber und die ihrer Wissenschaft wegen angesehenen Talapoins werden vorläufig einbalsamirt, in bleyerne Särge gelegt, und oft erst sechs Monate nach ihrem Absterben zum Scheiterhaufen getragen.

Der Handel nach Pegu wirft ietzt nicht mehr so viel ab, als ehehin. Um nur einigen Gewinn zu ziehen, müssen die Schiffe nach Achem gehen, wohin sie Flinten, Pulver, kleine Kanonen, grobes Leinentuch, Golddrath, Galonen und Wollentuch führen, und dagegen Benzoin, Kampher und Gold eintauschen, wobey man heut zu Tage mehr nicht, als vier Procent gewinnt; die übrigen Artikel bedeuten nicht viel. Der Gewinn beym Verkauf steigt nie über zwanzig oder fünf und zwanzig Procent. Da der König allein den Handel treibt, so muß man an seinen Agenten um den ihm beliebigen Preis verkaufen und auch von demselben kaufen, kann man aber ein und andre Waaren seiner Habsucht vorenthalten und selbige an das Volk verkaufen, so gewinnt man beträchtlich dabey.

Die Franzosen hatten sich das Zutrauen der Achemer erworben, und wurden von denselben um ihres freundlichen Wesens willen den Engländern vorgezogen. Allein seitdem iene wieder sie gefochten, besonders das Schiff der

der Friede 1770 und der Stern auf Borneo 1775, sind sie ihnen ganz abgeneigt. Sie machen ihnen allemahl, wann Schiffe anländen, Vorwürfe deswegen, und man wird es ihnen nie aus dem Sinne bringen können. Eben daher werden die Franzosen bey ihrem Handel mit diesem Volke stets Hindernisse finden, denn es ist feigherzig und folglich auch verrätherisch und rachsüchtig.

Sobald sich ein Schiff im Hafen vor Anker legt, muß es dem König durch einen Officier von der Mannschaft das Kompliment machen lassen, dieser darf aber nicht mit lerren Händen kommen, sondern muß allezeit einige Geschenke mitbringen. Ehehin mußte er, bevor er in die königlichen Zimmer eintratt, seine Schuhe ausziehen, iezt aber kann er das unterlassen, wofern er nur über seine gewöhnlichen Schuhe noch ein Paar von rothem Tuch anziehet.

Die Schiffe, welche nach Pegu gehen, nehmen zu Achem einen Theil ihrer Ladung an Areken mit, weil sie anders zubereitet seyn müssen, als die welche man nach der Küste Koromandel führt; welches einen Aufenthalt von beynahe vier Monaten nothwendig macht. Die übrige Ladung besteht aus Kokosnüssen, die auf den Nikobardischen Inseln eingeschifft werden. Diese beyden nach Pegu verführten Artikel bringen allezeit fünf und dreysig bis vierzig für Eins ein.

Man hält es in Pegu mit den fremden Schiffen eben so, wie in Japan. Sobald sich ein Schiff vor Rangon vor Anker legt, läßt der Gouverneur Befehl ertheilen, daß man das Steuerruder und die auf Laveten liegenden Kanonen ans Land schaffen soll, es wird auch ein getreues Verzeichniß abgefordert, wie stark die Mannschaft sey, was man für Waffen bey sich habe, wie viel Ballen Waaren man mitbringe, und überhaupt, was man alles an Bord habe. Man sondert das, was zur

Bewaf-

Bewaffnung oder zum Gebrauch des Schiffes dienet, von dem ab, was zum Verkauf gebracht wird. Nach dieser Anzeige läßt der Gouverneur ein Magazin anweisen, worein alles gelegt werden muß.

Ehe dies genau vollzogen worden, darf man sich mit niemand in Unterhandlung einlassen. Dann aber begiebt sich der Gouverneur mit einem grossen Gefolge auf das Schiff, wo man ihm gastiren muß. Findet sich bey seiner Durchsuchung etwas, das nicht angegeben worden, wär es auch Geld, so läßt ers konfisciren; denn es darf kein Officier mehr als zwanzig Rupien bey sich behalten, alles Geld muß wie die Waaren in das Magazin geliefert werden, doch mit dem Unterschied, daß keine Abgabe davon entrichtet werden darf, und man auch dafür sorgt, es wieder verabfolgen zu lassen. Nach geendigter Durchsuchung macht man dem Gouverneur die gewöhnlichen Geschenke, welche in porcelänenen Tellern, Zucker und einigen Büchsen Thee bestehen. Durch diese Umständlichkeit werden oft die Handlungsgeschäfte verzögert, weil man sich keinen Arbeiter, so nöthig man ihn hätte, eher anstellen kann, bis sie pünktlich beobachtet worden.

Eine andre Untersuchung wird mit all dem, was ins Magazin gebracht worden, vorgenommen. Man öffnet die Ballen, um die Abgaben davon zu entrichten. Der König bekommt zehen vom hundert in Natura, denn man zählt immer neun Stüke und das zehnte gehört ihm. Die Schreiber, Aufseher und der, welcher den Waaren das Siegel aufdrükt, bekommen zwey und einen halben vom Hundert. Einer von den Obersten hat noch das Recht fünf Stüke zu nehmen, wiewohl keine beträchtlichen, als Tücher und andre theure Artikel. Wenn nun alles in Richtigkeit gebracht worden, so darf dann das Schiff geladen werden.

Das Teckholz, welches man von da bringt, ist vortrefflich zum Bauen, und es lassen sich schöne Geräthschaften daraus verfertigen. Es hält sich im Wasser ohne Schaden zu nehmen, und es ist gar nichts seltenes in Pegu gebaute Schiffe zu sehen, die hundert Jahre auf der See gewesen. Dieses Land hat vielen natürlichen Reichthum. Es finden sich darinn Gold- Silber- Kupfer- und Zinn-Bergwerke, sie werden aber nicht benutzt. Eisen findet sich gediegen in Massen zu funfzehen bis zwanzig Pfund, und kann sogleich verarbeitet werden. Die Rubine, ob sie schon sehr gemein sind, haben doch einigen Werth, man kann sie aber nicht anders als durch Schleichhandel aus dem Reiche bringen, und es würde unermeßliche Summen, wohl gar die Freyheit und die Konfiscation des Schiffes kosten, wenn man darüber ertappt würde.

Es giebt auch daselbst Saphire, Smaragde, Topase und Berylle. Die Peguaner nennen diese Edelsteine sämtlich Rubine, und unterscheiden sie durch die Benennung blauer, grüner, gelber rc. Rubin. Es hat mich der gelehrte Naturforscher Hr. Rome' de l' Isle, der in der Naturgeschichte so manche brauchbare Entdeckungen gemacht hat, versichert, daß alle diese orientalischen Edelsteine einerley zu seyn scheinen, da sie alle einerley Krystallisation, einerley Schwere und einerley Härte haben, und die Verschiedenheit ihrer Farben blos von den Theilchen kommt, womit sie gefärbt sind. Somit hätten die Peguaner nicht ganz Unrecht, wenn sie allen diesen Edelsteinen einerley Namen geben.

Schwefel und Theer sind daselbst gemein und sehr wohlfeil.

Der Boden ist fruchtbar, man baut ihn aber blos um Reis zu gewinnen, wovon man eine besondre Art säet, die auf der Küste sehr geschätzt und Ploc genennet

net wird. Wenn man ihn kocht, löst er sich auf und wird zu Sulze.

Die Peguaner haben weder Tuch- noch Seiden-Manufakturen, und fabriciren blos zu eigenem Gebrauch einige Kattunzeuge.

Die übrigen Produkte sind Indigo, Kaschu, Elfenbein, Fischthran, Baumharz und Erdpech. Die Pferde sind ausnehmend schön, die Elephanten und Büffel entsetzlich groß, wie nicht weniger die Ochsen und Schaafe, woran das Land einen Ueberfluß hat. Den einträglichsten Handelszweig gäbe der Salpeter, den man daselbst eben so häufig als in Bengalen findet, aber er ist sehr scharf verbotten, und der Souverain hat noch nie die Ausfuhr desselben bewilliget.

Es würde für Frankreichs Handel sehr vortheilhaft seyn, wenn es seinen Verkehr mit Pegu wieder auf den alten Fuß setzte. Dies hängt aber von dem Glüke seiner Waffen auf der Indischen Küste und von dem wiederhergestellten Frieden unter den europäischen Mächten ab.

3.

Von der Insel Madagaskar.

Man erwarte hier keine allgemeine Beschreibung von Madagaskar, die wegen der Grösse des Landes und der Verschiedenheit seiner Gegenden einen lang dauernden Aufenthalt daselbst erforderte, sondern nur was dem Verfasser selbst vorgekommen ist und von ihm untersucht werden konnte.

Ehe noch Europäer auf dieser Insel landeten, glaubten die Madegassen schon, sie würden einst von den Kindern der Sonne überwunden werden. Als die Franzo-

sen dahin kamen, hielten sie selbige für diese Sonnenkinder und liessen sich von ihnen unteriochen.

Man kennet blos die östliche Küste. Die vorzüglichsten Häfen an derselben sind: das Fort Dauphin, Tamatave, Foule pointe, die Insel St. Marie, und der Hafen Choiseuil in der Bucht von Antongil. Der westliche Theil wird wegen der Grausamkeit dieser Küstenbewohner sehr wenig besücht, und ist daher auch wenig bekannt.

Es giebt drey sehr von einander verschiedene Menschengeschlechter auf Madagaskar. Das erste ist sehr schwarz, hat kurze und krause Haare, und scheint das Eingebohrne zu seyn. Die, welche das andere ausmachen, bewohnen einige innere Provinzen, haben eine gelblichte Farbe, lange flache Haare, und heissen Malambus. Sie führen beständig mit ienen Krieg; auf der Insel France macht man weniger aus ihnen, als aus den vorigen, weil sie keine so starken Kräfte zur Arbeit haben und überhaupt sehr faul sind; nach ihren Gesichtszügen haben sie viel Aehnlichkeit mit den Malayen. Das dritte Geschlecht wohnt in der Nachbarschaft des Forts Dauphin, und in einigen Gegenden der westlichen Küste. Diese Leute stammen von einigen alten Arabern ab, die durch Schiffbruch auf die Insel kamen, und sich darauf anbauten. Sie haben von ihren Vorfahrern die äusserliche Gestalt und einige Gewohnheiten beybehalten, wissen aber gar nichts von ihnen, sondern sagen blos, sie seyen, keine Eingebohrnen, wobey sie sich zugleich für Kinder des Meers halten, weil dieses ihre Stammväter auf dieses Land geworfen hat. Sie schreiben die madegassische Sprache mit arabischen Karakteren auf eine Gattung schlechten Papiers, das sie selbst aus einer dünnen, Foutasche genannt, Baumrinde machen; auch schreiben sie auf Blätter von dem Palmenartigen Baume Ravenala, welche

welche den Blättern des Pisangbaums gleichen, aber länger und dicker sind. Hiezu bedienen sie sich, nach Art der Indier, eines Grabstichels. Die auf das Blat gezeichneten Karaktere sind anfänglich nicht sehr merkbar, aber je dürrer dasselbe wird, desto schwärzer werden diese. Man erkennt diese Leute auf der ganzen Küste für Gelehrte, und nimmt seine Zuflucht zu ihnen, wenn man irgend ein Anliegen hat, ein Opfer verrichten, oder das Loos ziehen will. Sie haben sich das ausschliessende Recht, die Thiere zu töden, zugeeignet; ein Madegasse, der in ihrem Distrikt ein Huhn abwürgte, würde ein grosses Verbrechen begehen, und wenn ein Fremder durchreist und etwas von Geflügel essen will, so schickt er allezeit nach einem Einwohner, daß er demselben den Hals abschneide. Dieses Recht verlieren aber diejenigen, welche Schweinenfleisch essen; denn sie haben einen solchen Abscheu gegen diese Thiere, daß sie dergleichen gar nicht in ihre Dörfer kommen lassen.

Man sagt, es enthalte sich im Innern der Insel eine weisse und zwergartige Nation, die fast wie die Hottentotten unter der Erde leben, sehr arbeitsam seyn, mit ihren Nachbarn keine Gemeinschaft haben, aus Tag Nacht und aus Nacht Tag machen, und alle diejenigen, welche in ihre Gegenden kommen, opfern soll. Ich getraue mir nicht, für ihre Existenz zu bürgen. Doch habe ich im Fort Dauphin eine dreysigjährige Weibsperson gesehen, die dem Vorgeben nach von dieser Nation war; sie war ziemlich weiß und nicht über drey und einen halben Fuß groß, ohne Zweifel aber eine Seltenheit, denn wenn es wirklich eine solche Nation gäbe, so würden wir ein und andere Leute davon in unsern Faktoreyen gesehen haben.

Die Kleidung der Madegassen ist blos eine drey Ellen lange Schürze, die sie über die Schultern werfen, so daß die beyden Ende vorn herunter hängen. Sie besteht aus Zeug, der aus den Blättern vom Raphia oder

Muphia, einer Palmart, die mit dem Sagu auf den Molukken einerley seyn dürfte, gemacht wird. Man kennt diese Zeuge in Europa unter dem Namen Baumrindenzeuge, und einige davon sind feiner als unsere schönsten Kamelote. Die Vornehmen habe ihre Schürze von Seide oder Katun, und am Saume mit Franzen und kleinen gläsernen oder zinnernen Stükgen besetzt. Das Haupt bedecken sie mit einem Käppchen aus Binsen. Die Weiber umgürten die Lenden mit einer blauen Leinwand von drey bis vier Ellen, welche ihnen statt eines Rockes dient, und darunter tragen sie noch der Reinlichkeit wegen ein grösseres oder kleineres Stük weisser Leinwand. Sie haben auch noch eine Art von Korset oder Halbhemd von blauer Leinwand, das nur bis an die Hälfte des Busens hinunter reicht, und vorne statt der Agraffen mit verschiedenen goldenen oder silbernen Plättchen geziert ist. Sie tragen auch Ohrgehänge, silberne und gläserne Armbänder, und um den Hals goldene oder silberne Ketten, die im Lande selbst verfertiget werden.

Ihre Nahrung besteht zu Foulepointe aus Reis, den sie mit Fischen oder mit zerschnittenen und in Wasser gekochten Hühnern essen. In die Brühe legen sie einige Blätter vom Ravensara und thun etwas Seewasser daran, weil sie das Salz nicht kennen. In dem Innern der Insel bedienen sie sich der Blätter eines Baums, den wir unter dem Namen Salzbaum kennen. Der genannte Ravensara ist ein Specereybaum, dessen Blätter und Früchte etwas von vier uns bekannten Gewürzen an sich haben. Die Art, seine Blätter so zu bereiten, daß sie alle ihre Würze behalten, ist sehr einfach. Man fädelt sie büschelweise an einander, und läßt sie einen Monat lang an der freyen Luft hängen, damit sich ihre wässerichten Säfte verlieren, wirft sie dann vier bis fünf Minuten in siedendes Wasser, trocknet sie an der

Sonne oder im Rauchfang, und so erhalten sie sich, blos noch mit ihrem Oehl geschwängert, einige Jahre lang.— Statt Tischtuch und Schüsseln bedienen sie sich der Blätter von Pisang, auf deren eines Ende sie den Reis und auf das andere das Fleisch legen. Zum Reisessen nehmen sie auch ein Stük Pisangblat, das wie ein kleiner Trichter gebogen ist, womit sie etwas Brühe auffassen. Nach dem Essen trinken sie nichts anders als Wasser, das in dem Geschirr aufgesotten hat, worinn der Reis gekocht worden und an dessen Boden sich eine sehr dicke Kruste angesetzt hat. Diese Vorsicht ist in einem Lande, wo das Wasser überhaupt sehr schlecht und fast immer mit Seewasser vermischt ist, von grossen Nutzen.

Ihre Häuser haben nur ein einziges Gemach, in welchem die ganze Familie schläft. Das Zimmerwerk daran besteht aus dicken in die Erde gesteckten Pfählen. Die Wände sind aus zusamm gesetzten und an Latten von Bambusholz gehefteten Ribben von Ravenalablättern verfertigt, und inwendig mit Matten behangen. Das Dach ist mit Ravenalablättern gedeckt, deren Ribben nahe aneinander stossen, welches eine sehr feste Oberdecke giebt. Der Fußboden ist gewöhnlich ein oder zwey Fuß hoch erhaben; er ist aus starken Bambushürden gemacht und mit Matten belegt, ausser einer Ecke, wo der Heerd zum Kochen stehet. Sie unterhalten darauf, ihrer Gesundheit wegen, beständig Feuer, so gar die Nacht durch.

Die Wohnungen der Vornehmen sind nicht schöner. Das einzige wodurch sie sich unterscheiden, ist ein darum gezogenes Palissadenwerk, und ein vor dem Hause stehender Mast, der höher als das Gebäude ist, und woran die Hörner von all den Ochsen hängen, die man an öffentlichen Festen geopfert hat.

Ihr Hausgeräthe besteht aus etwas irdenem Küchengeschirr, aus Bambusen oder Kürbissen zum Wasserschöpfen,

schöpfen, und aus einigen kleinen geflochtenen Körben, worinn sie ihre Schürzen verwahren.

Ehe sie die Europäer kennen lernten, waren ihre Waffen blos die Sagaye, eine Art von Wurfspieß, der fünf bis sechs Fuß lang und an beyden Enden mit Eisen beschlagen ist, den sie auch mit vieler Geschicklichkeit zu werfen wissen; nun aber führen sie auch Flinten, Pistolen und Säbel.

Die Künste sind in diesem Lande noch weit zurük. Die Weibspersonen im südlichen Theil verfertigen Schürzen vom Baumwolle und Seide, und die im nördlichen Theile von Raphiablättern. Ihre Werkstühle sind sehr einfach, und bestehen blos aus vier in die Erde gesteckten Stüken Holz. Man findet unter ihnen Goldarbeiter und Schmiede, welche Ketten und andere Sachen verfertigen, die sie aber nicht zu poliren wissen. Die Blasbälge, deren sie sich bey ihrer Feueresse bedienen, bestehen aus zwey hohlen zusammgebundenen Baumstämmen; unten daran sind zwey eiserne Röhren, und innen in iedem Stamme ein statt des Wergs mit Raphia umwundener Pumpenstock; der Lehrjung, welcher die Maschine in Bewegung sezt, stößt einen Stock um den andern hinein, während daß er den andern emporhebt. Sie haben zwar alle zu einer Flinte gehörigen Stüke machen gelernt, aber den Lauf zu bohren ist ihnen noch nie möglich gewesen.

Der Ackerbau ist nicht weiter gekommen, als die Künste. Man sieht daselbst weder Gärten noch Obstbäume. Die nördlichen Einwohner bauen nichts als Reis, von dem sich sich nähren, und da dieses Gewächs in den südlichen Gegenden nicht fortkommt, so bauen die Bewohner derselben dafür Sorg (petit mil.) Sie ackern das Feld nicht, sondern verbrennen nur das in den Sümpfen wachsende Gras und säen dann zu Anfang der Regenzeit

genzeit ihren Reis darauf. An verschiedenen Orten geben sie sich nicht einmahl die Mühe zu säen, sondern lassen einige Aehren auf den Stengeln stehen, von denen dann die Körner ausfallen und von selbst aufwachsen.

Die Aerzte stehen daselbst in grossem Ansehn. Ihre ganze Wissenschaft besteht in der Kenntniß einiger aromatischer stopfender und reinigender Pflanzen, wovon sie gemeiniglich ein Gemengsel entweder zum Trinken oder ins Bad machen. Man sucht aber nur in den schwersten Krankheiten bey ihnen Rath, wenn schon die gemeinen und iedermann bekannten Mittel gebraucht worden sind. Diese Mittel sind, daß man eine Art grosser Erbse mit etwas Kalk zerstößt und davon ein Pflaster macht, welches man auf den leidenden Theil legt. Wenn die Krankheit ernsthaft wird, stecken sie irgend einen Baumast, der seine Blätter noch hat, über die Hausthüre, und verschliessen sie mit einer in ein Dreyeck gezogenen Schnur vermittelst eines in die Erde gesteckten Steckens. Durch dieses Zeichen giebt man den Freunden zu verstehen, daß sie nun nicht wie gewöhnlich hinein kommen dürfen, und daß die Thüre nur dem Arzte und andern zum Dienste des Kranken brauchbaren Personen geöffnet werde.

Der Arzt macht dem Kranken Umschläge und verordnet seine Diät. Manchmahl nimmt er auch eine Aderläße vor, doch geschieht das nur im äussersten Nothfall. Wenn er diese Operation für nöthig hält, so nimmt er sie an allen Theilen des Leibes vor, und vornehmlich an dem, welchen er für den Sitz des Schmerzens ansieht. Zuerst setzt er ein Ochsenhorn mit seinem weitesten Ende auf; ein kleines an dem andern Ende angebrachtes Loch dient ihm, mit dem Munde zu pumpen und das Blut nach diesem Theil hin zu ziehen; darauf nimmt er ein schlechtes Messer, dessen Spitze zurük gebogen ist, macht einige Schröpföffnungen, und setzt das Horn zum andern-

 mahl

mahl auf. Wird die Krankheit gefährlicher, so verrichtet man Opfer und schlachtet Ochsen, welche man den Nachbarn austheilet, nachdem man vorher allemahl einen Theil für die wohlthätige Gottheit und einen andern für das beschädigende Wesen weggethan hat; die Hörner werden auf einer Stange vor der Hausthüre aufgehangen: Wenn der Kranke stirbt und Vermögen hinterläßt, so fängt man die Opfer von neuen an, und setzt sie so lange fort bis der Leichnam begraben ist, welches einige Tage ansteheet. Während der Nacht schießt man Flinten vor dem Hause los, um die bösen Geister zu vertreiben. Endlich legt man den Todten in seiner schönsten Kleidung in einen hölzernen Sarg und begräbt ihn ausser dem Dorf. Auf dem Begräbnißplatze errichtet man eine Hütte, und hängt vor derselben an einer Stange von all den Ochsen, die bey seinem Tode geschlachtet worden, die Hörner auf. Steht er mit angesehenen Familien in Verwandschaft, die weit von dem Begräbnißplatze weg wohnen, (denn es haben alle vornehmen Familien ihre eignen Grabmähler,) so trägt man ihn mit grossem Gepränge zu seinen Verwandten, und verrichtet dort einige Tage hindurch die nämlichen Ceremonien, worauf man ihn erst in das Grab seiner Voreltern legt.

Die Madegassen haben eigentlich gar keine Religion. Doch nehmen sie zwey Grundwesen an, ein gutes und ein böses, das erstere nennen sie Janhar, welches grosser Gott, Allmächtiger heißt. Diesem errichten sie keine Tempel, bilden es auch nie unter sichtbaren Gestalten ab, und ruffen es, weil es ohnehin gut ist, nicht an, doch bringen sie ihm Opfer.

Das andere Grundwesen heißt Angat. Für dieses behalten sie allemahl einen Theil der Opfer zurük, die sie dem erstern schlachten.

Sie

Sie glauben, daß die Menschen nach dem Tode böse Geister werden, die ihnen manchmahl erscheinen und im Traume mit ihnen reden. Den Lehrsatz von der Seelenwanderung kennen sie nicht, glauben aber doch, daß einige Seelen, nach dem Karakter der Person, in einem Thierkörper oder in eine Pflanze übergehen, und da sie einstmahl auf dem Grabe eines Vornehmen, der ein grausamer blutdürstiger Mann war, und verschiedenen schwangern Weibern den Bauch hatte aufschneiden lassen, um die Geheimnisse der Zeugung zu entdecken, Schlangen sahen, so glaubten sie, daß seine Seele in den Körper dieser Thiere gewandert sey. In der Bucht von Antongil verehrt man einen Badamier, welcher aus der Asche eines wohlthätigen Königes erwachsen seyn soll.

Einige nennen sich, ob sie schon nicht das mindeste von Muhammed wissen, Moslemin (Muselmänner), weil sie mit Arabern handeln, die ihnen das Geld wieder abnehmen, das sie jährlich von den Franzosen für Sklaven, Ochsen, und zwey bis drey Millionen Scheffel Reis lösen. Sie verbinden mit ihren Muhammedismus den ausschweifendesten Aberglauben. Schon in ihrer Kindheit werden sie beschnitten, und diese Ceremonie wird alle drey Jahre vorgenommen, indem man alsdann einen grossen Festtag feyert, und an selbigem alle Kinder aus der Nachbarschaft herbey bringt, um sie zu verstümmeln. Das Oberhaupt läßt verschiedene Ochsen schlachten, und Tok herbeyschaffen, ein aus Zuckerrohr mit Bela-aye bereitetes Getränk, das mit dem Simaruba einerley Eigenschaften hat. So lange nun der Vorrath dauert, ist das Fest glänzend, wann aber nichts mehr zu trinken da ist, geht ieder wieder nach Hause.

Eben so, wie fast alle wilde Völkerschaften, halten die Einwohner von Madagaskar die Finsternisse für Vorbedeutungen irgend eines grossen Unglüks, trösten sich aber

aber dabey dessen, daß ein solches Unglük nur Personen von vornehmen Stande treffen könne.

Bey der Geburt eines Kindes erforschen sie die Vorbedeutungen. Sind diese nicht günstig, so setzen sie das Kind in einem Wald den wilden Thieren aus.

Man sollte auf den Gedanken kommen, daß diese Völkerschaften das Meer anbeten, wenn man sie eine Ceremonie beobachten sieht, die sie, so oft sie eine Reise längs der Küste hin machen, vornehmen. Es ist selbige eine Art von Seegnung, die sie dem Schiffe ertheilen. Der Steuermann faßt mit einem Stük Ravenalablat etwas Seewasser auf, und richtet dann Gebete an das Element, das ihn nun tragen soll, beschwört es, seinem Schiffe nichts zu Leide zu thun, selbiges vielmehr vor allen Klippen zu bewahren, und bald mit vielen Sklaven beladen wieder in den Hafen zu bringen; hernach läßt er sich ins Wasser hinab, fährt rings um das Fahrzeug herum und besprengt es allenthalben mit Wasser; hierauf kommt er wieder ans Gestade, gräbt ein Loch in die Erde und legt ein Stük von Ravenalablat hinein; die übrigen Schwarzen, welche die Fahrt mitmachen sollen, setzen sich in einem Kreis herum, richten Gebete an das Meer, machen das Fahrzeug flott, und laufen dann aus.

Es findet sich auf Madagaskar eine Art Zitterer (Convulsionnaires,), die für Zauberer gehalten werden. Sie gerathen in Wuth, und scheinen in dem nämlichen Augenblick zu sterben; nachdem sie einige Stunden in diesem Zustand zugebracht haben, scheinen sie aus einem langen Schlummer aufzuwachen, und kramen dann all die Träumereyen aus, die ihnen in den Sinn kommen.

Die Madegassen nehmen so viel Weiber, als ihnen beliebt, scheiden sich aber auch nach Gefallen von ihnen, und rechnen sichs sehr zur Ehre an, wenn ein Euro-

Europäer sie genießt. Ob gleich diese Weiber die Haushaltungsgeschäfte besorgen müssen, so hängen sie demohngeachtet der Koquetterie nach, und bringen ganze Täge zu, sich für ihre Liebhaber zu putzen.

Anverwandte oder gute Freunde, die lange Zeit abwesend gewesen sind, werden bey den Madegassen nicht mit lärmenden Freudenbezeugungen, auch nicht einmahl mit Umarmungen, die ihnen ganz unbekannt sind, bey ihrer Rükkunft empfangen. Sie geben ihre Freude blos dadurch zu erkennen, daß sie Hand auf Hand legen, ohne sie doch zu drüken.

Die Madegassen haben verschiedene Proben, wodurch, wie sie glauben, die Wahrheit ans Licht gebracht werden kann. Die vornehmsten sind die Wasser- die Tanghin- und die Feuerprobe.

Die erstere besteht darinn, daß man bey dem Kayman schwört. Die, welche sich dieser Probe unterwerfen, müssen durch einen Fluß waten, worinn sich diese Thiere in Menge aufhalten, und eine Zeit lang darinn verweilen; werden sie von den Kaymans nicht angefallen, so hält man sie für unschuldig. Die südlichen Bewohner haben eine andre Wasserprobe. Man wartet, bis die See äusserst stürmisch ist, und setzt dann den Schuldigen auf einen ausser dem Fort Dauphin liegenden Felsen; wird er da von den Wellen verschont, so ist seine Unschuld erwiesen.

Die Feuerprobe geschieht damit, daß man ein glühendes Eisen über die Zunge zieht. Da es unmöglich ist, daß diese nicht davon verbrannt werde, so werden allezeit dieienigen, welche sich dieser Probe unterziehen müssen, für schuldig erkannt.

Das Danghin ist eines der tödlichsten Gifte aus dem Pflanzenreich. Man läßt solches in zweifelhaften Fällen,

wo

wo es an Beweisen mangelt, die Beschuldigten verschlingen, doch werden nur Leute, welche Sklaven und Heerden besitzen, dieser Probe unterworfen. Wenn einem Oberhaupt ein Anverwandter stirbt, und es ist ihm etwa ein reicher Privatmann bekannt, so veranstaltet er ein Kabar, d. i. eine Rathsversammlung der Vornehmsten im Dorf und der benachbarten Dorfshäupter, klagt vor ihnen den Mann, dessen Güter er an sich ziehen will, an, er habe seinen Verwandten mit Gift vergeben, und verlangt, daß er das Tanghin nehmen solle. Wird nun das von der Rathsversammlung bestättiget, so geht iener dann selbst zu dem Angeklagten und kündiget es ihm an. Dieser, weil er sich in seinem Gewissen rein befindet, glaubt fest, das Gift werde ihm nicht schaden, bestimmt selbst den Tag woran ers nehmen will, läßt seine Verwandten zu sich kommen, und bereitet sich zur Probe vor, indem er nichts von all dem genießt, was Leben hatte. An dem gesetzten Tage reicht man ihm eine starke Dosis Tanghin, die ihn dann gewöhnlich unter die Erde bringt. Stirbt er also, so erklärt man ihn für schuldig, und seine Verwandten werden Sklaven des Oberhaupts, dem nun die Güter des Unglüklichen von Rechtswegen gehören. Indeß, da es diesem nur darum zu thun ist, sich der hinterlassenen Sklaven und Heerden zu bemächtigen, so schenkt er den Verwandten die Freyheit. Daher muß nun in einem Lande, wo solche barbarische Gesetze gelten, ieder sorgfältig verbergen, was er besizt, wenn er der Unterdrükung der Oberhäupter entgehen will, da hingegen diese nie Gefahr laufen, Sklaven zu werden, denn wenn sie auch im Krieg in Gefangenschaft gerathen, so werden sie sogleich niedergestossen.

Die Insel Madagaskar ist in kleine Herrschaften getheilt, und iedes Dorf hat seinen Beherrscher, der wie unabhängig lebt. Die königliche Würde ist erblich.

Der

Der Dian oder Dorfsherr darf nichts unternehmen, ohne vorher den Rath zu versammeln, bey dem auch Fremde, ja sogar seine Feinde zugegen seyn dürfen. Jeder sagt dann seine Meynung, wann nach seinem Rang die Reihe an ihn kommt, und nie hört man zwey zugleich reden.

Wäre dieses Land von Europäern bewohnt, so würde es vielleicht das schönste, mächtigste und natürlich reichste seyn. Es finden sich daselbst Gebirge von Quarz und Bergkrystall, Gold- Silber- und Kupferminen, Edelsteine, Ambra, viel vierfüßigte Thiere, Vögel, Insekten und Gewürme, die uns aber, so wie die Produkte aus dem Pflanzenreich, wovon die Menschheit viel Nutzen ziehen könnte, noch sehr wenig bekannt sind.

Hier ist eine kurze Beschreibung von einigen mittäglichen Provinzen, die wir kennen.

Die Provinz **Matalan** ist unstreitig eine der beßten auf Madagaskar. Sie liegt auf einem angenehmen Hügel, dessen Anhöhe einen sanften sich bis an das Seeufer hin erstreckenden Abhang bildet, den verschiedene still fliessende Bäche durchschneiden, welche die Fruchtbarkeit des Bodens vermehren. Man findet daselbst viel hochstämmiges Holz, eine grosse Menge Kokos- Areken- und andre Palmbäume, der Maniok, die Pataten und die Kambards gedeyhen zu einer ausserordentlichen Dicke, und das Zuckerrohr wird daselbst viel schöner als auf unsern Inseln. Die Einwohner bauen den Reis auf trocknem Boden. Es wäre zu wünschen, daß längs der Küste hin eine Rheede wäre, wo die Schiffe sicher liegen könnten, denn gerade dieser Theil hat die beste Lage zur Ansiedelung einer Kolonie, und diese sowohl, als die Wenigkeit der daselbst befindlichen Moräste läßt schliessen, daß er weniger ungesund sey, als alle übrigen von den Franzosen bewohnten Gegenden.

Diese

Diese Provinz wird von zwanzig Dorfsherren beherrscht, von denen einer in wichtigen Vorfallenheiten ein überwiegendes Ansehen hat. Man nennt sie Zafe-Kaminie, und sie stammen alle von einer arabischen Familie ab, die sich in dieser Gegend niedergelassen hat und deren Oberhaupt Raminie hieß. Dieser hatte viele Kinder; zwey davon zogen sich in die Provinz Anossie, machten sich zu Herrn derselben, und ihre Nachkommen beherrschen sie noch immer; die übrigen erbten die Würde ihres Vaters, die nun seit ungefähr dreyhundert Jahren bey ihren Abkömmlingen verblieben ist.

Matalan nährt ungefähr sechs tausend Einwohner und vier tausend Stük Hornvieh, Hammel und Ziegen sind daselbst sehr selten, Federvieh aber giebts im Ueberfluß. Auch findet man eine grosse Menge wildes Geflügel, und verschiedene Arten von Tauben und Papageyen.

Die Provinz **Manatinghe** wird von dem Fluß **Menanpanie** bewässert, der sich in verschiedene Arme theilet. Die Inselgen, welche er formirt, werden sehr oft von ihm unter Wasser gesetzt und es entstehen daraus in der Folge Moräste, welche die Provinz ungesund machen. Ihre Produkte, an welchen sie zwar nicht so ergiebig ist als die Provinz Matalan, sind inzwischen die nämlichen. Sie ernährt ungefähr zwey tausend Stük Hornvieh und drey tausend Einwohner, die von acht Herren, welche Zaphe-Kaniu heissen, regiert werden. Diese leztern, Eingebohrne des Landes, sind fast immer mit den Zaphe-Raminies in Krieg verwickelt, indem sie selbige für fremde Usurpatoren ansehen. Sie haben einen verrätherischen Karakter, und werden deswegen von ihren Nachbarn gefürchtet.

Längs der Küsten von Manatinghe und Matallan prellt das Meer so heftig gegen das Ufer, daß selbst die

hiesi-

hiesigen Fahrzeuge nur bey schönem Wetter anländen können.

Die Provinz Anossie, in welcher das Fort Dauphin liegt, wird gegen Osten von der See, und gegen Westen von einer Bergkette begränzt. Die Seeküste ist blos von einem dürren und leichten Sande bedeckt, der keinen Anbau gestattet, und nichts als kleines Gesträuche und dürres Gras hervorbringt. In dem Innern des Landes ist die Luft von den stehenden Sumpfwassern angesteckt. Es finden sich daselbst einige sehr fischreiche Bäche, die sich jährlich nur ein oder zweymahl bey grossen Ueberschwemmungen in das Meer ergiessen. Die Ebenen zwischen den Gebirgen sind mit schönen zum Bauen tauglichen Bäumen besetzt. Ueberhaupt aber ist das Land so trocken, daß die Einwohner, wenn sie nicht die Vorsicht gebrauchten, den Reis in Teiche zu pflanzen, oft an Lebensmitteln einen Mangel haben würden.

Diese Provinz enthält ungefähr 15000 Stük Hornvieh, und in derselben schlägt auch die Ziegen- und Hammelzucht am besten an. Die Pomeranzen, Bananen, Ananas und Granaten sind die gemeinsten Früchte daselbst, auch sieht man einige Weinstöke, die ohne Kultur die schmackhaftesten Trauben tragen. Die Anzahl der Einwohner belauft sich auf 10000. Sie stehen unter der Regierung zweyer Oberhäupter, die mit denen in Matalan einerley Namen führen, weil sie von eben den zweyen Söhnen des Raminie abstammen, die höchste Gewalt gleich unter sich theilen, und das Recht über Leben und Tod ihrer Unterthanen haben.

Man findet in dieser Provinz verschiedene Bayen. Unsre Schiffe ankern gewöhnlich in der Bay des Fort Dauphin, die aber nicht die beste ist. Die Bay von St. Luce ist weit sicherer. In der Galionenbay landen die

Fahrzeuge noch leichter, und die Schiffe sind auch vor den herrschenden Winden verwahrt.

Noch immer sieht man in dem Teiche Sauzer die Ruinen einer Schanze, welche die Portugiesen 1506 daselbst anlegten, als sie auf Madagaskar landeten. Auch sieht man beträchtliche Hölungen auf einem Berge, dessen Minen sie bearbeiteten, und woraus sie, wie die Einwohner versichern, viel Gold gezogen haben.

Die Provinz Andrue wird von dem Fluß **Mandar** bewässert, der sich alliährlich nur zwey oder dreymahl ins Meer ergießt, und auf weiter als zwanzig Meilen landeinwärts Seewasser mit sich führt. Das Land ist ungemein flach, und hat mit der See fast einerley Höhe, daher auch alle dortigen Gewässer unrein sind. Hätte es nicht einen starken Wall von Sand, so würde es bey Stürmen und starken Anschwellen der See überschwemmt werden. Der Boden ist trocken, und zum Reisbau nicht sehr tauglich. Die Einwohner bauen Sorg (petit mil) Mais, Bataten, Baumwolle, und den Wunderbaum (palma Christi,) wovon sie ein Oel machen, das sie bey ihren Nachbarn gegen Reis vertauschen. Sie sind wilder, als die leztern, und diese, um iene vom Handel mit uns abzuschrecken, bereden selbige, daß wir nur Sklaven kaufen um sie aufzufressen.

Diese Provinz enthält 3000 Einwohner, die von acht Oberhäuptern regiert werden, und ernährt 2000 Stük Hornvieh und ansehnliche Schaaf- und Ziegenheerden.

Die Schiffe können nur an der offenen Küste ankern, wo die See sehr ruhig ist. Fahrzeuge kommen mit leichter Mühe ans Land.

Die Provinz **Antekuda** oder **Empate** enthält 6000 Einwohner, die unter eilf Oberhäuptern stehen.

Sie sind aus den anliegenden Provinzen ausgewandert, und leben daher immer mit ihren Nachbarn im Streit.

Ihr Boden besteht aus einer röthlichten Erde, die blos zum Bau von Sorg, Pataten und Mais tauglich ist. Man trifft daselbst äusserst schlechtes Wasser an, und die Einwohner sind genöthiget Regenwasser zu trinken, das sie bey stürmischen Wetter auffangen.

Man sieht daselbst wenig Hornvieh, weil es ihm an Weide mangelt. Die Hammel aber und die Ziegen kommen daselbst sehr gut fort.

Die Schiffe ankern an der offnen Küste, könnten sich aber unter das Vorgebirg St. Maria legen, neben welchem auf allen Karten eine Bay verzeichnet ist, die man St. Johannisbay nennt, welche aber vermuthlich nichts als ein von der Seeseite her mit einem sehr schmalen Erdstrich eingefaßter Landsee ist, der bey Südwinden eintrocknet. Die Einwohner versichern, sie hätten einst ein Schiff gesehen, das nicht wieder heraus kommen konnte.

Die Provinz Mariafale hat einen sehr grossen Umfang. Der Boden ist eben so dürre, wie in den vorigen. Man bauet blos Hirse, Mais, Ambrevadis und Wassermelonen, doch giebts auch einige reichlich mit Holz bewachsene Gegenden. Durch diese Provinz lauft ein sehr grosser Fluß, der sich in die See ergießt und eine Bucht formirt, wo die Schiffe ankern können, wenn anders die Süd- und Süd-Ost-Winde nicht an der Seite her streichen.

Sie ernährt 10,000 Einwohner, die von zehen barbarischen und grausamen Herren regiert werden. Als die Syrene verunglükte, nahm einer von ihnen, Namens Dian-Bason alle, die sich vom Schiffbruch gerettet hatten, in Verhaft und ließ sie nicht eher wieder los, bis er sie unmenschlich ausgeplündert hatte. Aber

einige Tage darauf wurde er von den übrigen, welche die Hälfte von der Beute verlangten, umgebracht.

An Ochsen, Hammeln, Ziegen und Sklaven hat diese Landschaft einen Ueberfluß. Aus derselben holen, die Einwohner des Fort Dauphin die meisten, die sie uns verkaufen.

Die Provinz **Sierien**, worinn die Bay **St. Augustin** liegt, hat einen dürren nur wenig mit Holz bewachsenen Boden, auf welchem sich ansehnliche eisenhaltige Felsen erheben, die mit **Sataghen**, einer Art von Windig, der sich an die Erde hin windet, und an dem Seeufer und in sandichten Gegenden häufig wächst, bedeckt sind.

Sie enthält ungefähr 8000 Einwohner, die unter sieben Herren stehen. Die Engländer besuchen die Bay St. Augustin mehr, als irgend eine andere Nation. Sie bringen einige Handelswaaren dahin, welche sie gegen Sklaven umtauschen. Die Hammel und Ziegen sind daselbst sehr wohlfeil. Das Land wird von einem sehr grossen Fluß durchströmt, und nährt ungefähr sechs tausend Stük Hornvieh.

Die Provinz **Maschikores** liegt im Innern der Insel. Sie ist voll kleiner Berge, die mit Kieselsteinen bedeckt sind, und enthält ungefähr zehen tausend Einwohner, die von eilf Oberhäuptern regiert werden, und blos Reis erndten, den sie, so wie Regenwetter einfällt, in den Sümpfen pflanzen. Die Weiber ziehen Seidenwürmer, welche ihnen den Stoff geben, wovon sie Schürzen, die theuer bezahlt werden und sehr in Werth sind, verfertigen.

Diese Provinz ernährt ungefähr tausend Stük Hornvieh. Es giebet darinn Brüche, von weissen, schwarzen und grauen Marmor, ingleichen eine Art von Tufstein,

den

den man, wie er aus der Erde kommt, so leicht als Seife schneiden kan, der aber an der Luft hart wird.

Die reichen Einwohner haben ihre Serails, die so, wie in verschiedenen andern Provinzen, von Verschnittenen bewachet werden. Vermuthlich haben sie diese Gewohnheit, die in dem ganzen nordlichen Theil verabscheuet wird, von den Arabern angenommen, von denen auch die Beschneidung herrührt, die allenthalben auf der Insel eingeführt ist.

Die Provinz Salame ist von hohen Bergen eingeschlossen, von welchen sich verschiedene Bäche ergiessen, die die Thäler fruchtbar machen, und auf welchen man auch eine Menge von Weinstöken antrifft. Sie enthält ungefähr zwey tausend Einwohner, die von fünf Oberhäuptern beherrschet werden. Es sind daselbst noch die Ruinen eines steinernen Hauses von dreyßig Fuß in die Länge und über zwanzig in die Breite vorhanden, das nach dem Vorgeben der Einwohner von Europäern gebaut worden seyn soll, die sich bey ihnen niederliessen.

Die kleine Provinz Elakelake liegt zwischen den beyden Provinzen Anossie und Andrue. Obschon der Boden derselben zum Anbau nicht tauglich und mit eisenhaltigen Felsen bedeckt ist, so hat er doch vortreffliche Viehweyden. Sie enthält ungefähr zwey tausend Einwohner, die von vier Oberhäuptern regiert werden.

Das Thal Ambulle ist eine der schönsten Provinzen auf Madagaskar. Sie wird von einem sehr grossen Fluß bewässert, und erstreckt sich auf der einen Seite bis Manatinghe, und auf der andern wird sie von einer Bergkette begränzt, die nur drey Pässe hat. Die Thäler zwischen den Bergen sind mit Holz, das zum Bauen tauglich ist, bewachsen und werden von kleinen Bächen fruchtbar gemacht. Diese Provinz mag fünfzehen tausend Einwohner enthalten, die von zwölf Herren regiert werden.

den. Das Hornvieh wird daselbst fetter und schlägt besser an als in den übrigen Provinzen.

In dieser Gegend, deren Boden angebaut werden kann, liesse sich gar wohl eine Kolonie anlegen, denn sie könnte sich von selbst nähren und wichtig werden, wenn die Provinz Manatinghe damit verbunden würde. Ehehin bewohnten sie die Franzosen, und man sieht noch eine ansehnliche drey Fuß breite Mauer, womit ihre Wohnung umgeben war, ingleichen den Brunnen, den sie für sich gegraben hatten. Als die Einwohner alle in den Fort Dauphin sich enthaltende Europäer niedergemacht hatten, so verschmachteten die Franzosen im Thal Ambulle vor Elend, und wurden vollends von den Madagassen umgebracht. Blos zwey davon blieben beym Leben, einer, welcher die Tochter eines Oberhauptes geheyrathet hatte, und noch ein anderer, der in einem Dorfe als Hauptmann angestellt war.

Es finden sich daselbst zwey warme mineralische Wasserquellen, die einerley Grad der Hitze, einerley Geschmack und einerley Kräfte haben, woraus zu schliessen ist, daß sie auch, ob sie gleich vier Meilen von einander quellen, einen gemeinschaftlichen Ursprung haben müssen. Die Eingebohrnen des Landes schreiben ihnen grosse Wirkungen, besonders in allen Arten von Schmerzen zu.

Auch giebts daselbst einen kleinen Fluß, der Goldsand mit sich führt. An demselben finden sich Ueberbleibsel einer kleinen Schanze, die, wie man sagt, von den Europäern angelegt worden war.

Das kleine Land **Mandrere** macht eine Provinz aus, welche zwey tausend Einwohner enthält, die von vier Oberhäuptern regiert werden. Es liegt auf einer sehr hohen Gebirgfläche. Vier Monate im Jahr ists daselbst so kalt, daß das Wasser zwey Zoll dick gefriert. Der

Boden

Boden ist sehr gut, und man baut vortrefflichen Reis. Es sind noch die Ueberbleibsel einer alten Wohnung zu sehen, welche die Franzosen 1662 daselbst gebauet haben.

Die Provinz Ekuda-Inwerse ist gut und fruchtbar, wird aber wenig besucht, weil die Einwohner, an der Zahl drey Tausend, von sechs Oberhäuptern regiert, immer mit den Bewohnern der Provinzen Matatan oder Manatinghe in Krieg verwickelt sind.

Das Land **Manatan** oder **Racki-Muschy** macht eine kleine an dem Ursprung des Flusses Matatan liegende Provinz aus. Der Boden ist so dürre, daß nichts als Kambards und Pisangbäume darauf wachsen. Diese Provinz enthält zwey tausend Einwohner, die unter sechs Oberhäuptern stehen, welche von einem kleinen drey Fuß hohen Manne abstammen und, ob sie gleich die gewöhnliche Mannslänge haben, dannoch den Namen **Zaphe-Rakimusche**, das heißt, Zwerg, beybehalten haben. Vermuthlich rührt es davon her, daß man sich eine Zwergnation auf dieser Insel eingebildet hat.

Man findet in dieser Provinz eine Menge wilder Ochsen von besondrer Art; sie sind sehr klein und haben keinen Höker wie die andern.

Auf dieser ganzen grossen Insel **Madagaskar** entstehen die **epidemischen Fieber** aus einerley Ursachen, und der Grad ihrer Bösartigkeit ist blos nach der geringern oder stärkern Wirkung dieser vereinigten Ursachen verschieden. Die erste Verursachung kommt unstreitig von jener Menge Sümpfe, deren stehendes stinkendes Wasser von dem vielen Gras und Reisstroh, das jährlich darinn verfault, unaufhörlich unreine Dienste von sich giebt. Zweytens können auch die verschiedenen Grade der Hitze und die herrschenden Winde, die mit mehr oder weniger Leichtigkeit cirkuliren, jene ungesunden Dünste verbreiten oder zurükhalten.

Die Insulaner haben durch eine lange Erfahrung einsehen gelernt, daß die niedrigen und sumpfichten Gegenden ungesund sind, und daß nur hochliegende Gegenden zur Wohnung gewählt und die Sümpfe mit vieler Vorsicht angebaut werden müssen. Man sieht auch auf der ganzen Insel, daß sie ihre Dörfer auf den Gebirgen anlegen, und daß alle Oberhäupter und sogar selbst die Privatleute sich fast niemahl mit dem Reisbau, vornehmlich in den Pflanzungen, abgeben, sondern diese gefährliche Arbeit gänzlich ihren Sklaven überlassen. Drey Viertheile bauen, um allen üblen Folgen vorzubeugen, nur Hirse, und leben blos von Wurzeln oder Saamenkörnern von Gesträuchen, die sie mit geringer Mühe zusammen lesen.

Vielleicht ist die unerträgliche Hitze des Klima die vornehmste Ursache dieser sorglosen Trägheit, wozu sich dann nothwendig die andere, die auf Erfahrung gegründet ist, gesellen mußte.

Die fürchterlichen Krankheiten dieses Landes fallen nicht blos die Menschen an, sondern fast das ganze Thierreich wird ein Opfer ihrer Wuth. Man bemerkt einen grossen Unterschied zwischen den Arten von Fiebern, ob sie gleich alle aus einer gemeinschaftlichen Ursache entstehen; Denn da Madagaskar unter dem heissen Erdgürtel liegt, so muß sein brennendes Klima die Wirksamkeit der Fiebrischen Materie vermehren, und folglich ein stärkeres und bösartigeres Fieber erzeugen. Die Sümpfe dieser Insel verursachen zu allen Jahrszeiten Fieber, besonders bey solchen Personen, die das Klima nicht gewohnt sind; indeß ist gleichwohl die gefährlichste Zeit, sowohl für Einheimische als für Fremde, vom ersten November bis zu Ende des April. Es ist gewiß, daß während dieser sechs Monate, da die Hitze am stärksten ist, die Krankheitsmaterie sich in alle thierische Körper schleicht, ihre auflö-

sende,

sende, beitzende und das Geblüt in Fäulniß bringende Kraft übt, und nach ihrer Natur einen Theil der cirkulirenden Säfte in eine grosse Menge Galle verwandelt.

Diese Feuchtigkeiten erhalten für sich wieder eine neue Schärfe, und bringen das Fieber oder die Ruhr, oder am Ende wohl gar eine gallichte Lungenentzündung hervor, ia manchmahl diese drey Krankheiten zu gleicher Zeit. Die Eingebohrnen, die eine schwächere Brust als die Europäer haben, werden manchmahl von einem heftigen Fieber, einer starken Ruhr, und einem Schmerz in der Lunge ergriffen, der sich am öftesten mit einem Lungengeschwär endiget. Diese leztere Krankheit entstehet hauptsächlich von der schlechten Diät, welche die Schwarzen während des Fiebers beobachten und von den Arzneyen, welche ihuen die Aerzte verordnen.

Der Umgang mit den Weibern trägt auch vieles dazu bey, daß man Fieber bekommt, dann er ist sehr gefährlich, weil sie alle verdorben sind, und überdies entnerven sie die Männer durch ihre Geilheit. Viele Leute sind beym zweyten Anfall des Fiebers gestorben, wenn sie zuvor einige Nächte mit diesen Weibern zugebracht haben.

Der Genuß des vielen fetten Fleisches ist daselbst nicht weniger gefährlich, weil sich davon eine grosse Menge gallichter Feuchtigkeiten erzeugt, die sich schneller oder langsamer verschlimmern, nachdem die Menge der cirkulirenden Säfte stark oder gering ist.

Diese Krankheit kündigt sich oft durch einen heftigen Fieberanfall an, zuweilen auch durch eine grosse Mattigkeit in Armen und Beinen, man riecht übel aus dem Munde, hat wenig Appetit, der Schlaf ist unruhig, und allemahl ist damit unerträgliches Kopfweh verbunden. Nach diesem überlauft den Kranken ein Schauer, worauf eine scharfe trockene Hitze folgt, der Puls schlägt während des Schauers schnell und schwach, und wird bey der Hitze,

 die

die oft sehr stark ist, voller; nun nimmt das Kopfweh zu, der Kranke giebt unter anhaltenden Anstrengen durch Erbrechen eine scharfe gelbe und grünliche Galle von sich; diese Hitze dauert einige Stunden lang, oft die ganze Nacht durch, und nimmt am Morgen etwas weniges ab; der Puls, welcher immer fieberhaft war, ist es dann etwas weniger; die Zunge ist mit einem gelbbraunen Satz überzogen, die Zähne sind unrein, der Athem stinkt, die Haut ist gewöhnlich trocken, brennend, und nimmt oft eine gelbe Farbe an: manchmahl zeigt sich ein wenig Ausdünstung, sie ist aber nicht gut für den Kranken. Dieses Fieber kommt immer stärker wieder, und gemeiniglich zu ungleichen Stunden.

Manchmahl geschiehts, daß es sich durch eine heftige Kolik anmeldet, worauf ein Bauchfluß erfolget, der verschiedene Tage ohne andere Symptome anhält. Darauf finden sich kleine fieberhafte Anfälle ein, die immer heftiger wieder kommen. Sie unterbrechen zuweilen die gallichte Ausleerung, manchmahl aber nimmt der Bauchfluß zugleich mit dem Fieber zu, und dann wird der Unrath von Tag zu Tag schärfer, und diese verdorbene, scharfe und reitzende Wäßrigkeit entzündet die innern Theile der Eingeweyde, erregt Geschwüre und erzeugt die würkliche Ruhr. Diese Art der Ruhr ist um so gefährlicher, da sie von dieser schädlichen Wäßrigkeit hervorgebracht und unterhalten wird, die in der Masse der flüssigen Säfte cirkulirt, und sich besonders mit den Säften vermengt, die durch die Röhren des Magens und der Eingeweyde fliessen. Dergleichen Bauchflüsse sind fast allemahl tödlich, wenn nur etwas weniges bey dieser Krankheit versäumet oder selbige im Anfang übel behandelt wird.

Auf was Art sich auch immer das Fieber äussert, so vermehrt es sich, wann man nichts dagegen braucht oder dasselbe übel behandelt, von Tag zu Tag, es hält jedesmahl, wenn es wieder kommt, länger an, kommt früher und unordentlicher,

cher, und zuweilen ist der Bauch aufgetrieben. Einige bekommen Verstopfungen an den Drüsen der Ohren und Kinnbacken, die sich fast nie zur Eiterung anlassen; daher entstehen Schläfrigkeit und Träume, der Kranke merkt seine Nothdurft nicht mehr, der häufige Unrath, der von ihm gehet, hat einen sehr garstigen Geruch, ist safran gelb und oft blutfärbig; man bemerkt auch manchmahl kleine konvulsivische Bewegungen, besonders im Gesicht, an ihm; dann wird der Puls von Tag zu Tag schwächer, ungleich, stockend, die Brust füllt sich an, und der Kranke stirbt.

Diese Krankheit hat keine bestimmte Zeitlänge, innerhalb welcher der Kranke stirbt oder geneset. In dem nördlichen Theil und so auch auf der östlichen Küste geschiehet es sehr oft vom vierten bis zum achten Tag, im südlichen Theil aber ist die Gefahr nicht so schleunig und fast allemahl stirbt der Kranke erst nach zwey oder drey Monaten.

Zum Schlusse will ich noch anmerken, daß es für den Französischen Handel sehr vortheilhaft seyn würde, wenn man dieses Land, welches Zucker und fast alle die Lebensmittel hervorbringt, die man in Westindien bauet, und überdies noch von Wilden bewohnt ist, genauer kennte und häufiger besuchte.

4.

Von der Insel France.

Diese Insel wahr ehehin von den Holländern bewohnt. Sie wollten auch eine Kolonie daselbst anlegen, da aber die Produkte derselben ihren Aufwand nicht vergüteten, so sahen sie sich genöthiget, sie wieder zu verlassen. Herr de la Bourdonnais, Gouverneur der Kompagnie auf der Insel Bourbon, hielt es für gut, von einem Lande, das seinem Gouvernement so nahe lag, Besitz zu nehmen, schickte Leute dahin, um es zu bevölkern, und in der Folge

machte

machte man es zur Hauptbesitzung. Allein aller angewandten Mühe ohngeachtet verschafft der immer unfruchtbare Boden den Kolonisten ihren nöthigen Unterhalt nicht, und sie müssen ihre alljährliche Nahrung von Ausländern ziehen. Der Hafen, welchen man als eine Niederlage für den indischen Handel brauchen kann, ist der einzige Vortheil, den man von dieser Besitzung hat. Es giebt aber doch daselbst keine Bettler, weil man nur zwey Stände kennt, den Herrn und den Sklaven. Die Einwohner fangen an, sich auf den Anbau zu legen. Man findet beträchtliche Kaffe- und Zuckerpflanzungen, ingleichen einen Indigo, der besser ist als der amerikanische, aber da seine Pflanze für diese Insel zu trocken ist, so wird man bald den Bau derselben wieder aufgeben müssen, denn sie bringt die darauf gewandten Kosten nicht ein. Man hat zwar verschiedene Arten von Madagaskar, der Küste Koromandel, von Agra, Bengalen, Sina und Amerika dahin gebracht, um sie daselbst einheimisch zu machen, allein der Erfolg war nicht ganz nach Wunsch und es scheint, daß sie alle ausgeartet sind, und daß die amerikanische Art nicht die gute war, weil sie bey allen Versuchen nur die Hälfte so viel gab, als man in Amerika davon erhält.

Die Gewürze, welche in den Jahren 1769 und 1771 dahin gebracht worden sind, geben bessere Hoffnung von sich. Es ist ungegründet, daß sie auf dieser Insel an ihrer Güte verlieren, sie gedeyhen vielmehr vortrefflich; schon iezt tragen die durch Körner gepflanzten Gewürznelkenbäume so gute Nägelein, daß sie denen nichts nachgeben, die uns die Holländer verkaufen. Die Muskatnußbäume sind nicht so gut angeschlagen; denn da man dazumahl noch nicht wußte, daß sie von zweyerley Geschlecht sind, und sich unter denen, die man auf die Insel brachte, nur sehr wenig weibliche befanden, so konnten sie

sich

sich nicht so geschwind vermehren, als die Gewürznelkenbäume.

Ein Hinderniß für den Fortgang der Kultur wird es allezeit seyn, daß kein Europäer in der Absicht, sich daselbst auf beständig niederzulassen, sondern nur auf drey oder vier Jahre dahin geht.

Die Einwohner machen nie recht Gebrauch von den Vortheilen, die sie zur Verbesserung ihrer Ländereyen anwenden könnten. Die Sklaven arbeiten stets nur nachlässig, und was läßt sich auch von einem Unglüklichen erwarten, den man mit Peitschenhieben zwinget, das Interesse von dem, was er gekostet hat, abzutragen? Wenn der Sklave den ganzen Tag über gearbeitet hat, muß er seine Nahrung im Gehölze suchen und blos von ungesunden Wurzeln leben. Sie sterben vor Elend und übler Behandlung, ohne daß man die mindeste Erbarmung gegen sie fühlte. Dafür versäumen sie aber auch keine Gelegenheit, ihre Ketten zu zerbrechen und in den Wäldern Freyheit und Elend zu suchen.

Alles, was sonst durch Industrie zu Stand gebracht werden kann, wird umsonst auf dieser Insel erwartet, und ihre Bewohner dürfen sich nie ein bequemes Leben versprechen. Ausser den Verwüstungen, die durch Orkane angerichtet werden, haben sie wider Legionen von gefrässigen Ratten und Vögeln zu kämpfen. Die Grünfinke (tarin Citrinchen) und Kernbeisser aus Java, die man als Seltenheiten auf die Insel brachte und sorgfältig in Käfigen verwahrte, haben sich jezt so sehr vermehrt, daß sie fast alle Erndten auffressen. Um sie von den Saatfeldern zu veriagen, muß man stets einige Negern zur Schildwache ausstellen, die unaufhörlich schreyen und mit den Händen klatschen. Die Ratten sind in so grosser Menge vorhanden, daß sie oft ein Maisfeld in einer einzigen Nacht abfressen, auch gehen sie den Baumfrüchten nach

und

und verderben die jungen Bäume an der Wurzel. Dieß, sagt man, sey die Ursache gewesen, warum die Holländer diese Insel wieder verliessen.

Um diese schädlichen Thiere auszurotten, muß jeder Einwohner nach der Anzahl seiner Negers eine gewisse Zahl derselben erlegen, und von den Vögeln die Köpfe, von den Ratten aber die Schwänze an das Policeyamt einliefern. Gleichwohl ist mit dieser Vorsicht nichts ausgerichtet, und man kann ihrer unmöglich los werden, wenn nicht Raubvögel und Soldatenkommando's zugleich gegen sie losziehen. Auf eben diese Art hat man ehedem die Heuschrecken vertilgt, die in so entsetzlicher Menge vorhanden waren, daß, wenn ein Schwarm davon auf ein Reis-Korn- oder Maisfeld fiel, nicht die geringste Spur davon übrig blieb. Die Eisvögel, (Martins,) eine Art von Amseln, die man aus Indien gebracht hatte, nährten sich von diesem Ungeziefer, und die Regierung half darzu, es vollends auszurotten; aber wie man gemeiniglich nur die gegenwärtigen Uebel scheuet, so wurde man auch dieser Wohlthäter überdrüssig, und schießt jetzt, ungeachtet aller Verbote, täglich viele solche Amseln.

Obschon die Insel France nur einen Punkt auf unserer Erde ausmacht, so ist sie doch das merkwürdigste Denkmahl von den Revolutionen, welche der Erdball erfahren hat. Alles, woraus sie besteht, ist mit Eisen vermengt, alles gieng durch das Feuer, und man sieht noch den Schlund eines erloschenen Vulkans und viele tiefe Grotten.

Das Klima ist sanft, gemäßigt, und sehr gleich, es giebt kein giftiges Gewürm, man weiß auch daselbst von sonst keinem schädlichen Thier, ausser dem Skorpion und dem Tausendfuß. (Scolopendre.)

Diese Insel war ehehin sehr gesund, aber seitdem der Boden aufgewühlt worden, ist man dem Fieber unterworfen.

worfen. Ausserdem enthält das Wasser des Flusses viel zähen Schleim, der aus der Auflösung der darein fallenden Vegetabilien entsteht, und davon entstehen Verstopfungen, Blutflüsse und die Ruhr, wovon man nur mit Mühe wieder geneset.

Die Insel France hat die meisten ihrer Gewächsprodukte unternehmenden Reisenden zu danken, welche sie aus Indien, Ssina, vom Vorgebirg der guten Hoffnung und aus Europa dahin gebracht haben. Die Ochsen und der größte Theil von Vögeln sind aus Madagaskar, und die Pferde aus der Insel Bourbon und vom Kap. Die Küste ist sehr fischreich, und giebt auch eine Menge Muscheln, Steinpflanzen, und sogar Korallen. Die Hülsenfrüchte sind daselbst sehr gut, das Schweinfleisch vortrefflich, die kleinen Erbsen und die Artischocken kommen denen in Frankreich gleich, man fängt auch an Erdäpfel zu pflanzen, die man vom Kap geholt hat; die Pataten sind daselbst sehr gemein. In einigen Gegenden gedeiht die Viehzucht gut und trägt viel ein, allein da man nur kranke oder umgefallene Ochsen schlachtet, so haben die Bewohner des Hafens nur sehr schlechtes Fleisch zu essen.

Die Nahrung des Negers besteht in Mais, Maniok, Pataten, Kambards und Racines de Songe. Die gemeinsten Früchte sind verschiedene Arten von Bananen, die Ananas, die Goyaven, die Jambusenbäume (Jamrosades,) und Manghen. Auch giebt es Pfirsiche und Aepfel, aber ausser dem, daß sie selten sind, so sind sie auch bey weitem nicht so schmackhaft, als die europäischen. In einigen Gegenden wachsen auch Trauben und Erdbeere.

Man fängt auch an, noch einige andere gute Früchte zu pflanzen, als Litschi, Longane, Wampi, Avocat, Hevi oder Frucht von Cythere, Rima oder Brodfruchtbaum,

Kakao,

Kakao, Gewürznelken, Muskatnußbaum, Ravensara, Sandelbaum und s. f.

Unter den Holzarten ist das Ebenholz sehr gemein und findet sich daselbst von verschiedenen Arten, als schwarzes, weisses und marmorirtes. Der iüngere Herr Linne hat die Gattung, wozu dieser Baum gehört, bestimmt, und zählt ihn unter die Diospiros. Unter den übrigen verschiedenen Holzarten ist keine zum Bauen tauglich. Ueberhaupt sind alle hiesige sehr grob und werfen sich unaufhörlich. Der Takamaka ist der einzige Baum, dessen Holz man im Nothfall brauchen kann; er giebt auch ein Harz, das man zu Arzneyen braucht, und das man unter dem Namen Takamake kennt. Das Holz vom Zimmtbaum wird am meisten zu Tischlerarbeiten verbraucht, es ist schön marmorirt, nimmt aber einige Monate, nachdem es verarbeitet worden, einen häßlichen Geruch an sich. Das Holz vom Natte-Apfel- und Takamaka-Baum wird gewöhnlich von Zimmerleuten verarbeitet.

Die Insel France hat viel wildes Geflügel Man trifft daselbst Perlhühner in Menge, gemeine und geperlte Rebhühner, Turteltauben, und Korbigos an, auch zweyerley Arten von Hasen, die von den europäischen verschieden sind; die erste Art ist klein, hat eben so viel vom Kaninchen, als vom Hasen an sich, gräbt nicht in die Erde, ihr Körper ist länglicht, die Ohren kurz, das Fleisch weiß; die andre Art ist grösser, doch nicht so groß, als die europäische, die Ohren sind kürzer, die Haare glatt und kurz, überdieß unterscheidet sie sich auch sehr durch einen schwarzen dreyeckigten Fleck hinter dem Kopf. Die Hirsche werden allmählig seltener, und um ihre gänzliche Ausrottung zu verhindern, hat die Regierung eine Geldstrafe darauf gesetzt, wenn iemand der Erlegung eines Hirsches überwiesen werden kann.

5. Von

5.

Von der Insel Bourbon.

Die Insel Bourbon ist theils wegen ihrer Grösse, theils wegen ihrer Produkte wichtiger als die Insel France.

Ihre ersten Einwohner lebten in einer Simplicität, die dem Stande der Natur nahe kam. Unter einem heitern Himmel, wo man nie Krankheiten gekannt hatte, beschäftigten sie sich mit dem Bau des Kaffe, Korns und Indigo, deren Verkauf nebst der stets zunehmenden Viehzucht ihre Wünsche befriedigten. Noch hatten keine Europäer die Grenzen, in denen sich ihre Begierden enthielten, ausgedehnt; aber bald kamen sie in dieses Land mit einer Menge von Sklaven; man mußte die Gebirge umwühlen, um ihrer Habsucht ein Genüge zu thun; oft wiederhohlte Ausbrüche des dortigen Vulkans legten einen Theil der Insel unter die Asche, die Luft war nicht mehr wie zuvor, Krankheiten wurden einheimisch und nahmen schnell überhand; man schickte die Kinder nach Paris, um sie dort studiren zu lassen, und diese brachten die Laster dieser Hauptstadt mit sich in ihr Vaterland; die Menge der Bedürfnisse nahm zu, so wie der Reichthum abnahm; der Ackerbau wurde den Sklaven überlassen, und als eine niedrige Beschäftigung angesehen, deren sich der Eigenthümer schämte, und so ist iezt diese Insel mit der Insel France fast von gleichem Werth.

Bald werden die Produkte des Bodens nicht mehr zum Unterhalte der Einwohner hinlänglich seyn, und bey den in kurzer Zeit unvermeidlichen Auswanderungen wird man sich an den Sechellen erhohlen müssen. Diese Inseln verdienen wirklich die Aufmerksamkeit der Regierung. Ihre für die nach Indien gehenden Schiffe vortheilhafte

Lage, die Güte ihres Bodens, ihre verschiedenen Häfen, wo man noch nie Windstösse ausstehen durfte, alles dieses macht, daß man sie den Inseln France und Bourbon vorziehen muß.

Die Insel Bourbon hat keinen Hafen. Man sagt zwar, es liessen sich zwey anlegen, einer am Fluß Dabord und ein anderer in dem grossen Teiche des Quartiers St. Paul, ich halte es aber für rathsamer, diesen Versuch niemahl zu machen.

Die Produkte sind fast eben die, wie auf der Insel France, besonders ist der Kaffe vortrefflich und läßt sich kaum von dem von Moka unterscheiden. Die Ausfuhr desselben war beträchtlich, allein ein Orkan verheerte 1772 alle Kaffepflanzungen, und seit dem baut man statt desselben Korn und Mais, den man in die königlichen Magazine verkauft. Folglich müssen die Einwohner darunter leiden, wenn der König seine Truppen aus der Insel France wegzieht.

Man sieht hieraus, daß diese beyden Niederlagen nur auf Unkosten des indischen Handels und zum Schaden der Staatsfinanzen bestehen.

6.

Vom Vorgebirg der guten Hoffnung.

Im Jahr 1652 liessen sich die Holländer zuerst auf diesem Vorgebirg nieder, aus Furcht aber ihre Bemühungen möchten fruchtlos seyn, suchten sie erst 1760 und 1761 sich daselbst zu naturalisiren, zu einer Zeit, da das Geschwader des Herrn D'Ache grosse Reichthümer daselbst hinterließ. Seitdem wandten sie mehr Sorgfalt auf ihre Wohnungen, ihre Besitzungen wurden ansehnlicher, und heut zu Tag ist das Kap der beste Erfrischungsplatz für alle nach Indien gehenden Schiffe.

Die

Die Gegend um die Stadt, die ehehin nichts als dürre Felsen zeigte, hat sich durch zugeführte Erde in anmuthige Gärten verwandelt. Man baut darinn mit gutem Erfolg europäische Früchte und Gemüse, und das Innere des Landes, das wie ganz Afrika von einem brennenden Sand bedecket war, ist unter den Händen der Europäer zu Gewächsen tüchtig gemacht worden. Die Wohnungen der Holländer erstrecken sich bis auf zwey hundert Meilen in das Land hinein, wo sie Getreyde, was nur immer für eine Art der Boden gestattet, bauen, und davon so reichlich erndten, daß sie nicht nur sich selbst davon nähren und die dort einlaufenden Schiffe damit versehen, sondern auch einen Theil nach Europa versenden. Es giebt sich damit die Kompagnie ab, obschon zu ihrem Nachtheil, nur damit die Einwohner den Landbau nicht vernachlässigen. Diese ziehen auch ansehnliche Heerden von Ochsen und Hammeln, und machen erstaunlich viel Butter, die sie alljährlich auf Karren nach der Stadt führen. Die herumliegenden Hügel sind meist mit Weinstöken bepflanzt, wozu die Setzlinge oder Leger aus Madera geholt worden sind. Sie geben einen weissen süssen Wein von schlechtem Geschmack. Die Franzosen verführen ihn auf die Insel France, weil der aus Europa dahin gebrachte für die Konsumtion dieser kleinen Insel nicht hinreicht.

Der von der Stadt zwey Meilen entfernte Hügel Konstance trägt einen Muscatenwein, der von allen Nationen geschäzt wird, aber nicht so gesund als schmackhaft ist. Er wiegt einen Grad mehr als das Seewasser, das man doch bisher immer für die schwerste flüssige Materie gehalten hat.

Der Perlenberg, der einige Meilen landeinwärts liegt, verdient bemerkt zu werden. Er ist einer der höchsten in der Gegend des Kap, und bestehet aus

einem einzigen Granitstük, das aber an verschiedenen Stellen geborsten ist. Die Natur hat nahe am Gipfel einige Grotten und Bassins gebildet, darinn man weissen und gelben Bergkrystal findet.

Es enthält dieses Land auch warme mineralische Wasser. Besonders finden sich zwey Bäche, denen man zwey wunderbare Eigenschaften zuschreibet. Der eine ist dreyßig, und der andere sechzig Meilen von der Stadt entfernt. Der erstere macht in Leinwand unauslöschbare Flecken, giebt aber dagegen den schon welken Kräutern ihre vorige Frische wieder, so daß man, wenn man sie aus seinem Wasser hervorzieht, glauben sollte, sie seyen eben vom Stengel gebrochen worden. Das Wasser des zweyten besitzt ausser dieser letztgenannten Eigenschaft noch diese, daß es die Leinwand ausserordentlich weiß wäscht, und zwar ohne daß es nöthig wäre sie einzuseifen.

Das Land hat einen Ueberfluß an Birken, lilienartigen Gewächsen, und Knabenkraut. Das schönste, das ich von dieser Gattung gefunden habe, ist die Dissa uniflora des **Bergius**, aber die Abbildung, die er davon in seinem Werke giebt, ist so unvollkommen, daß man sie fast unmöglich erkennen kan.

Die Protea argentea oder der Silberbaum ist der einzige einheimische Baum des Landes, und der einzige, den die Natur bis auf hundert Meilen ins Land hinein gepflanzt hat. Alle so bewunderte Eichen- Pappel- Kastanien- und Nußbäume sind aus europäischen Himmelsgegenden dorthin gebracht worden und sind auf diesem fremden Boden ausgeartet.

Diese Landschaft zeugt die seltensten Thiere. Man findet daselbst Kameeleopardeln oder Giraffen, Springböke, Zebrapferde, Nashorne mit zwey Hörnern, Büffel

von

von der größten Gattung, deren Hörner ungeheuer schwer sind, Löwen, Tiger, Elephanten, Elendthiere, Kuduks, Wölfe, wilde Katzen, kleine Böke, deren Hörner wie eine Preßschraube gestaltet sind, Hirsche, wilde Ziegen (Gazelles,) Seepferde, Seekälber, die man gemeiniglich unter dem Namen der Meerwölfe kennet, und verschiedene Arten von ungemein schönen Vögeln, die größtentheils noch von keinem Reisebeschreiber beschrieben worden sind.

Die Küste ist sehr fischreich und hat auch viele Muscheln und Seepflanzen.

Die Hottentoten, als Nachbarn des Kap, haben sich mit den Holländern ziemlich bekannt gemacht. Sie ziehen Vieh, worinn fast ihr ganzer Reichthum bestehet, und verhandeln es zum Theil an iene. Ihre vornehmste Nahrung bestehet in geräucherten Hammelfleisch. Sie essen es statt des Brodes zu anderen frischen Fleisch, und zuweilen ersetzen sie es mit einer kleinen mehlichten Zwiebel, die auf Kohlen gebraten wie eine Kastanie schmecket, und deßwegen den Namen **Hottentotenbrod** erhalten hat.

Noch sind diese Völker sehr wenig bekannt. Sie haben weder Priester, noch Tempel, noch Götter, noch Gelehrte. Man weiß von ihnen blos, daß sie sich an iedem Neumond versammeln, und die ganze Nacht durch tanzen, aber es ist noch ungewiß, ob sie es aus Religion thun. Inzwischen erkennen sie einen bösen Geist in dem kleinen Insekt, das wir Mante (wandelndes Blat, eine Art Heuschrecken) nennen. Einige zerschneiden sich aus Aberglauben in ihrer Jugend die Fingergelenke, und glauben, daß ihnen nach dieser Operation der böse Geist nichts mehr anhaben kann.

Sie haben sehr sanfte Sitten. Da sie an Unabhängigkeit gewöhnt sind, wird ihnen die Dienstbarkeit

 lästig

lästig und unerträglich. Wenn einer von ihnen sich bey einem Holländer als Hausbedienter verdingt hat, so wirft er, sobald er etwas gewonnen hat, sein Kleid weg, und kehrt wieder in den Schoos seiner Familie zurük. Die fleischernen Schürzen, welche ihre Weiber von Natur haben sollen, sind ein Mährchen. Wahr ist, das man an einigen einen Auswuchs der Wasserlefzen, der zuweilen 6 Zoll herabhängt, bemerkt, aber es ist das auch eine besondre Erscheinung, wovon sich kein allgemeines Gesetz der Natur machen läßt.

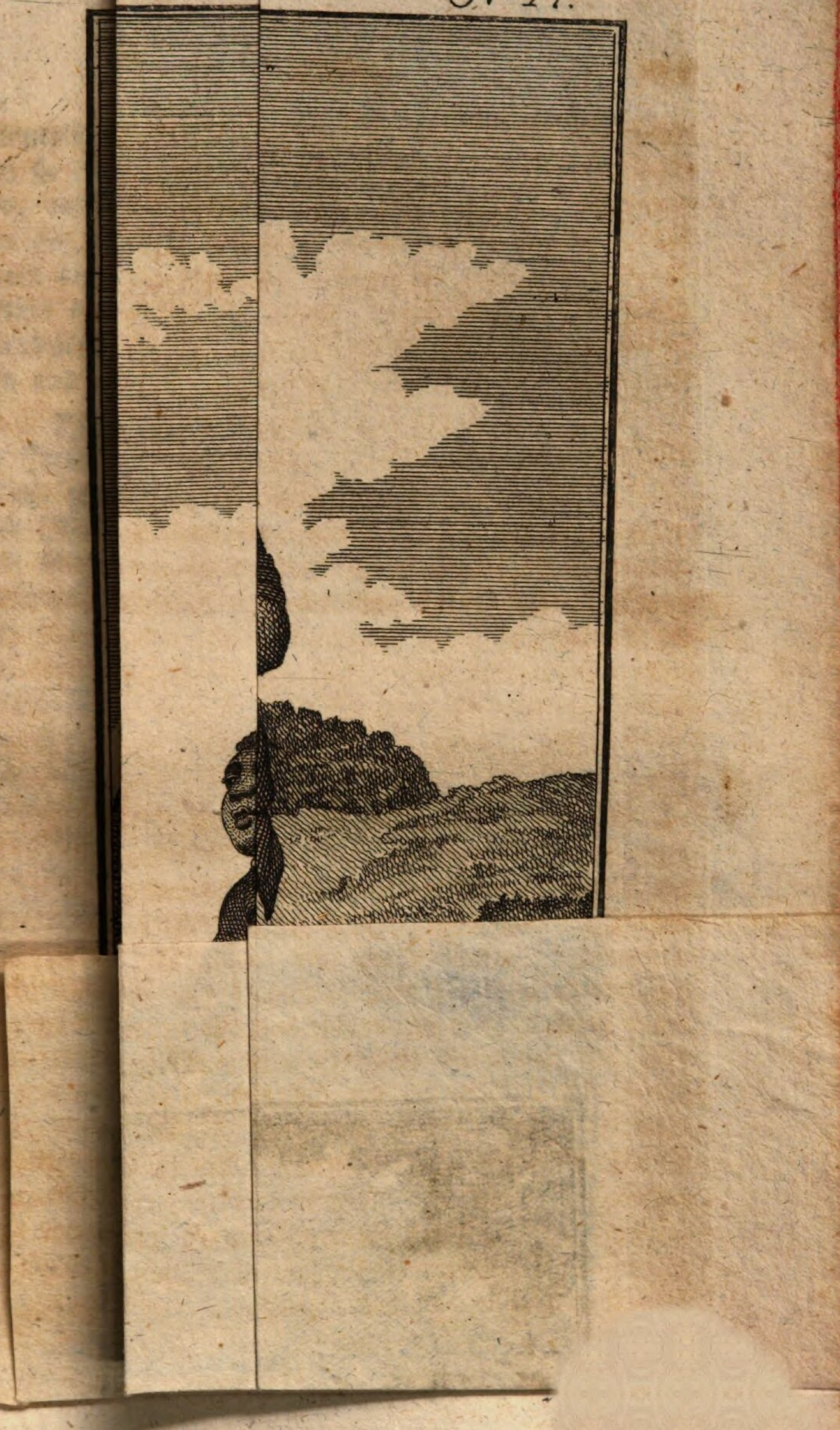
Hr. Gordon Kommendant auf dem Kap, welcher 3 Reisen in das innere Land gemacht hat, hat hinter den Hottentoten ein ganz neues Volk entdeckt, das den Kaffern sehr nahe kommt, und in kleinen Dörfern bey einander wohnt.

7.

Von der Insel Ceylon.

Die Portugiesen sezten sich 1506 auf Ceylon fest und erhielten sich darauf bis 1658, da die Holländer ihnen verschiedene Faktoreyen nach einander abnahmen, und sie endlich gar vertrieben. Diese leztern sezten sich bald in ansehnliche Verfassung und mit iedem Tag vergrösserte sich ihre Macht. Da sie anfänglich nur wenige Faktoreyen besassen, so behielten die Ausländer noch immer die Freyheit, zu den Eingebohrnen auf die Küste zu kommen, allein iene suchten sich den Alleinhandel zuzueignen und erklärten deswegen dem König von Kandia den Krieg. Die Engländer wollten sich diese Unruhen zu Nutze machen, um für sich einige Besizungen zu erhalten, erschienen mit 3 Kriegsschiffen an der Küste und fiengen mit dem König Unterhandlungen an; da sie sich aber nicht entschliessen konnten, vor ihm mit blossen Füssen zu erscheinen, noch sich den übrigen Erniedrigungen zu unterwerfen, welche die

Nº 17.



orientalischen Fürsten von den Europäern fordern, so gaben sie ihr Vorhaben, die Holländer daraus zu vertreiben, auf. Endlich bot der König den Holländern Frieden an, den sie unter der Bedingung annahmen, daß er ihnen die ganze Seeküste bis auf 3 Meilen in das Land hinein abtretten sollte, worein er auch willigte, ohne zu überlegen, daß er hiedurch in seinem eignen Land gefangen und ihr Sklave würde.

Die wichtigsten Besitzungen der Holländer auf dieser Insel sind **Kolombe** und **Negombo** gegen Süd-West, **Galle** und **Mature** gegen Süden, **Trinkemale** und **Jaffanapatnam** gegen Nord-Ost, **Amsterdam** und **Manard** gegen West-Nord-West. Auch haben sie verschiedene kleine Wachthäuser, worinn ein Sergeant mit 7 bis 8 Soldaten liegt, um die Küste zu bewachen und alle Gemeinschaft der Landesbewohner mit fremden vorbeyfahrenden Schiffen zu verwehren. **Kolombe** ist die Hauptstadt und die zweyte Besitzung in Indien. Die Städte kommen allen übrigen in ihren Kolonien gleich. Sie sind sehr reinlich, die Gassen schnurgerade und mit einer doppelten Reihe von Bäumen geziert, einige haben auch in der Mitte einen Kanal. Ein grosser Theil der Einwohner bekennt sich zur christlichen Religion, weil sie Abkömmlinge der Portugiesen sind. Die Holländer erlauben ihnen Kirchen zu bauen und sich zu ihrem Gottesdienst Priester aus Goa kommen zu lassen.

Kein fremdes Fahrzeug darf in ihrem Hafen einlaufen, ohne einen holländischen Steuermann zu haben, der es führt und einen grossen Umweg machen läßt, als ob er gefährlichen Orten ausweichen wollte, wiewohl diese List nichts mehr fruchtet und man heut zu Tag ihren Hafen eben so gut kennet, als sie selbst.

Diese Insel ist eine von den größten. Sie ist sehr fruchtbar und ziemlich mit Holz bewachsen. Man hat alljähr-

alljährlich daselbst zwey Reißerndten. Es giebt darauf sehr hohe Berge, welche den nach dieser Insel seegelnden Schiffen zu Wegweisern dienen. Der Pic d'Adam oder Adamsberg, den man von allen Seiten zu Gesichte bekommt, ist unstreitig der höchste in Asien, und sein Gipfel ist beständig mit Wolken bedeckt. Man nennt ihn den Adamsberg, weil darauf ein Fußstapfe zu sehen ist, den der erste Mensch eingedrükt haben soll.

Man hat diese Insel immer für das **Taprobana** der Alten gehalten, oder auch für Salomons **Ophir**, allein es ist wahrscheinlich, daß vielmehr **Achem** der Ort war, wohin die griechischen Schiffe giengen, um Gold und Reichthümer daraus zu hohlen.

Es scheint, daß die Indier ehedem auf dieser Insel grosse Kriege geführt haben. Ihre heiligen Bücher reden oft von ihr unter dem Namen der Insel **Langhe**, und nach ihrem Ausdruck haben verschiedene indische Götter, (die aber nichts als vergötterte Menschen waren,) die Könige auf derselben vom Thron gestossen. Sie ist besonders in der Geschichte des Wischenu berühmt, der unter den Namen **Rama** seine Lehrsäze dort eingeführt hat, welche sich bis iezt bey der Sekte der Buddisten erhalten haben.

Die Indier glauben, diese Insel sey der Mittelpunkt des Erdbodens, und Rama habe, um sie zu bekriegen, über die Meerenge Manard eine Brüke schlagen lassen, diese Meerenge nennt man noch iezt die Affenbrüke.

Dieses Land verdiente genauer untersucht zu werden, aber die Holländer werden das den europäischen Naturforschern niemahl gestatten. Sie ziehen daraus sehr grosse Vortheile. Das Zimmt und der Pfeffer sind die einträglichsten Produkte. Ersteres wird nur in dem südlichen Theile gebaut und für das Beste gehalten, weil das Ko-

schin-

schinßina, ob es gleich ienes an Güte übertrifft, sehr wenig bekannt und äusserst schwer zu bekommen ist, so daß es daher dem Ceylonischen nie Abbruch thun wird. Den Pfeffer belangend, so ist er schlechter als der malabarische.

Die Franzosen haben iunge Zimmtbäume auf die Insel France verpflanzt, die daselbst gut angeschlagen sind. Die Zimmtrinde, die man davon erhält, ist nicht weniger gewürzhaft als die holländische, und kann auch noch ein Handelsartikel werden, wenn man die wahre Art sie zu bereiten wird ausfindig gemacht haben.

Die Areka, das Elfenbein und die Elephanten sind auch Handelsartikel dieser Insel. Ueberdies finden sich daselbst Gold-Silber-Kupfer-und Eisen-Minen, ingleichen alle Arten von köstlichen Steinen und Kiesel von allen Farben, die den ächten Steinen vollkommen gleich sehen. Noch ist Ceylon wegen seiner Perlen berühmt, die man in der Meerenge Manard fischet.

8.

Von den Maldiven.

Die maldivischen Inseln machen einen grossen Archipel aus, der von sehr gesunden Kanälen durchschnitten ist. Sie sind eben, ziemlich mit Holz bewachsen, und tragen nichts als einige einheimische Früchte. Die Schiffe können, ohne die geringste Gefahr zu befürchten, sehr nahe an das Ufer fahren. Die französische indische Kompagnie hielt auf einer von diesen Inseln einen Korporal und einige Soldaten, und 1759 wurde das Wachthaus neu aufgeführt. Die Bewohner sind sehr arm, bauen nichts, sogar nicht einmahl zu ihrer Nahrung, und leben blos von Reis, den sie auf den benachbarten Küsten sammeln. Sie haben keine andre Handelswaare als Koris, eine Art

kleiner Porcelänmuscheln, die wir guineische Jungferschaft oder Münze nennen. Wann sie selbige gefischet haben, so legen sie sie bey ihren Wohnungen auf einen Haufen unter den Wind, damit das Thier verfaule; allein dem ohngeachtet macht die Fäulung die Luft ungesund, weil die Erde, die für sich selbst oder wegen der verschiedenen Theile, die sie enthält, eine anziehende Kraft gegen alle Dünste äussert, die feinsten und folglich die gefährlichsten von dieser Fäulung an sich ziehet, woraus denn nothwendig Krankheiten entstehen müssen.

Ueberdies sind diese Inseln so niedrig, daß, wenn die See ungestümm ist, der größte Theil des Archipel unter Wasser gesetzt wird, welches sie ungesund macht und die Einwohner nöthiget, ihre Wohnungen in den Buchten auf den erhabensten Gegenden anzulegen. Sie haben blos flache Fahrzeuge, die für die hohe See zu schwach sind, und mit denen sie ihre Waaren auf die Küsten Malabar und Koromandel verführen; indeß wagen sich doch manche, ohne das geringste von Schifffarth zu verstehen, über den bengalischen Meerbusen, und gehen nach Achem, um dort eingesalzene Makrelen (bonites,) die in dieser Landschaft sehr gemein sind, einzuhandeln. Zu bewundern ist, daß von dieser Speise bey ihnen keine Krankheiten erregt werden. Die Europäer, die von diesem Salzfisch essen, bekommen davon ein mit sehr heftigem Kopfweh verknüpftes Fieber, das etliche Tage anhält, und werden über den ganzen Leib roth, als wenn sie vom Sonnenstich getroffen worden wären.

Aus den Trümmern des Schiffes le Duras, welches 1776 an einer von diesen Inseln verunglükte, ließ der König des Archipel ein andres von 200 Tonnen bauen, das er alljährlich nach den Küsten Koromandel und Orixa gehen läßt.

Jedes Dorf hat sein Oberhaupt, welcher dem König, sein Tribut an Koris bezahlt, und dieser ist seiner Seits wieder einem Souverän auf der Küste Malabar tributbar.

Die Maldiver sind gröstentheils Muhamedaner, woraus man allerdings schliessen muß, daß sie von Arabern abstammen, die auf ihrer Fahrt vom rothen Meer nach der Küste Malabar oder auch Koromandel hieher verschlagen worden.

9.
Von Malakka.

Malakka liegt auf dem südlichen Theil der malayischen Halbinsel. Die Holländer haben von dieser Besitzung wenig Vortheil; denn der größte Theil wird von Ssinesern, einer trägen Volksart, und der andre von Malayen, die von Natur schlimme Leute sind, bewohnt. Blos die Furcht vor einer Nation, die sie respektiren, hält sie in einer Art von Ordnung, die sie unter sich selbst nicht kennen.

Vor 200 Jahren war die malaysche Halbinsel sehr bevölkert. Ihre Häfen waren das ganze Jahr durch mit ßinesischen, koschinßinesischen, indischen und siamischen Schiffen angefüllt. Aber die Tyranney der Beherrscher machte, daß sie dieses sklavische Land verliessen, und verschiedene Kolonien auf den benachbarten Inseln anlegten. Achem, Sumatra, Borneo Celebes, die Molukken und die Philippinen sind grossentheils von Malayen bewohnt.

Malakka war ehehin die Residenz der Beherrscher, und die vorderste unter den indischen Städten. Die Portugiesen bauten daselbst eine gute Citadelle, und ihr Handel bestund 120 Jahre lang.

Im Jahr 1641 wurden sie von den Holländern daraus vertrieben. Zum Lohn für den Sieg wurde dem Ueberwinder bey seiner Rückkunft nach Holland der Kopf abgeschlagen, denn man legte es ihm zur Last, daß er den Ordensleuten, die in der Stadt ein Kloster hatten, erlaubt hatte, in Procession mit brennenden Wachskerzen in der Hand daraus zu ziehen, wofür sie aber sehr dicke hohle Kerzen nahmen und sie mit Demanten und all dem Gold füllten, das in ihr Kloster geflüchtet worden war.

Die Holländer führten in dem sich unterworfenen Land die Religionsduldung ein. Sie glaubten mit Recht, daß es der Politik gemäs sey, Leute von allen Nationen und Sekten aufzunehmen, wenn man eine Besitzung blühend machen will. Noch immer ist die Stadt christlich, und es befindet sich darinn eine römische Kirche.

Die Citadelle ist gut. Sie sollte 600 Mann Garnison enthalten; aber niemahl ist diese Zahl voll. Man muß ausserdem auch von derselben Detaschements zur Beschützung der kleinen auf der Küste zerstreuten Faktoreyen nehmen. Ein Fluß, der sich bis auf 80 Meilen in das Land hinein erstreckt, bespült die Mauern der Citadelle. Er ist nicht breit, und die Einfahrt in denselben sehr unbequem. Man kommt auf eine Sandbank zu sitzen, und muß die Fluth erwarten, um nach Debarradare zu gelangen. Vielleicht geschieht es aus Politik, daß die Holländer keinen Kanal daselbst graben, damit man diesem Platze nicht so leicht beykommen könne.

Es ist dies eines von den Ländern, die von der Natur am meisten begünstiget sind. Ein immerwährender Frühling herrscht daselbst. Seine Produkte aller Arten kommen hervor und mehren sich zu jeder Jahrszeit. Verschiedne Flüsse durchschneiden, und undurchdringliche Wälder bedecken

bedecken es. Eben daher ist es den Europäern wenig bekannt. Selbst die Einwohner können nicht tief hinein kommen, weil die ungeheuren Wälder, welche die Wohnungen umgränzen, voll wilder Thiere und giftiger Gewürme sind. Die Produkte aus dem Thier- und Pflanzenreich sind fast die nämlichen, wie auf den Philippinen, und überhaupt hat dieses Land viel ähnliches mit jenem Archipel, woraus man schliessen sollte, daß es durch eine gewaltige Erderschütterung davon gerissen worden.

Die Holländer haben sich in dieser Kolonie so wenig als in den meisten übrigen damit abgegeben, den Feldbau empor zu bringen. Man sieht in der Gegend um die Stadt keinen einzigen Garten, sondern sie ist, wie das Innere des Landes, von Waldungen bedeckt, so daß die Tiger, Büffelochsen und Elephanten sich eben so gut daselbst aufhalten, als überall anderwärts. Ueberdas kann sie auch wegen der Menge von Sümpfen, die sich nicht austrocknen lassen, nicht anders als sehr ungesund seyn.

Wundern muß man sich, daß die Holländer sich bis iezt in diesem Lande erhalten haben, das von so schlimmen Leuten, die so sehr zur Empörung geneigt sind, bewohnt wird. Die von Natur schon wilden Malayen lieben sehr das Opium, dieses Getränk macht sie rasend; haben sie eine gewisse Quantität davon genossen, so sind sie ganz ausser sich und gehen in den Tod: eine Art von Krankheit, die man die Tollheit nennen könnte. Sie laufen durch die Gassen mit einem Messer in ieder Hand, wozu sie amok schreyen, welches auf Malayisch heißt: ich bringe alles um! In diesem Zustande stehen ihnen die Augen voll Feuer aus dem Kopf hervor, der Mund schäumt, sie werfen mit beyden Armen um sich, und tödten alles, was ihnen in den Weg kommt. Jedermann flieht, man schließt die Thüren zu, der Gouverneur beordert ein Detaschement gegen den Wütenden, dieser aber, statt

sich zurük zu begeben und dem unvermeidlichen Tod auszuweichen, stürzt sich auf die Bayonetten los, bis er tod niederfällt.

Diese natürliche Wildheit hat keinen Einfluß auf die Sprache der Maleyen, welche die sanfteste von der Welt ist.

Im Innern des Landes giebt es Gold- und Silber-Minen, die aber nicht bearbeitet werden. Auf der Oberfläche des Bodens findet man Kalin, eine Art von Zinn, wovon jährlich einige Ladungen nach Sina ausgeführt werden, indem es die Sineser mit Kupfer versetzen und so ihre Tutenaghe machen; dieß ist der einzige Handelszweig, der der Kompagnie einigen Gewinn einträgt, welcher aber nicht hinreicht, die dabey angestellten Leute zu bezahlen und die Ausgaben zu bestreiten, welche sie aufwenden muß, um sich auf dieser Küste zu erhalten. Der Handel mit Rohren bedeutet so wenig, daß sie sich genöthiget gesehen hat, ihn den Landeseinwohnern gegen gewisse Abgaben zu überlassen. Die benachbarten Inseln verschaffen ihr Adler- Sandel- und Sapan-Holz. Einige Malayen treiben Schleichhandel. Diejenigen, welche man unter dem Namen Bughis kennt, hohlen aus den Molukken Gewürze, und führen sie nach Achem und Queda, andre, die mit Kalin heimlich handeln, kreutzen in den Meerengen umher, und verkaufen es an die nach Sina vorbeyseegelnde europäische Schiffe. Um die Ausbreitung dieses Schleichhandels zu hindern, unterhält die Kompagnie einige Küstenbewahrer, welche sich bemühen ihre Fahrzeuge aufzufangen.

Man findet in Malakka wirkliche Menschenfresser, und noch eine andere Art Geschöpfe, die weiter nichts als die Gestalt vom Menschen haben. Sie halten sich auf Bäumen auf, und wenn iemand unter denselben vorbeygeht, so kommen sie herab und fressen ihn. Es giebt darun-

darunter welche, die nicht so gar wild sind; sie irren in den Wäldern umher, leben selbst mit Geschöpfen ihrer Art in keiner Gemeinschaft, nähren sich von Früchten und Wurzeln, und begatten sich mit den Weibgen nicht, ausser nur wenn sie die Natur dazu treibt, welches zu beweisen scheint, daß die Menschen im Stande der Natur eben so, wie die Thiere, eine zum Liebesgenuß bestimmte Zeit haben. Einige von diesen Wilden sind etwas gesellschaftlicher worden und handeln mit den Malayen, aber ohne mit ihnen Gemeinschaft zu haben. Sie legen das Kalin, das sie auf den Bergen gesammelt haben, unten an dem Baum hin, worauf sie sich aufhalten, dafür legen dann die Malayen Früchte oder andere Kleinigkeiten hin, welche der Wilde sobald sie fortgegangen sind, zusammenraffet. Ihre Sprache ist den Malayen unbekannt. Ich habe einen gesehen, den man sehr iung gefangen hatte, und der iezt Bedienter bey einem Rathsgliede, aber sehr faul ist.

Man trifft auch in diesem Lande eine Art Menschen an, deren Füsse fast ganz verkehrt stehen sollen; ob mir das nun gleich von dem Kommendanten versichert worden, so glaube ich doch, es seyen zur Bestättigung dieses Vorgebens neue Beobachtungen nöthig.

Malakka trägt einige vortreffliche Früchte, z. E. den Nambe, Nambutan und Mangustan; dieser leztere ist die beste, und übertrifft alle indische Früchte durch ihren leckerhaften Geschmack.

10.

Von den Philippinen.

Man theilt gewöhnlich die Philippinen und Molukken in zwey Archipels ab, mich dünkt aber, sie machen nur einen

einen aus, und wenn sie unter einen Herrn gehörten, so würden sie ohne Zweifel auch nur einen Namen tragen.

Die Philippinen gehören den Spaniern und die Molukken den Holländern. Diese leztern sind wichtiger und reicher als die erstern, und haben ihre Fruchtbarkeit dem Fleisse einer arbeitsamen Handelsnation zu danken, die sich zu iederzeit auf den Landbau gelegt hat. Auf den Philippinen hingegen ist überall die Trägheit eines Volkes merkbar, das alles in Bezug auf die Religion einrichtet, und sich nur beeifert Proselyten zu machen.

Die **Philippinen** erstrecken sich vom dritten oder vierten bis gegen den neunten oder zwanzigsten Grad der Breite, und begreifen eine Menge Inseln, davon die meisten sehr wenig bekannt sind. Die wichtigsten und auf welchen die Spanier Besitzungen haben, sind **Lüçon**, **Mindoro**, **Panay** und **Mindanao**.

Die Insel **Lüçon**, liegt unter allen am meisten gegen Norden. Auf derselben haben die Spanier **Manila** gebaut, die Hauptstadt ihrer Besitzungen in diesem Archipel. Ihre für den Handel nach Sina und andern indischen Ländern vortheilhafte Lage, sollte diese Stadt zur reichsten von der Welt machen, allein der Spanier mag sich nicht mit vergänglichen Schäzen abgeben, wenn er sie durch einen mühsamen Handel und auf Unkosten seiner Nationalvorurtheile erwerben soll.

Manila liegt auf vierzehen und einen halben Grad nordlicher Breite. Das Klima daselbst ist fast das nämliche als zu Pondischery und Madras. Die Stadt ist sehr groß und wohlgebaut, die Häuser sind schön und die Gassen nach der Schnur angelegt, sie hat prächtige Kirchen, ist befestiget, und liegt an einem ansehnlichen Fluß, der ihre Mauern bespült und dessen verschiedene Arme die ganze Insel durchkreuzen. Die herumliegende Gegend ist fruchtbar, und zu ieder Art von

von Kultur tauglich, aber unter den Händen der Spanier bleibt sie ungebaut und die Früchte, die sie von selbst trägt, werden nicht eingeerndtet. Sogar die Gesetze, die doch dem Landmann unterstützen sollten, widersetzen sich zu Manila dem Fortgang der Kultur und verbieten die Ausfuhr, obgleich die Schätze des Bodens die geringe Anzahl der Einwohner übersteigen. Geschiehts indessen, daß etwa in einem Jahre Stürme, Regen oder Dürre den Ueberfluß in Mangel verwandeln, so drükt die gräßlichste Hungersnoth ein Land, das doch nie derselben ausgesetzt seyn sollte. Aus Unwissenheit, Trägheit und blindem Vertrauen auf die Vorsicht sammelt man nicht mehr Feldfrüchte ein, als man eben für ein Jahr nöthig hat.

Man zählt zu Manila ohngefähr 12000 Christen. Diese Stadt war ehehin weit mehr bevölkert, als sie noch von den Sinesern besucht wurde, deren viele theils sich daselbst niedergelassen hatten, theils der Handelschaft wegen dahin kamen, aber ein allzu frommer Gouverneur verbannte sie aus falscher Politik und jagte sie aus der ganzen Insel fort. Nun fielen Handel und Künste, die sich seitdem noch nicht wieder erhohlt haben, und Elend und Entvölkerung waren die traurigen Folgen einer solchen Verwaltung.

Die Schiffe können nicht vor Manila ankern, denn die Mündung des Flusses ist von einer Sandbank versperret, welche bey angeschwollener See sehr gefährlich ist; doch können kleinere Schiffe einlaufen, die dann ihre Ladung vor dem Kaperthor ausschiffen. Die Schiffe, die zu Manila überwintern müssen, legen sich in den Hafen von Kawite, der drey Meilen von Manila am Ende der Bay gegen Süd-Ost liegt.

Kawite hat eine Schanze, die sich aber gegen den Angriff eines europäischen Feindes nicht halten kann.

kann. Sie ist auf einer niedrigen Erdzunge gebaut, welche das Meer zu überschwemmen drohet. Der Hafen ist gegen die Nord- und Nord-Nord-Westwinde nicht gesichert, und voll von einer Art Würmer, die sich an die Schiffe hängen und sie in kurzer Zeit ausser Stand setzen, die hohe See zu halten. Die größte Unbequemlichkeit aber ist, daß man das frische Wasser sehr weit herhohlen muß, wozu man sich der platten Landesfahrzeuge bedient, als welche allein weit in den Strom hinauf fahren können.

Drey Viertheile der ohnehin nicht sehr beträchtlichen Stadt, nehmen, wie in allen spanischen Orten, Klöster ein. Was ausser der Stadt liegt, heißt die Vorstadt St. Roch, welche aber nichts als ein Haufe von einigen bambusnen mit Pisangblättern gedeckten Häusern ist, unter denen man iedoch die Ueberbleibsel einer Kirche siehet, die ziemlich schön gewesen zu seyn scheint, und von den Mohren, die sich 1762 mit den Engländern vereinigten, zerstört worden ist, so daß dieser sonst heilige Ort nunmehr ein Aufenthalt wilder Thiere ist.

Die Spanier haben auf der Insel Luçon verschiedene Besitzungen. Man sollte glauben, es sey ihnen nicht sowohl darum zu thun gewesen, Kolonien anzulegen; denn sie schickten blos Mönche dahin; als vielmehr die katholische Religion auszubreiten, wie denn auch die unter dem spanischen Joch stehende Völker kaum einige wenige Züge einer policirten Nation zeigen. In verschiedene Gegenden konnten die Spanier nicht dringen; sie wandten umsonst Gewalt, Strenge und Todesstrafen an, die dahin geflüchteten Völker zu unteriochen und zu ihrer Religion zu bekehren; die Insulaner zogen sich in enge Pässe, wo iene ihnen nicht beykommen konnten, nähren daselbst einen unauslöschlichen Haß gegen alle Ausländer, streifen oft bis vor die Thore der Hauptstadt, plün-

plündern, morden, verwüsten und entführen alles, was ihnen vorkommt, und rauben sogar ihren Landsleuten selbst die schlechten Lebensmittel, welche diese aus Schwäche und Muthlosigkeit nicht zu vertheidigen im Stand sind.

Man trifft noch auf den Gebirgen ganz wilde Menschen an. Sie fliehen vor iedermann, selbst vor einander, und irren einsam, bleiben da, wo sie die Nacht überfällt, und schlafen in hohlen Bäumen.

Die Bewohner der Insel Luçon, wie überhaupt aller Philippinen, nennen sich Tagals. Sie scheinen von den Malayen abzustammen, deren Gesichtszüge sie haben, und ihre Sprache, ob sie schon von der malayschen verschieden ist, hat doch die Aussprache und das Sanfte derselben. Alle diese Inseln scheinen anfänglich von einerley Volk bewohnt worden zu seyn, dessen Sitten sich nur abgeändert haben. Zu Manila vermischte es sich so sehr mit Sinesern und andern Nationen, daß es nun ein gemengtes Volk ausmacht.

Die Maniler sind schwarzbraun, groß und wohlgebaut. Ihre Kleidung besteht aus einem Hemde von Leinwand, die aus Fäserchen von Abaka, einer Art Pisangbäume, verfertiget ist. Dieses Hemd ist sehr kurz, und wird über grosse sehr weite Hosen getragen. Ihr größter Staat bestehet in rothen, gestickten, sehr feinen Schnupftüchern, deren sie gemeiniglich drey tragen, eins auf dem Kopf, das andre um den Hals, und das dritte in der Hand. Die Engländer lassen selbige zu Madras ganz eigens für die Maniler fabriciren.

Die Weiber tragen eine Art von kleinem Hemd, das nur bis an den Nabel reicht, und ein Schnupftuch um den Hals, das aber nicht anliegt. Um den Unterleib winden sie eine weisse Leinwand, die mit dem einen Ende am Gürtel fest gemacht wird. Ueber derselben

tragen sie noch einen andern gefärbten Stoff, den die Bewohner der Insel Panay verfertigen, und über diese ganze Bekleidung noch ein Mäntelchen, das gewöhnlich schwarz ist, und ihnen vom Kopf bis auf die Füsse reicht. Ihre schwarzen und sehr schönen Haare reichen manchmahl bis auf den Boden herab, sie unterhalten sie sehr sorgfältig, salben sie mit Kokosöl, rollen sie nach sinesischer Art auf, und flechten sie oben auf dem Kopf in einen Knoten, der mit einer goldenen oder silbernen Nadel zusammgeheftet wird. Ihre Schuhe sind gestickte und so kleine Pantoffeln, daß sie ihnen kaum die Zehen bedecken.

Die Häuser der Indier zu Manila sind von Bambus, und mit Pisangblättern gedeckt. Sie werden von hölzernen Pfeilern acht bis zehen Fuß hoch über der Erde getragen, und man steigt auf einer kleinen Leiter hinan, die alle Abende weggenommen wird. Man baut deswegen so hoch, um sich vor der Feuchtigkeit zu verwahren, die Leiter aber wird um der wilden Thiere und Menschen willen weggenommen. Ihr Bette ist gewöhnlich eine blosse auf dem Boden ausgebreitete Matte.

Ihre Nahrung ist Reis in Wasser gekocht, wozu sie gesalzenen Fisch essen, oder in die Brühe Gänsefuß (ein Kraut) legen, um ihr einen Geschmack zu geben.

Es giebt auf der Insel Luçon verschiedene Seen, unter denen der beträchtlichste derienige ist, den die Spanier Laguna de Bay nennen. Der Fluß Manila kommt aus diesem See, und folglich kann man auf Fahrzeugen die ganze umliegende Gegend besuchen. Er hat ungefähr dreyßig Meilen im Umfange, und ist auf 120 Klafter tief. Mitten darinn ist eine Insel, worauf sich einige indische Familien geflüchtet haben, welche vom Fischfang leben, und ihre Freyheit behaupten, indem sie niemand landen lassen. Gegen Westen ist dieser See mit hohen Bergen umgeben, deren unterer Theil sehr fruchtbar ist,

und von einem sanften Volke bewohnt wird, das sich mit Verfertigung von Matten, Leinwand und allerley Geräthen von Abaka beschäftiget.

Die Spanier, die ihnen eine neue Religion gaben, haben gleichwohl ihre Gesetze nicht abgeändert, sondern sie leben wirklich noch nach ihren alten Gebräuchen, und werden von einem Indier aus ihrem Dorfe regiert, den jedoch die Spanier, deren Oberherrschaft sie erkennen, ernennen.

Dieses übrigens so sanfte Volk ist doch gegen die Laster streng. Das größte darunter ist in ihren Augen der Ehebruch, welcher allein mit dem Tode bestraft wird.

Auf der östlichen Seite dieses Sees verbreiten sich unermeßliche Ebenen, und durch selbige laufen breite und tiefe Flüsse, welche die Gegend umher fruchtbar machen. Dieses Land könnte eine zahlreiche Nation nähren, die sich durch den Anbau desselben ein glükliches Leben verschaffen würde. Indeß sieht man daselbst nichts als einige Dörfer, die weit aus einander zerstreut sind, worinn Leute wohnen, die weder Tugend noch Ehrlichkeit besitzen, sich vor einander selbst fürchten, und aus Mangel an Gesetzen ihre ganze Sicherheit blos auf körperliche Stärke und ihre Waffen gründen, die sie immer in Bereitschaft halten, selbst dann, wann sie einander anreden, ja sogar Verwandte, Brüder, Mann und Weib selbst leben hier in stetem Mistrauen, und folglich auch in gegenseitigem Haß. —

Es giebt auf der Insel Luçon verschiedene Volkane, und davon mögen vielleicht die häufigen Erdbeben rühren, denen diese Insel unterworfen ist. Es vergeht kein Jahr, da man nicht zwey, drey oder vier verspüret. Ihrentwegen bauen die Spanier zu Manila das erste Stockwerk ihrer Häuser von Holz, und stützen alles Zimmerwerk

mit hölzernen Pfeilern. Auch haben sie deswegen in ihrem Hof oder Garten allemahl eine kleine Hütte von Bambus, worinn die ganze Familie schläft, wenn die Jahrszeit ein Erdbeben zu verkündigen scheint.

Es scheint, wie Hr. le Gentil sehr wohl bemerkt hat, daß die Erdbeben häufiger zu Ende des Jahrs und am öftesten bey Nacht sich ereignen. Ich spürte 1770 im December zwey, davon das erstere heftig war und viele Häuser umstürzte. Es meldete sich Abends um 9 Uhr durch einen sehr starken Südwind, der das Meer bebend machte, die Atmosphäre war mit einem röthlichten Dunst angefüllt, und um zwey Uhr fühlte ich drey wiederhohlte Stösse, die mir einigen Reitz zum Erbrechen verursachten. Die auf der Rheede liegenden Schiffe empfanden eben diese Bewegungen, und man glaubte, sie seyen an einander gestossen. Die Spanier fiengen geschwinde an, den Rosenkranz zu singen.

Die Volkane geben Anlaß zu warmen Wasserquellen, die auf der Insel Luçon häufig sind; man schreibt einigen wundersame Kräfte zu, besonders denen zu Bailly, das an dem Ufer der Laguna de Bay liegt. Der König hat hier ein Hospital und öffentliche Bäder erbauen lassen.

Der Handel von Manila könnte beträchtlich, und dieser Ort einer der reichsten und durch den Handel am meisten blühenden in Asien werden. Die Spanier könnten, wenn sie nicht zu träge wären, selbst nach China, Koschinßina, Indien, Bengalen, Surate, und sogar nach der Insel France gehen, und daher die Waaren hohlen, die sie so wohl für sich selbst, als für ihren mexikanischen Handel brauchen, dagegen aber die Produkte ihrer Insel umtauschen.

Der Gouverneur hat verbotten, irgend ein ausländisches Schiff im Hafen einzulassen. Alle französischen Schiffe

Schiffe, welche in der Absicht, einen wechselseitigen Handel zu eröffnen, nach Manila kamen, wurden allezeit übel empfangen, und die Eigenthümer verlohren immer ein beträchtliches auf ihre Ladung. Die vielen Schwierigkeiten, die es beym Ein- und Ausladen setzt, haben den Handelsleuten von der Insel France den Lust benommen, da doch ein solcher Handel für beyde Nationen vortheilhaft seyn würde.

Man nimmt zu Manila blos ßinesische und indische Schiffe an, unter dem Vorwand, diese Völker möchten sich bekehren. Diese Schiffe bringen die zur Konsumtion und zum Luxus nöthigen Waaren nach Manila, und nehmen dafür die Piasters ein, welche die Gallion von Akapulko dahin führt.

Die Waaren, die man aus Manila hohlen könnte sind Tauwerk, Theer, Pech, Leinwand, Rohre, Rotin, Indigo, Rocou (Orleanbäume), Reis. Die dasige Baumwolle ist ungemein schön, und würde einen Hauptartikel zur Ausfuhr nach Sina geben, wohin man viele Ladungen van Surate versendet, und daran bisweilen Hundert vom Hundert gewinnet.

Das dort wachsende Zuckerrohr ist vortreflich, und giebt einen Zucker, der den von Batavia an Güte übertrifft. Man sammelt auch daselbst die Rinde von einem Baum, welche die Stelle der Zimmtrinde vertritt, nur daß sie neben dem Zimmtgeschmack noch etwas herbes hat Die Rinde ist dick und porös, der Baum selbst aber ist kein Zimmtbaum. Die Spanier verhandeln sie an die Sineser, die aber nicht viel daraus machen, weil sich die nämliche Art zu Hainam, in Tonkin und in Koschinßina findet, woher sie sich damit versehen. Man findet auch daselbst wilde Muskatnüsse, die aber keinen Geruch haben und folglich auch nicht zum Handel taugen. Sie sind klein, und der Baum, der sie trägt, hat Blätter einen

Fuß lang; die nämliche Art wird auch auf Madagaskar angetroffen.

Der Taback kommt hier sehr wohl fort. Die Schiruten von Manila, die aus über einander gerollten Tabakblättern bestehen, vier bis fünf Zoll lang, und die in Westindien so genannten Cigarros sind, sind in ganz Indien wegen ihres angenehmen Geschmacks berühmt. Selbst die Frauen rauchen sie hie zu Land den ganzen Tag über.

Man hält den Kakao von Manila für vorzüglicher als den amerikanischen. Es ist dies fast auf allen Philippinen der einzige Baum, den man ziehet, weil daselbst viel Schokolade verbraucht wird; denn man trinkt ihn unaufhörlich, und wartet bey allen Besuchen damit auf. Der Kakao ist, wie der Tabak, auf den Philippinen nicht einheimisch, sonden beyde wurden erst aus Neu-Spanien dahin gebracht.

Man könnte auch Wachs aus Manila ziehen, indem die Gebirge voller Bienen sind, die es überflüssig machen.

Alle Flüsse führen viel Goldsand mit sich, woraus abzunehmen ist, daß es Goldminen daselbst gebe. Die Indier gewinnen mit dem Goldwaschen täglich dreyßig Sols (vierzig Kreutzer.)

Eisen giebts daselbst in gediegenen Massen, aber mit einem andern Metall vermengt, wovon dasselbe weicher wird, als das unsrige ist. Man verarbeitet es, wie man es findet. Es giebt auch Magnete, und beträchtliche Marmorbrüche, wovon man den Marmor genommen hat, der die Kirchen schmüket.

Auf **Mindoro** haben die Spanier nur einige kleine Besitzungen. Alle Reisende haben vorgegeben, daß die Bewohner dieser Insel einen Schwanz haben, es ist

aber nur so viel wahr, daß sie ein etwas längeres Steißbein haben.

Die hauptsächlichsten Besitzungen der Spanier auf der Insel Panay sind Ilo-Ilo und Antighe. Letzteres ist auf der ganzen Insel der einzige Ort, wo man gut ankern kann.

Antighe liegt auf zehen Grad zwey und vierzig Minuten nördlicher Breite. Die Rheede ist zehen Klafter tief, und ziemlich weit vom Ufer entfernt. Die Schiffe können im November, December, und Januar nicht ohne grosse Gefahr sich vor Anker legen, weil zu dieser Jahrszeit die Süd-West und die West-Winde wehen, welche von der Seite herstreichen und das Meer sehr anschwellen machen. Man versieht sich mit Wasser für die Schiffe aus einem kleinen gegen Norden fliessenden Bach. Es ist noch ein grösserer Fluß vorhanden, welcher dem Fort statt eines Grabens dient, und worinn die Fahrzeuge weit hinauf kommen können, allein sein Wasser ist salzig, selbst bey der kleinsten Ebbe. Die Bewohner dieser Insel, welche fleissiger sind, als die auf der Insel Luçon, fabriciren aus Baumwolle und den Fäserchen einer im Lande wachsenden Pflanze Schnupftücher und Leinwand. Die gröbsten davon gebrauchen sie zu ihrer eigenen Kleidung, und die andern verhandeln sie an die Bewohner der benachbarten Inseln.

Uebrigens ist Antighe allen andern Philippinen ähnlich. Die fruchtbare Natur verschwendet daselbst ihre Gaben, und der Einwohner giebt sich keine Mühe, sie zu benutzen, weil die Regierung keine Anstalten macht, ihn vor den Rauberepen der Mohren in Sicherheit zu setzen, welche ihn unablässig beunruhigen und seine Fischerkähne sogar auf der Rheede selbst wegnehmen, die nur durch ein hölzernes Fort, worinn zwanzig einländische Christen liegen beschützt wird.

Diese Insel hat viel Wildpret, aber wenig Früchte; Kokosnüsse und Bananas sind die einzigen, welche die Einwohner ziehen.

Es giebt daselbst eine grosse Menge Hirsche, Eber und wilde Schweine, die Büffel, Ochsen und Pferde sind so gemein, daß man gar keine Sorge auf sie verwendet, weder sie einzuschliessen, noch ihre Vermehrung zu befördern; die Pferde laufen frey umher, und haben keinen eignen Herrn, wer eines nöthig hat, fängt das erste, das ihm zu Handen kommt, und läßt es wieder laufen, wenn ers gebraucht hat.

Die Luft ist auf der ganzen Insel ungesund, weil sie unbebaut und voller Moräste ist. Man glaubt, sie enthalte sehr reiche Goldminen.

Die Spanier haben auf den Küsten der Insel **Mindanao** verschiedene Faktoreyen, müssen aber, um sich zu behaupten, mit den sehr vielen Königen, welche auf dieser Insel regieren und von denen noch keiner die Spanier für seinen Herren erkennen wollte, beständig Krieg führen.

Sambuanghe ist der Hauptort unter den spanischen Besitzungen auf Mindanao. Er liegt auf der südlichen Küste der Insel. Nach unsern Beobachtungen liegt er auf 120 Grad dreyzehen Minuten der Länge und sechs Grad vier und funfzig Minuten der Breite, welches einen beträchtlichen Unterschied von der Beobachtung des Herrn Le Gentil giebt, der diesen Ort unter sieben Grad zwanzig Minuten der Breite setzt, vermuthlich nach unrichtig verzeichneten spanischen Karten.

Die Spanier haben daselbst eine sehr ansehnliche Citadelle von gehauenen und gebackenen Steinen, welche die Rheede beschützen kan, aufgeführt. Die Einwohner haben ihre Häuser innerhalb eines Pallisadenwerks, welches auf der einen Seite an die Citadelle, und auf der

andern

andern an ein kleines hölzernes Fort anschließt, das mit vierzehen Kanonen versehen ist, und die Gegend umher bestreichet.

Sambuanghe kostet dem König von Spanien viel, ohne ihm etwas einzubringen. Man hat diesen Ort angelegt, um den Einfällen der Mohren in die benachbarten Insel Einhalt zu thun. Dem ungeachtet kommen diese letztern bis auf die Rheede von Antighe und Manila, und nehmen nicht nur die Fischerkähne, die ihnen aufstossen, sondern selbst reich beladene Schiffe weg; sie unterstehen sich sogar, den Einwohnern von Sambuanghe zu trotzen, steigen in einer Gegend, wohin die Kanonen nicht reichen, an Land, und verfolgen sie bis an die Pallisaden; und so wagen sich diese Elenden nicht aus ihren Wohnungen, und bauen ihre Felder nur unter dem Schutz der Kanonen, deren sie einige Stüke mit sich auf die Aecker führen.

Der dasige Boden ist fruchtbar und erfordert wenig Arbeit. Er trägt viel Reis. Ochsen sind daselbst in grosser Menge und von geringem Preis. Der König hatte einige in eine grosse an das Etablissement stossende Ebne einschliessen lassen, und sie haben sich so sehr vervielfältiget, daß man, als ich daselbst war, bis auf 6000 zählte. Mitten in der Ebne ist ein hölzernes Fort mit acht Kanonen angelegt worden, um die Mohren abzuhalten. In einer andern Ebene, die von der vorigen durch eine Bergkette getrennt ist, haben die Spanier Pferde und Büffel angesetzt, die sich denn auch ausserordentlich vermehrt haben. Um beyde Ebnen zieht sich eine dünne Waldung, die mit Hirschen und wilden Schweinen angefüllt ist. Die Flüsse führen gleich denen auf der Insel Luçon viel Gold mit sich.

Man findet bey Sambuanghe eine besondre Art Kokos. Der Baum ist in nichts von dem unterschieden, den wir kennen; die Frucht sieht auch eben so aus, aber

sie ist nicht ganz so dicke, die Schaale ist nicht so zähe, das Fleisch kommt den Artischoken nahe und hat eben den Geschmack. Wenn man diese Frucht zu lang hängen läßt, so verändert sie ihre Natur und wird faservicht, alsdann hat sie einen herben Geschmack und ist nicht mehr eßbar. Ich habe fünf solche Bäume auf die Insel France verpflanzt, sie sind aber verdorben.

In dem südlichen Theil von Midanao ist ein Volkan, der unaufhörlich brennt, und den Schiffen, die auf diese Höhen kommen, zum Wegweiser dienet.

Die Insel Yolo scheint der Gränzpunkt zwischen den Philippinen und Molukken zu seyn. Die Holländer behaupten, sie gehöre zu den Molukken, und die Spanier glauben so gewiß, sie sey eine von den Philippinen, daß sie mehrmals sich darauf festzusetzen, und, da sie ihren Zweck nicht in der Güte erreichen konnten, sich mit Gewalt ihrer zu bemeistern versucht haben, aber immer umsonst, indem die Yoler niemand als ihren eignen König über sich erkennen wollten.

Die Engländer haben auf einer kleinen von Yolo ostwärts gelegenen Insel eine Faktorey gehabt, mußten sie aber verlassen.

Die Franzosen hätten daselbst ein Etablissement anlegen können. Der König dieser Insel wollte seine Freundschaft gegen die Nation bezeugen und verlangte sogar die französische Flagge. Allein sie thaten, wie ich glaube, wohl daran, daß sie sich nicht daselbst niederliessen, denn sie würden über lang oder kurz ein Opfer der Bewohner geworden seyn, welches kriegerische und grausame Leute sind, ob sie gleich von einem guten Fürsten beherrscht werden.

Yolo ist nur eine kleine Insel von dreyßig bis vierzig Meilen im Umkreis. Indeß verdiente sie doch, daß

sich

sich europäische Nationen Mühe um sie gäben, da sie zum Gewürzbau und Handel sehr vortheilhaft liegt.

Sie hat viele Elephanten, man findet Ambra darauf, und fischt auch Perlen bey derselben. Der Hafen dient den Mohren, welche als Seeräuber in diesen Gewässern herumstreichen, die Spanier in ihrer Schifffahrt beunruhigen, und bey ihren Einfällen die Leute aus den Kolonien mit sich fortführen und zu Sklaven machen. Die Küste hat Fische genug zur täglichen Nahrung der Bewohner, man sammelt auch darauf Vögelnester, welche von den Sinesern sehr geschätzt werden.

II.

Von den Molukken.

Die **Molukken** machen einen ansehnlichen Archipel aus, der sich der Länge nach von Java bis nach Neu-Guinea erstreckt. Die Papusländer, welche nur Kolonien der Bewohner von Neu-Guinea sind, gehören dazu. Die Holländer haben auf allen Inseln dieses Archipels Faktoreyen, und auf **Banda** und **Amboina** Forts und ansehnliche Wohnplätze. Um sich den ausschliessenden Vortheil des Gewürzhandels zu sichern, haben sie sogar die benachbarten Inseln, welche auch Gewürz trugen, mit Feuer verheeret, wiewohl sie doch damit nichts ausrichteten, denn alle Molukken und Papusländer, selbst Neu-Guinea bringen Gewürz hervor und werden es thun, so lange sie vorhanden sind. Als die Franzosen sich mit diesen Produkten versahen, suchten sie selbige weder auf Banda noch auf Amboina, sondern zu **Ghebi** und **Moar**. Der Hafen von Ghebi, wohin sich die französischen Schiffe in Sicherheit begaben, unstreitig der schönste auf den Molukken, war den Holländern nicht einmahl bekannt, weil

weil ihn die Franzosen unbewohnt antrafen. Sie setzten sich daselbst, fest während als die Könige von Maba und Patanie nebst dem Sultan von Tidor ihnen Gewürzbäume verschafften, welche sie auf die Insel France und nach Kayenne verpflanzten.

Die Bewohner der molukkischen Inseln sind überhaupt sehr schwarzgelb, und haben viel von den Malayen, von denen sie abzustammen scheinen, als die Sprache und die Sitten derselben, sie sind gleich ienen nicht sehr beherzt und doch grausam und wild, vielleicht ist aber ihre Rohheit eine Folge der herumschweifenden und einsamen Lebensart, die sie, um der Sklaverey der Holländer zu entgehen, in den Wäldern führen. Die von ihnen bewohnten Inseln sind fruchtbar, sie bauen aber selbige nicht an, sondern leben blos von Sagu, der in diesem Archipel in grosser Menge von selbst wächst.

Ihre Religion ist ein verdorbener Muhammedismus.

Niemand trägt Kleider, als die Weiber und die Priester. Die Mannspersonen bedecken sich blos den Kopf mit einem aus Blättern vom Latanier gemachten und mit allerley Farben bemalten Hut, und gehen ausserdem ganz nackt, nur daß sie um die Schaamtheile ein schmales leinenes Tuch tragen.

Die Weiber bekleiden sich mit einem langen Rock oder einer Art von Sack ohne Falten, der vorne zugemacht wird. Sie tragen ungeheuer grosse Hüte, welche sieben bis acht Fuß im Umreis haben, und mit Muscheln und Perlmutter geziert sind, ein drey Zoll hoher Reif giebt ihnen unterhalb die Hutform und hält sie auf dem Kopfe fest. Diese Weiber gehen niemahl aus, sondern halten sich immer zu Hause eingeschlossen.

Die

Die Priester kleiden sich, wie die Weiber, in lange Röke, man kennt sie aber an ihren Müzen, welche spizig zugehen.

Beyde Geschlechte tragen Armringe von Porcellänmuscheln, denen sie durch Reiben auf einem Stein die gehörige Form geben.

Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile, Köcher und Schild. Der Bogen ist aus einem leichten faserichten biegsamen Holz, sie zieren ihn mit Ringen, die sie aus Rotingrohr flechten, und eben dieses Rohr, zubereitet, dient ihnen statt der Sehne. Die Pfeile sind von einem biegsamen und leichten Schilfrohr, und die Spize ist von einem sehr harten zackichten Holz, manchmahl besteht sie auch aus dem ersten Grät der Rükenfloßfeder eines grossen Fisches.

Die Köcher sind von Baumrinde; die Schilde von einem schwarzen und sehr harten Holz, und mit erhobenen Bildern von kleinen schönweissen Muscheln geziert. Sie sind lang und in der Mitte schmäler als an beyden Enden.

Ihre Schiffe sind von einer sinnreichen und besondern Bauart. Sie haben auf siebenzig bis achtzig Fuß in die Länge. Die beyden ausnehmend hohen Enden stehen bis auf zwanzig Fuß über das Wasser empor. Das Steuerruder ist blos ein gewöhnliches langes Ruder, das aussen angebracht ist und auf einem Gerüste ruhet. Der Körper des Schiffes besteht aus einem Haufen Bretter, die weder in einander gefügt noch zusammengenagelt, sondern nur nebeneinander gelegt und mit Stricken aus Rotingrohren zusammen gebunden sind. Zu beyden Seiten des Schiffes sind zwey horizontale Flügel befestiget, welche es halten, wenn die See hochgeht. Zehen Männer, die queer über diesen Flügeln sitzen, geben dem

Schiffe

Schiffe seine Bewegung und treiben es mit unglaublicher Geschwindigkeit fort. Die Kunst der Ruderer besteht darinn, daß sie zu gleicher Zeit alle miteinander ihre Ruder ins Wasser senken, und ohne Zweifel muntern sie sich deswegen, so lange sie rudern, mit Gesängen auf, oder schlagen auf eine Art von Tamtam; denn die Mensur der Musik erhält die Gleichheit ihrer Bewegungen. Die Seegel sind aus einigen länglichten Matten zusammengesetzt, und hängen queer über dem Mast.

Die Papus, die doch so nahe an den Molukken sind, indem sie die an Neu-Guinea hin liegenden Inseln bewohnen, haben weder die Sitten, noch sonst einen Zug von den Molukkern, sondern nähern sich und haben viel Aehnlichkeit mit den guineyischen Kaffern auf der Küste von Afrika, weswegen auch dem von ihnen bewohnten Lande der Name Neu-Guinea beygelegt worden ist. Man kennt sie sehr wenig, und ihr Land wird selten besucht. Sie sind stark von Leibe, von langem Wuchs, glänzend schwarz, doch ist ihre Haut holperlich und rauh, sie haben grosse Augen, eine eingedrükte Nase, ein weit aufgeschlitztes Maul, sehr dicke Lippen, besonders die Oberlippe, krause und glänzend schwarze Haare. Der Karakter dieser Wilden kommt mit ihrem Aeusserlichen überein, sie lieben den Krieg, und sind tapfer und grausam gegen ihre Feinde.

Die Molukken haben, wie die Philippinen, viele Volkane, die wahrscheinlich Mündungen eines und desselben Feuerschlundes sind. Der auf Siao ist der fürchterlichste; bey heftigen Ausbrüchen bedeckt er alle benachbarten Inseln mit Asche.

Anhang.

Von einigen vierfüssigen Thieren und Vögeln.

Der Ay-Ay.

Er kommt dem Eichhörngen sehr nahe, und hat auch etwas vom Maki und vom Affen. Er ist vom Kopf bis zum Anfang des Schwanzes achtzehen Zoll, sechs Linien, und der Schwanz anderthalb Fuß lang. An iedem Fuß hat er fünf mit krummen Klauen versehene Zehen. Die beyden letzten Gelenke des Mittelzehen an den Vorderfüssen sind sehr lang, dünne und unbehaart; mit demselben hohlt er die Würmer aus den Löchern in den Bäumen hervor und schiebt sie in seinen Schlund hinunter. Die innere Zehe an den Hinterfüssen bildet einen Daumen und hat einen platten Nagel wie die Menschen. In ieder Kinnlade hat der Ay-Ay zwey dicht zusammen stehende Schneidezähne. Er ist über und über mit weißfalben Pflaumen oder feinen Haaren bewachsen, aus denen grosse schwarze Haare hervorstehen. Der dickbehaarte Schwanz scheint ganz schwarz, es sind aber die Haare desselben von der Wurzel bis zur Mitte ihrer Länge weiß. Das Thier scheint von der Art derienigen zu seyn, die sich in die Erde graben. Es ist langsam, träge und schläfrig. Bey Tag sieht es nicht, sein Aug ist röthlich und, wie bey den Nachteulen, unbeweglich. Der Name Ay-Ay, den ich ihm beygelegt habe, ist ein Schrey,

 welchen

welchen die Einwohner von Madagaskar, auf dessen westlicher Küste dieses Thier zu Hause ist, zum Zeichen ihres Erstaunens von sich geben.

Das grosse malabarische Eichhorn.

Diese Art ist die größte, die man kennt, denn sie hat die Grösse einer Hauskatze. Man findet dieses Thier auf der Küste Malabar, wo es die grosse Waldratte genennet wird, gewöhnlicher aber hält es sich auf den Kardamomenbergen, einem Theil des Gebirges Gate, auf. Es wird leicht zahm, und lebt von Früchten. Vornehmlich liebt es die Milch der Kokosnuß; wenn die Frucht reif ist, beißt es dieselbe noch an dem Baum auf und trinkt blos den Saft davon.

Die Maki's.

Man trifft sie allein auf Madagaskar an, und es giebt ihrer vielerley Arten. Die Madegassen haben ihnen diesen Namen wegen ihrem Geschrey gegeben, welches dieses Wort auszudrüken scheint. Sie scheinen den Affen ähnlich zu seyn, aber ihre Schnautze ist etwas länger. Vermöge ihrer Hinterbeine, welche länger sind als die Vorderfüsse, treiben sie ihren Körper, wie mit einer Springfeder, vorwärts und springen mit grosser Leichtigkeit sehr weit. Sie scheuen sich sehr vor der Kälte, und schlafen auf den Hinterbeinen sitzend, den Kopf zwischen den Schenkeln versteckt. Sie haben sehr spitzige Zähne und nähren sich von Früchten. Der Indri, die größte Art derselben, ist viertehalb Fuß hoch, und wird von den Madegassen, wie bey uns die Hunde, zur Jagd abgerichtet. Er und der wollichte Maki haben in der untern Kinnlade vier zusammenstehende Schneidezähne, und in der obern zwey dergleichen abgesonderte.

Die wilde indische Katze mit schwarzen Streifen.

Sie ist vom Kopf bis zu Ende des Schwanzes zwey Fuß lang, der Schwanz hat neun Zoll. In ieder Kinnlade hat sie zwey Schneidezähne und vierzehen Eckzähne. Der Leib ist länglicht, die Füsse sind kurz, der Schwanz ist dünne und lauft am Ende spitzig aus.

Das Zibetthier von Malakka.

Es ist von der Grösse unsrer Hauskatze, und hat eben die Kennzeichen und Neigungen. Es lebt von der Jagd, ist flink, und springt mit Leichtigkeit von einem Baum auf den andern, ist wild und lauft gegen den Schuß, wenn es nur verwundet ist, es giebt einen sehr starken Bisamgeruch von sich, der von einem Saft kommt, welcher aus einer Oeffnung bey den Geburtstheilen triest. Die Malayen sammeln diesen Saft und behaupten, er stärke den Magen und reitze zur Liebe. Diese letztere Eigenschaft macht ihn den Sinesern schätzbar, welche ihn den Malayen abhandeln.

Der kleine Tandrek aus Madagaskar.

Die Beschreibung und Abbildung dieses Thiers, welche Hr. von Büffon unter dem Namen Tanrek gegeben hat, ist von einem noch iungen genommen. Wenn der kleine Tandrek ausgewachsen ist, so beträgt seine ganze Länge sieben Zoll. Er hat kurze Beine, eine länglichte fast in eine Spitze auslaufende Schnautze, kleine Augen, keinen Schwanz, ist von schwarzer Farbe und hat fünf länglichte weisse Streifen über den Leib hin. Alles, was schwarz an ihm ist, ist mit steifen Haaren bewachsen. Die weissen Streifen sind kleine Stacheln, gleich denen am Stachelschwein, und

aus den schwarzen Streifen über dem Rüken gehen einzelne lange Haare hervor, die bis auf die Erde reichen. Die Tandreks haben einen langsamen Gang; sie grunzen wie die Schweine, weswegen sie von den Europäern den Namen Erdschwein und Stachelschwein erhalten haben. Sie graben sich in die Erde, und verschlafen so drey Monate im Jahr. Den Tag über verstecken sie sich, und kommen erst nach Untergang der Sonne hervor, ihre Nahrung zu suchen. Sie leben von Früchten und Kräutern. Ihr Körper ist nichts als ein Fettklumpe. Die Einwohner von Madagaskar (das einzige Land, wo man bisher Tandreks angetroffen hat) verspeisen sie, machen aber aus ihrem Fleisch eben keinen Leckerbissen.

Der indische wilde Hahn und die indische wilde Henne.

Obgleich die Gattung des Haushahns und der Henne aus den ältesten Zeiten her bekannt, die Spielarten derselben sehr vielfältig, und in den meisten Ländern der alten Welt, so wie in vielen der neuen, dergleichen anzutreffen sind, so hat man doch bisher immer nicht gewußt, welches das Vaterland dieses Geflügels sey, und wo es noch in seiner Freyheit lebe. Ich glaube, daß Indien dieses Land ist. Der dasige wilde Hahn hat von der Spitze seines Schnabels bis zu Ende seines niederhangenden und ausgestreckten Schweifes zwey Fuß vier Zoll. Die Dicke seines Körpers beträgt überhaupt ein Drittel weniger, als bey dem gemeinen Haushahn. Was an ihm vorzüglich bemerkt zu werden verdient, ist, daß die Federn am Halse sich in einen länglichten Fortsatz endigen, der auf den Seiten abgerundet ist, gegen das Ende zu einen länglichten, glänzenden, perlenfarbichten und rothgelben Flecken hat, und in seinem Umriß mit einer aus den äussersten Spitzen der Federfasern gebildeten Franze ein-

eingefaßt ist, die ihm das Ansehen eines dünnen knorplichten Häutchens giebt. Dieser Fortsatz ist der nämliche wie an einigen Schwungfedern des Seidenschwanzes (Jaseur de Bohême). Die Henne ist um ein Drittel kleiner als das Männchen, und hat alle ihrem Geschlechte eigenen Kennzeichen, ausgenommen den Kamm und die Bärte. Die Indier fangen in den Wäldern die wilden Hähne, zähmen sie, und richten sie zu den Hahnengefechten ab, wozu die gewöhnlichen zahmen Hähne, die sie ziehen, nichts taugen.

Der Kulul von Malakka.

Er scheint einige Aehnlichkeit mit dem Fasan zu haben, ist aber doch von ihm unterschieden, und macht ein eignes Geschlecht aus. Er hat die Grösse einer europäischen Ringeltaube, vier getrennte Zehen, wovon die eine rükwarts stehende keine Klaue hat, hinter dem Kopf einen dunkelrothen, niedergesenkten Federbusch von harten und steifen Federn, und auf der Stirne sechs schwarze sehr lange Borsten, die er emporheben und niedersenken kann.

Die holländische Taube.

Sie ist auf der Insel France zu Hause, grösser als die europäische Ringeltaube, hat an den Hals- und Brustfedern knorpelartige, spitzig zulaufende und glänzende Fortsätze. Man behauptet, daß ihr Fleisch ein Gift ist.

Der Nelikurvi aus Madagaskar.

Er ist eine Art von Dickschnabel oder Kernbeisser. Sein Nest, das er an Ufern von Bächen bauet und meist an Blätter ' n Kaldeir oder Vaquois hänget, besteht aus künstlich in einander verwebten Strohhalmen und Bin-

sen und bildet oben einen Beutel, worinn sich der Vogel aufhält, auf der einen Seite des Beutels ziehet sich eine Röhre herab, und am Ende derselben ist die Oeffnung des Nestes. Im zweyten Jahre baut der Vogel an das alte Nest ein neues an, und ich habe bis auf fünf dergleichen an einander hangende Nester gesehen. Diese Vögel machen ihre Nester in Gesellschaft zusammen, und es ist nichts seltenes 5 bis 600 derselben an einem Baume zu sehen. Sie brüten für iedesmahl nur drey Jungen aus.

Die kleine Meise vom Vorgebirg der guten Hoffnung.

Sie ist kleiner als die europäische Meise. Ihr Nest bauet sie in den dichtesten Gesträuchen aus einer im Lande unbekannten Art von Baumwolle. Es sieht einer Flasche sehr ähnlich; der Hals ist enge, und aussen ist auf einer Seite ein Beutel daran, worinn sich das Männchen aufhält. Wenn das Weibchen aus dem Neste gehet, so schlägt das Männchen, das seinem Gatten folgt, aus aller Macht mit seinen Flügeln an die Seiten und Ränder des Nestes, die, indem sie sich berühren, aneinander hangen bleiben und den Eingang des Nestes gänzlich verschliessen. Hiedurch verwahren diese kleinen Vögel ihre Jungen vor der Gefrässigkeit der Insekten und andrer schädlichen Thiere.

Verzeichniß der Kupfertafeln.

Seite

1. Ein Ruhegebäude mit einer Kapelle. 6
2. Ein Indier von der Sekte des Schiwen. 7
3. Ein Indier von der Sekte des Wischenu. 7
4. Ein Guru, seine Schüler lehrend. 18
5. Ein Braman von der Sekte des Schiwen. 20
6. Ein Braman von der Sekte des Wischenu. 20
7. Ein Brautpaar, das in einem Palankin ausgetragen wird. 34
8. Eine Oelpresse. 55
9. Ein Indier, auf Olles schreibend. 72
10. Lingam. 94
11. Ein Gott wie er am 10ten Tag der Tempelweihe auf einem Wagen herumgeführt wird. 118

12. Ein

Seite

12. Ein Putschari des Manar-Suami. 137
13. Ein Putschari des Darma-Raja. 137
14. Wischenu unter dem Namen Watapatraschai. 151
15. Ansicht von Kanton oder Façade der europäischen Waarenlager. 190
16. Ein ßinesischer Leichenzug. 209
17. Kaffern. 262

[illegible] Die [illegible] des [illegible] [illegible]
[illegible] Die [illegible] des [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] unter dem [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible]

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sonnerat, Pierre,

Herrn Sonnerat, Kommissärs beym Seewesen, königl. pensionirten Naturforschers, Korrespondenten des königlichen Kabinets und der Akademie der Wissenschaften zu Paris, Mitglieds der Akademie zu Lyon, Reise nach Ostindien und Ssina auf Befehl des Königs in den Jahren 1774 bis 1781 unternommen. Aus dem französischen Original in einen freien Auszug

Frankfurt und Leipzig 1784

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.697
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11095751-0
VD18 14699621